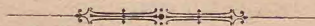


2142

Schweizerische
Familien-Bibliothek.



Gratis-Beilage

zur

„Schweizer-Chronik.“



Thun.
Druck und Verlag von Niklaus Dürrenmatt
1890.

Die „Schweizer-Chronik“,

ein Organ für die Interessen der Heimat und der
Schweizer in der Fremde,

eine Wochenzeitung im größten Format und in hübscher Ausstattung, ein durchaus selbständiges, vermittelndes Blatt, empfiehlt sich einem geehrten Lesepublikum zu Stadt und Land als sehr reichhaltige, gediegene und billige Lektüre.

Die „Schweizer-Chronik“ bringt zeitgemäße Leitartikel, Korrespondenzen und Nachrichten aus allen Gegenden des Vaterlandes, sowie aus dem Auslande, interessante, populärwissenschaftliche Abhandlungen, Plaudereien, Mittheilungen und Notizen aus den verschiedensten Gebieten der Unterhaltung und des Wissens; sie ist auf ein gutes Feuilleton bedacht und erfreut ihre Leser überdies mit einer

Familien-Bibliothek,

d. h. einer werthvollen, buchförmig gedruckten, allwöchentlich 16 Seiten umfassenden Beilage, welche jährlich eine Büchersammlung von über 800 Oktavseiten ausmacht und für sich allein eine Gegenleistung darbietet, die den sehr bescheidenen Gesamt-Abonnementspreis mehr als aufwiegt. Auf diese Weise gelangt also jeder Abonnent ohne besondere Auslagen für Bücheranschaffungen binnen kurzer Zeit zu einer hübschen Unterhaltungsbibliothek.

Der Abonnementspreis für die „Schweizer-Chronik“ beträgt:

a. Für die Schweiz:		b. Für das Ausland:	
Jährlich	bloß Fr. 4. —	Jährlich	bloß Fr. 10. —
Halbjährlich	„ „ 2. —	Halbjährlich	„ „ 5. 50
Vierteljährlich	„ „ 1. —	Vierteljährlich	„ „ 3. —

Zu zahlreichen Abonnementsbestellungen ladet ergebenst ein

Die Expedition der „Schweizer-Chronik“
in Thun.


Des Stück Schulmeisterlebe.

Bilder und Geschichten

aus dem schweizerischen Volksleben

von

Joseph Joachim.



1. Kapitel.

Deheim by dr Muetter.

My Name ist Melchior Fuchslein.

Und my Muetter, by der ig mi einisch dorüber beklagt ha, het si ordli etschuldiget und gseit: „Cha nüt drfür, Chind! die Nāme werde eim bi dr heilige Tauf bygleit, gwöhnlig em Götli z' Ehre. Und wül dyne, dr Schachemüller, grad Melf gheike und ne prächtige Taufschueche mitbrocht het und ne funkelneue Brabānter drin —“

„Dā Schueche, Muetter, wo isch dā Schueche?“

„Du guets Chind, da hei sie gässe bim Taufmohl —“

„Und dā gliserig Brabānter?“

„Ach, wie du au frage mahsch — bi so arme Lüüte! Dā Brabānter isch mit andere, suurverdiente Baze usgā worde für's täglich Brot, für d'Guuschöste, für d'Zināli!“

„O i gseh's scho,“ han i gflennet, „Als het me gessen und verbruucht, nume dā wüescht Name nit, dā het me mr gloh, aß si mi chönne drmit ärgere, 's Wagners Buebe, 's Röcklischnyder, 's Muusers: „Melf! Melf!“ — — Und ha nit emol elleini ne Namestag, mueß 'u mit Zweene theile, mit 'm Chasper und mit em Balz — au das het mr dr Schnyder fürgholte, nonit lang!“

„Dr Schnyder, dā sell zerscht für i h n sorgen und syni hungerige Buebe, öb 'r a Andere sy dummi Wiß uusloht!“ het d' Muetter balget. „Chaspar, Melchior und Balthasar,

das si jo die heilige Dreikünige gfi, wo us 'm wyte Mohre-
land chs sy, für 's Heilandchindli az'bete —“

„Und Fuchali, Fuchali — — o wien i das ungern före!“

„Los, Chind du bisch ungerecht, gar ungerecht und uverstän-
dig — — Wege dym Gschlechtsname — da hesch bi de ab-
solut und ganz und gar nit z'schäme, nei gwüß nit! Dyni
Vorfahre hei dä Name mit Ehre treit, dureweg, so wyt me
weiß! Dy Aehni isch Hatschierer gfi bim Gnade Landvogt
im Schloß; dy Großfätti Chammerdiener bim Herr Debrist
Spieß, i französische Dienste, und erst wo dä umcho isch —
i weiß nit i welem Chrieg — isch au er heicho i syß Heimet,
won 'r du Sigrift worden isch. Und vo dym Aetti selig
z'rede — en brävere, ufrichtigere Ma as dä, het's keine gä
unter dr Sunne! — — Und het jung müesse sterbe! Am
Heiligobe, grad wäfred 'm Gottesdienst het 'n 's hüzig Fieber
apackt — — o ig armi, armi Frau, wenn ig dra denke!“

Alli Mol, wenn mys Muetterli het aso briegge, da isch
's halt uszgfi mit mym Zanggen und Mungge. Und därung
het sie scho gar nit wellen usfhöre, het gschluchzet und dr
Chopf i d' Scheuben abe gha, zum verbarme. Aß ig eren
um e Hals gfallte bi und gseit ha, es syg mr leid und au
ig well Hatschierer werde und Chammerdiener und Debrist
oder gar Sigrift, en groöke, ryche, fürnehme Ma, und Geld
heibringe ganz Hüüffe, aß sie, d' Muetter mit de Hände nume
zum Fenster uus werfe und lebe chönn wie dai Prinzessi
im Gschichtebuech — — und han ere d' Hand und d' Scheube
vo den Augen eweg zoge und hulfe Thräne abtröchne und nit
nohgloß, bis sie wieder glächlet het und mit küßt und wieder
ihre lieb chlei Schlingel gheisse het, ihres Melchiörli!

Druuf het sie gseit: Hatschierer und Lybdienner channsch

nünne wohl werde, Buebli, die Zyte si vrgange. Ehnder Sigrift, wenn's Gottswillen isch und dä jегig stirbt — — Aber 's git süscht no viele Lebesarte, wo dьs guet Uuskumme finde channsch, Hamberch und Astelligen und Aemtli allerhand, won ig und du nit emol dr Begriff drvo hei. Thue du nume flyssig lehren i dr Schuel und folg schön em Schuelmeister und em Vikari, denn wird dr Roth vorem sälber che was sellisch und chönnisch werde.

Was ig einisch sell und chönn werde — dem han i grad druuf wieder bluetwenig nohgsinnet. Bi dissig gfi und ha Ernst gha i dr Schuel, da'sch wohn, drneben aber bin i mit dene Bueben und Meitschene umenander gkäcklet hüst und hot, Dorf uus und ab, im Winter go schlyffen und Schlitte fahre, im Sommer go Heu und Erdbeere lese, go singen und haseliren und dr Geiß lauben i Wald.

Drwyle het d' Muetter deheim Lynigs gwobe vo Morge früh bis z' Obe spot, jo teuf i d' Nacht ine, i dr füechte Webstube unte. Und wenn ig schlofe gange bi, het sie erst no myni Hösli afo pläge und Strümpf vrsteche und Hemmeli und Nastücher wäschen und glette. Und ha nit die lpfisti Ahnig gha, wie grüßli aß sie si het müessen astrengen, schier umenschlig, die gueti armi Frau!

Und wenn mr gesse hei — de Morge s'Mehlsüppli, z' Mittag d' Möckli und 's Gaffee, z' Obe 's Mues — ha 's lang nit gmerkt, mängs Johr nit, aß sie gwartet und nume so gmöffelet het, bis ig gnue gha ha und erst denn z' grechtem het afo esse, was no do gfi isch — — und flyssig zsäme gha und z' Ehre zoge het, keis Brösmeli lo gschände, keis Räisfli Brot, keis Herböpfelschindeli, keis Tröpfli Milch, keis äfigs Biegele. Und alli Fäckli Züüg, jede Nätzig Fade, 's chlynst

Reßli Schnuer, s' eifältigisch Schnöpfli oder Gästli hübsch
dänne tho het — — so en Süßerligkeit und Husligkeit, wien
ig feini gseh ha wyt und breit!

Und wo dr Wifari gseit het, ig chönn cho minstriere i
d' Chilche, i syg jek groß gnue — wie het sie doch ne gött-
ligi Freud gha, as wär is die größti Ehr wiederfahre! Und
mr hulfen uswendig lehre 's Confiteor und 's Suscipiat
und d' Responsali, mit großer Müeih, und si gemeint, am
wyße Sunntig, won ig s' erst Mol das roth Chorröckli ha
chönnen azieh! Und mr ne Pfanntätsch gmacht selb Mittag,
vo den erste Ciere, wo 's Muzhuehn gleit het selb Früehlig!

I han eren au müesse spuele.

Wie 's aber d' Chinder hei: sie wei gwöhnlig lieber
make, was sie nit chöi oder nit sette — bin i, so bheng d'
Muetter dr Rügge feht het, gflingg uf e Weberbaum ufe
flederet und ha aso Schiffli schieße dur dä wyß Zettel dure,
und mit myne chlyne Beinlene no dr Trette glängt und druuf
los gwobe bis dr Fade griffe het oder ghürschtet isch. Denn,
wenn d' Muetter cho isch het sie erschrocke gseit: „Du Hagels-
büebli, was machsch mr do! Lueg do das Webernest! Und
so weni zsäme gschlage, d' Hühner chönnte Haber fresse drdur
— was werde die Dure säge!

Mit dr Zyt aber, ganz gly, han i 's jcho ordli los gha,
das Webe, und bold mehr möge, i dr chlyne Zyt, as sie
selber, das heißt, wenn dr Zettel agstreckt und als ghörig
hgrichtet gfi isch, denn das mueß gar guet vrstande sy. —
— Und ha 's selber gfört, wie sie 's gseit het zue dr Gotte-
base: „Dä lehrt 's! das git e Weber us em ff, wo cha
Bildets make, die schönste Figure, wie dr Hänel im Nid!
Brucht nume ne gschickte Lehrmeister z' treffe. — — Zä nes

diffigs Buebli isch 's, pos tuusig! schloht halt em Vater noh, het dä glych guet Chopf!“

Dr Dokter aber, wo myni Drüese gheilet het, het gseit: „'s Webe i dr füechte Webstuben inn, isch däm Bürschtle wie Gift. Löhst ech das gseit sy!“

2. Kapitel.

Bi dr Muetter und bim Vikari.

So si die Jöhrli, isch mi Schuelzyt umegange.

Und einisch, am Charfamtig Romittag, won ig vom Exame hei chume, vom letschte, hodet e groöze schwere Ma hinter em Tisch und het ne längi Fuehrmegeisle zwüsche de Beine. Und d' Muetter seit zuemer: „Lueg do, di Götli! Dank 'm au für das schöne Gueljohr!“

Und zum Müller seit sie: „Setz lueget en selber a! — Und dr müest mr gwüß Recht gä: für settig schweri Arbet, zum Burewesen und Müllere, isch 'r halt viel z' gring! Lueget nume syni Gliedli a, wie rahn und gsprenzelig!“

„Wird si scho usenander loh, bim Schaffe, bi dr Burechost!“ meint dr Müller.

„I zwysle dra, öb 'r das wird!“ antwortet d' Muetter. „Er selber cha halt nüt drfür, isch halt vo Chlynem uuf nes grüßli leids schwächligs Gschöpfli gsi — dir wüßet 's jo wohl, Götli, vom Taufe noch! Kei Mensch het glaubt, ig selber nit, aß 's drvo chöm; het gserblet zwei drü Johr und kei Doktor het 'm chönne helse. Bis i einisch, am ene Majefrntig, uf Wangen abe gwohlfahrtet bi zum Galleggrab, — druuf het 'r de Schnopf nes Bigli uufstue, isch gwachse wie nes Rohr — Aber i möcht ech ömel gwüß nit höhn mache,

Götti! Wenn Dir dr Bueb absolut weit — öppe so im ene Jöhrl zwöi, wen 'r si e chli zweg gloh het — me cha jo wieder luege und brichte!"

Das het sie, wien i gmerkt ha, nume gseit, für dr Götti abzschüßele — —

Und won 'r furt gsi isch, han i au my Meinig gseit, ganz kliehn: „Brsprich nume nüt, Muetter! Mehlsack träge, das mag i nit, ma gar nit müllere, no buure! So wenn i mit de Rosse chönnt fahre, mit dr länge Geißle chlöpfe und z' Sattel rhte — das wär anders!"

Mörndrisch, wo dr Pfarrer spaziere gangen isch 's Gäßli uus, bi eusem Hühli vrby, isch 'm my Muetter a Paß gstande und het em 's klagt, 's Begehre vom Müller-Götti, ihri eigene Bedenke und Gedanke wege mir. Wie sie gmeint heb, i sett ne geschickte Lhnweber gäh und nit unter de Buure umegstoße werde, so nes zimpfers schwächligs Bürschtli. Au my Netti selig hätt gwüß öppis anders us mer lo werde. Sie chönn vor luuter Stuuue schier nümme schlopfe z' Nacht!

Druuf het dr Pfarrherr gseit: „Buurechneten und Mühli-charrer — dere müeße 's halt au sy uf dr Welt, ebe so guet wie Muurer und Steibrecher und Pechbrönnner und Holzer. Jungi chächli Blüt, wo zu nüt anders fähig si — nu, die selle zuegriffe! Wie mr aber dr Biskari seit, isch Eue Jung en bsunderbar glehrsame, heitere, eine vo de Besten i dr ganze Schuel, wo nit grad dr Best. Do läste si scho öppis anders mache, as Mühlichnecht!" — — Lhnweber, schwindstüchtig werde — weit dr das? Denket a Eue Ma selig, vielleicht — doch, was will mr säge, 's ist halt so Gottswille gsi! — — do wege dem Junge — will drübr noch denke!"

Und am Tag druuf scho chunnt Bricht, i sell i Pfarrhof.

Und dr Pfarrherr frog: Gfiel dr das Schuelmeisterwerde, Melchior?"

Hätt 'r gfrogt: Gfiel dr das Rünig: oder Kaisertwerde oder gar Bischof — 's hätt schier die glychi Würkig uf mi gmacht!

Schuelmeister werde, mit dr Brüllen uf dr Nase, 's Buech i dr Hand und dr Stecken unter em Arm d' Schuelstuben uuf und ablaufe, und gförchtet z'ih und grespektiert! O die müeschte mr folgen uf 's Lüpfi, Chly und Groß, dä Tagestecke wett ne um d' Büggel und um d' Ohren ume gä do i 's Seilers Bueche, i 's Schmied's, i's Chrummen: achers und em Hühlschuemacher syne, wo mi eisder föppelen und helche — die wett i dressiere! Müeschten i 's Schandeggli chneue uf e dreieggig Stecke, mit ausggpannten Armen, zwo, drei Stund lang, en Tag, ne Wuche, bis sie zahm wäre und mr thäten abbete dr tusiggöttswille — —

„Jo, das Schuelmeisterwerde, das gfiel mr nit übel,“ hani i gseit.

Und druf het dr Bscheid gluutet, i jell's dr Muetter au mittheile, und wenn si 's zfriebe sig, wieder cho brichte. Au mües i denn e Rung cho Stunde näh zum Herr Biskari, aß ig mit Chre chönn ytrete i dä Kurs.

So bin i denn all Tag i d' Stund gange, z' Obe am Bieri.

Berscht aber han i der Pfarrchöchi, dr wunderlige Schnupfnase, nes Halbdogen Aersel Schyter und nes paar Chessel voll Wasser müessen i d' Chuchi träge vom Höfli noch. Denn erst isch sie go rüefe: „Herr Biskari, dr Buech isch do!“

Und wenn d' Stund ausgfi isch — selte het sie mi lo laufe, aß ig nit no öppis ha müesse pöstele, zum Chrämer,

zum Beck, zum Milchbuur, uf d' Post, zue der und dieser Frau. Oder de Herre d' Schueh putze. Und han i nes Unthäteli a de Schuehnen ine brocht oder bin i ihrer Meinig noh nes Minüteli zspot zrugg cho, do het sie mir d' Levite glese, gar nit schön! Denn sit as ig si atroffe ha a selber Chilbi z' Obe, mit dem gwaltige Ruuschi im Aescheloch ligge — und ig im Schrecke luut gschroue ha und dene Herre bi go rüese — sit selbmol het sie mi gar nümme chönne lyde! Und ha 's doch keim Mensche gseit, as myr Muetter, und au dere nume ganz hübscheli!

Und die Plog, won i gha ha, mit dene Studente, wo z'Ravanz cho sy us dr Stadt: zwee die wildeste Husare, wo em Tüüfel und syr Großmuetter nüt nohgfragt und all Fugen im Chopf gha hei, wo emene Buurebueb gar nit i Sinn chäm. Und hei mi plogt und ghelcht schier uf 's Bluet und mir ei Posse um dr ander gspielt, mir eifältigem Bürschtli. Und de het si d' Chöchi schier müesse z' Tod lache. Isch aber öppis verderbt gfi, i Hunis oder Garte oder öppis gmuset worde, Spalierbiren oder Trübel, und dr Pfartherr isch drüber cho, da ha 's natürlig ig verbrocht gha, da sie die Alti und die Herresühnli über ei Leist gfi!

Einisch won i hei cho bi, het d' Muetter ganz verdrießlig dry gluegt und gseit: „Denk au, Melchiörli, was mir begegnet isch: Hütt z' Obe, du bist chum furt gfi, chunnt dr Schuelmeister und soht asa brichte vom Wetter, vo de neue Herd-öpfle, vom Preste, wo regier unter de Hühnere. Und endlige pletscht er 's use: „Isch's woehr, will Gue Bueb Schuelmeister werde?“ Und uf myr Bscheid hi seit 'r: „D dä wüll mi de gwüß vrtrybe, vo Amt und Brod, mi alte Ma, mit der chränklige Frau und dem Trüppeli Chinder: Was sell ig

denn aso? Ma dāwäg schier nit gschnuuse, cha mi chuun dūrebringe! So wenn i no jung wär! Aber ne sechzigjährige Ma und au selber nüt chäch — i darf gar nit dra denke! — I weiß zwar wohl, woher das chunnt: bi dellne Herre zweni glehrt — — I Gottsname, cha nüt drfür! Selbigsmol, zu myr Bzt, het me halt gar gringi Asprüch gmacht: sechs Wuche Kurs, und der Schulmeister isch fix und fertig gsi! Jetzt frili verlangt me meh, wüll ne Professor ha — ohehe, hätt i doch lieber glehrt chörben oder Bese binde!“ — „So het de Ma gjommeret, i ha ordli Mittliden übercho; und 'm schließlich versproche, du müesisch 'm nie und nimmer i Weg stoh, i keim Fall nit. Und er het mer grüüslī danket und mr nes Gizzi verheisse vo syr schöne wyße Nuttigeiß, ganz umsunst — — Und erst grad han i denkt: Wär's nit gschyder, Melchior, wenn de das Schuelmeisterwerde ganz und gar liebisich fahre und öppis Anders thätisich lehre? Deppe 's Schnyderere — — das wär au gar ne liechts und suubers Hamberch — nit woher?“

„Schnyderere? Schnyderli, Schnyderli megg megg megg!“ han i gspottet. „Nei, Muetter, nume das nit!“

„Was denn?“

„Weiß selber nit!“

„So bsinn di! Und ig will my au bsinne.“

Deb mr is aber recht uusbsunne gha hei, isch scho d' Azeig cho us dr Stadt, i sell mi stelle, denn und denn, zum Vorexame.

Und dr Biskari isch selber mit cho i d' Stadt, für bi dr Hand zsy, wenn 's öppe hätt welle happere.

Und nöthig isch 's scho gsi: Won i di Herre gseh ha, mit dene glehrte Brüllen uf dr Nasen, ein so streng aluege

und hochdütsch uussfrage, wär mr 's Herz bald i d' Hööli
abe grütscht — — Notisnoh aber bin i guräschierter worde,
bfunders won i gseh ha, aß die andere no dümmer gfi si
as ig, nämlich myni Angstkollege. Und wo 's uus und übere
gfi isch und men abeglese und proklamirt het: „Aufgenommen:
Füchselein, Melchior —“ do het mi der Wikari gar fründlig
und freudig aglachtet; und mi mit 'm surtgnoh Gaf uus und
h, bis vor nes großes Herrewirthshuus, dört isch 'r ine.
Und ig bi noch tschümperlet wie nes Lämmli. I dem Huus
aber — was dört für en Pracht gfi isch, i dem Saal!
Spiegel mit guldige Rahme, so groß wie deheim eusi Chaste-
thür; a de Wände zringsum gfarbets, gmolets Papier, d'
Decki schneewyß und dr Bode — bhüetis Gott, da Bode isch
jo schöner gfi as deheim euse Tisch, da darf mr jo schier
nit abtrampe! Und im enen Egge in isch ne jungi Orgele
gfi, und Eine het druff ume gfingerlet und drzue welsch
gsungen, und das het gmacht — im Himmel cha 's nit schöner
ig, bi den Engle! Und dä läng breit Tisch isch deckt gfi mit
allerhand Rustig, Teller, chrydewyßi, zwee drei usenand, und
wyßi zsämegleiti Scheubeli drby. Und silberigs Eßgeschirr,
Häseli und Bücheli und sogar zwee Maiesstöck im volle Bluest!
Hätt mi do nit felle verwundere? Und Herre si uuf und ab-
gspazieret und nes Wyhervöckli, und das isch so rahn gfi,
so rahn — schier rahner as ig, 's het mi dunkt, es jett
abenander gheie, i dr Mitte dure, jo gwüß! — Und was
mi eigetli verstuunet het: keim Menschen isch 's i Sinn cho
oder keine het Hööligkeit gha z' säge: Guete Tag, Herr Wikari!
Und em öppe 's Schmaghändel z' gä, nit emol das Dämeli
— Und kennt hei 's 'n doch gwüß — wie sette sie nit, euse
Herr Wikari?

Und wenn i tauufig Johr alt wurde, sell Mittagesse vergiß i nit, myr Lebzig nit! — — dr Biskari het mr nämlich hydrüllet gha, im Fenstereggeli inne, wi mi öppe sell benäh am Tisch: Nit zschwytig thue, das sig nit wie deheim, wo me nume eis Plättli uufstell, Schnitt und Herdöpfel odr Ehrut und Rüeben unterenand — do chöme 's Sache z'gnue, Eis no'm Andere, me chönn si satt esse, ohni de Gröbel z' mache. Das syg nämlich 's Ordinäri — — Und sell nie zviel use näh uf eimol, und was i use nähm, schön uufesse. Und eister öppen e chly uf ihn luege, wie er umgöih mit dene Sache — — Und richtig, do wird nes Süppli uustheilt, zündgäl, aber so dünn, es hätt si dra kei's Chind chönne satt esse; und druuf Fleisch, ganz dünni Schnäseli, chum größer as nes Depfelschüechli. Das hei si eim so über d'Äxeln ine glängt, und i ha prezis au nume eis agsteckt, wie dr Herr Biskari au, wiewol 's mi dunkt het, i möcht es Halbdoge, no däm längen Examiniere. Au es chly's Häseli isch ume gange, vo Hand zue Hand, und Jede nimmt es Löffeli voll use, zündgäli Rustig — was isch es ächt? Nen Art Hungg? Und wie dr Biskari diseweg luegt und em Nocher uf weltisch Btscheid git, nimmern ig voller Glust grad zwö i Löffeli voll use, und loh's gflingg wyters goh. Wie ist mr ächt das? Jetzt gsehn is: dr Biskari schnydet nes Möckli Rindfleisch ab und tümpflets mit der Gable i dem Züüg ume. Und i, nit juul, mache 's grad au so, frei gstyf. Aber was isch das? D es byßt mr fast d' Zungen ab, 's ganz Muul, und rüücht mr i d' Nase, ma 's schier nit verlyde! Will's gleitig use machen uf e Teller, aber ojev! jeh luegt mi grad dr Biskari a und frogt hübscheli: „Dunkts di guet, das Esse?“ Und i säge: „Jo!“ und worgle's abe, und 's trybt mr doch 's

Augewasser füre! Und 's het 's au müesse breiche: keiz Aug
thuet 'r ab mr, brichtet mr, i allem Esse, vo syne Juged-
johre, wien 'r als arms Buebli i d' Stadt tho syg zue syr
Tante, und wien en die heb lo studieren, us ihre Mittlen,
und Alles für en tho heb, wie nen eigeni Muetter, und —
und — i ha nüt meh verstande drvo, das Züüg, das gäle
Tüüfelszüüg — o i bringe 's schier nit fertig! Und darf
nüt fürloh — — Und es chöme na meh Plättli, no mengs,
Gfottnigs und Brotnigs und Bachnigs, ha bi wyt und fer
nit gwüßt, was 's isch; und au keiz Verlange drvo gha —
denn im Buuch inn het's mr aso gramsele bis a 's Hals-
zäppli use, im Schnopf aso warmen und sturm werde, dr
Bikari, die Herren und Dämli, dr ganz Saal isch zringelum
gange — i ha chuun meh chönne uufftoh und use goh vor
Schlechtigkeit. 's isch halt die größti Zyt gfi, im Gang usse
het 's mi aso lüpfe — wohy goh, i Gottsname, wohy?
Won i au uufmake, nüt as Zimmer, eis schöner as 's an-
der — mira, i cha nit andersch. O die Schand, dr Bikari,
zwöi Dienstmeitli und die dicki Huusmadam um mi ume
z'gseh! Und i meine, 's Herz, d' Därm welle mr zum Lyb
us — Als wege dem verflurte gäle Züüg, wo mr wieder
früsch uufgrochen ist — — —

Und dr erst Gedanken isch gfi: Lieber deheim Chruut
und Rüebe oder nes mager's Mues, as do das fürneme Herre-
gschlüder, wo eim so übel macht! —

3. Kapitel.

Dr fröschbachnig Schuelmeister.

Kurios! Deheim het mi das magere Gmües und das dicke Mues doch nümme recht gut welle dunke. Und ha jedi Stund abzellt, bis i chönn i 's Seminar yrucke.

Und dr Schnyder het müesse zue, für mr ne neuu halbwuligi Verschleidig z'mache und dr Schuelmacher — mit Stolz han i das Alls aglueget, dä Gtad, mit Stolz drvo gredt, bi dr Muetter, wie schön das syg i dr Stadt, und das Herrelebe, won ig gseh heb. Und ha mi gwüesermäßen selber als en Art Herr gfühlt, als junge agände Schuelherr. Und allerhand grossi, schöni Plän gmacht, wie mi myni Kamerate einisch werden aluege — —

Endligen, am Simon- und Judistag, han i chönnen abwage mit myne Siebesache, d. h. chönne mitfahre mit 's Chuerets Steffe, wo nes paar Sedli Haber furtgfüehrt het, i Sterne.

Und wo's zum Abschied gange isch und d' Muetter so luut briegget het und mi ume Hals ume gnoh — do isch's mr doch ganz kurios worden um's Herzgrüebli ume ganz wässerig i den Auge — —

Und uf dr Reis, nume um nes Gspräch az'föh und mi fest zmache vor em Steffe, han i gseit: „Bisch au bekannt“ — 's isch nämlich der jung Steffe gsi und dä han i wohl dörfe duze — „bisch au bekannt i dr Stadt?“
Jg au! Bi sogar einisch am Ordinäri gsi im „Schiff“.

„Schiff isch keis i dr Stadt.“

„So isch's 's Chrokedil gsi — ömel 's fürnemst Wirths-“

huus, selb isch gwüss, as eusers deheim nume ne Wageschopf isch drgege!“

„Ma lycht!“ seit dr Steff und zündet glychmüthig sy Pfyffen a. Dä het 'm nit starchy lo imponiere!

I ha mi arg tüüsch: 's Seminari isch nit i dr Stadt gsi. Abr au nit wyt dervo, blos nes Viertelstündli, im ene stille fründlige Dörfli, im ene stille fründlige Huus. Und stilli Blüt hei drin gwohnt, dr Unterlehrer und sy Familie.

Still und fründli isch 's au furta zugange, i dem Seminar, wie amene Schnüerli: Lehren und essen und wieder lehren und spielen und spaziere, ei Tag wie dr ander, de Sunntig ussgnoh — sell i das bschrybe? Das chönne hundert Andere besser as ig! — — Bi dere heitere Kamerate, dem flyßige Studieren und lustige Spielen isch das Jöhrli — 's schönste Jöhrli vo mym Leben — umegange, ha schier nit gwüßt wie! Ha by all dr Arbet und Fröhligkeit fast my Muetter vrgesse. My armi Muetter — beedi Mol, won ig hei bi uf Bsuech, isch sie, wenn sie gmeint het, i schlof, wieder süüferli i d' Webstuben abe düüffelet und het gwobe bis teuf, teuf i d' Nacht ine — Als für und wege mir, ha 's gwüßt!

Und wo 's Grame cho isch und die Herre aufgrucht si, us dr Stadt, eine finer as der ander, do het 's mr doch aso chrüüfele: Bstostsch ächt, oder bstohstsch nit? — —

Doch jo, i bi bstande!

Und won i das Bzügniß i de Hände gha ha, 's Lehrerpapent, isch's mr vorchö wie ne Traum — — Also jekt wär 's endligen überstande, das Mengstigen und Müeihe, jekt hätt i 's erreicht, was mys Strebe gsi isch, my Ehrghz iyt Jahre! — — Zeh, ölf Jahr ha mi myne Lehreren unter-

zieh müesse und mi dücke — jeh hin i selber Schuellehrer, selber Herr, und 's Ghorsame isch jeh a Andere. D' Jugeb vom ene ganze Dörfli wird si vor mir müesse beuge, all Lüüt mi in Ehre ha, groß und chly!

Da'sch am 18. August 1838 gsi. Wer weiß, han i denkt, ob mr das Datum nit einisch no i d' Weltgschicht ytreit, mit guldige Buechstabe — —

Drum bin i uf dr Heireis scho ordli zuversichtlich ab-trampet. Und am Fluehrain, i dem viel bsuechte Gastwirthshaus, bin i yfehrt — nit öppen us Hunger oder Durst, nei us lauter Freud und wil 's mi gwunderet het, wie mi jeh d' Lüüt werden aluege. Aber vo bsunderbar Aluege isch kei Red gsi; nes paar Fuehrlüüt, grobi, brutali Burschte, hei bi Wy und Fleisch nume vo ihre Rosse brichtet und Wäge und mi gar nüt g'achtet. Und Frau Wirthi selber, die het mi nume so lai (lau) grüeft und em Stubemeitschi besohle: „Bring dem Junge ne Halbeschoppe, Bäbeli!“ Das het mi ordli gfurt und i bi druff und dra gsi, für dem dicke, hochmüethige Wyb mys Patent unter die dicke Nase zha und zjäge: Lueg do, wer i by! — — Doch han i's unterwege gloh und no mym Stedli glängt und mym Bündel und bi fürbas gange em Heimet zu. Au dort het me weder glüüte no gschosse, won i hzoge bi! Ha sogar müesse köre mit eigene Ohre, won i bi Seppels Hüüsli vrby gange bi, wie 's Anmärei gseit het: „'s Oltefigerste Bueb isch au wieder hei, Muetter! Do goht 'r grad vrby und het dr Chopf uuf, wie en Sternegugger — — Wie dä gwachsen isch! Aber dünn mager wie ne Bohnestange!“ — Au die Buure, wo Mist und Gülle gsüchrt hei 's Dorf uuf und ab, hei si kei Minuten

aufghalte wege mir und glychmüethig zu tubaket, as wär i nit dä, won i bi!

D' Muetter abr, my liebi gueti Muetter, die het mi anerkennt und ne Freud zeigt, nit zbschrybe!

„Gottlob!“ seit sie, „isch 's einisch erstritte! D wie suur isch mi die Sach achoh und wie hert! Jeg, statt z' hosste, channsch du brav Geld verdienen, Melchior, gell? Nöthig hei mr 's scho, grüüsi nöthig — — denn, i darf dr 's schier nit säge: d' Geiß isch krepirt, denf au, eufi gueti olti Bottelgeiß, ganz ungsinnet, am Zpstig z' Nacht! Und das schwarz Tschuppelhuehn het dr Marder gresse, das guet Huehn, wo so groösi Eier gleit het, schier Johr uus und i! — Ha scho 's Geldli zsäme ghüüfelet gha, für Dir ne neuu Sunntig-bchleidig z'chaufe; jekt längl's chuun für ne früsch Geiß, und ohni die chönne mr jo nit lebe!“

Und würklig, mini Arme hei halbelläng us dene fadschynige Rodermleu use gluegt, au d' Hosabei si mr chuun meh übr d' Waden abe cho, dr Lych halb am Rücken obe gsi, das het mr au dr Spiegel gseit zum Ueberdruß.

„Biellicht“, tröstet d' Muetter, „chunnsch grad es Gstell über, do oder dört! Hei 's dr nüt vo dem adüüet, die Herre?“

„Nei, wyters nüt. Das heißt, me het mi ytreit i d' Kontrollen; und gseit, me werd mr brichte, wenn öppis los syg. Da 'sch halt dr Regierig ihri Sach!“

Und Bricht isch cho, ganz bizyte, ungsinnet: I sig als Hülfslehrer gwählt uf Hälischuse. Ytritt sofurt, so gly as möglich. — D wie het mr 's Herz klopfet vor Freud, 's Papier het frei zitteret i myr Hand, as d' Muetter erschrocken isch

und gfragt het: „Was isch gange, Melchior? Grüß nes großes Unglück“ —

„Nei, Muetterli, nes großes Glück! I bi Lehrer, d. h. Hülflehrer worde, was denf uf 's nämlichen use chunnt! — Jetz dir grobe hochmüethige Dorschnabe, jetz werdet dr hoffetlig Respekt übercho! Aber wenn i einisch wieder hei chume, zell i au nimm mit es, thuen es 's nit zum Gefalle!“

Und voller Freude ha mi uf e Weg gmacht uf Hälshuse, i my erst, neu Wirkungskreis. Dä isch für en Afang groß und schwer gnue gsi: Ne Schuel vo achzig Chinder, groß und chly, nen olte Schuelmeister, maloder und kurzböthig, wo grad sy Afall gha het — — „Guet“, seit 'r, „as ig — Hilf über — chume — — do die Fra — ge — bringe mi no — unter e — Bode —“ Dr Wueschti will 'n schier erstecke. Und 'r fahrt furt: „Also — do die A — fänger — du wirdsch doch wüsse — wie mr — das macht? Gesh jo d' Meth — d' Methodik — gstudiert — me git's halt — bi de Junge — schynt's gar glehrt — und praktisch. Hei 's, — mir Olte — selber müesse — probiere — Jede no ihr Fa — son — — Und do die zwöiti Klasse — chönne 's ABC schrybe — lese, dritti Tabelle — — dritti Klasse — Zifferrechne — Schrybe — Säg — — Vierti Klasse — chönnte's guet, wenn sie — wette; aber bösi unwobligi Duebe — schlimmi Meitschi — hei nüt as Possen im Grind und — Faltischeite — z' Leid lebe — — Stede bruche, Stede — wien ig au — wenn i nume d' Chraft hätt — dr Dthe“ —

Die chlyne Büebli und Meitschi hei mi groß agluegt, die hintere großen aber d' Chöpf zsäme gsteckt und heimlig guschelet und no mr higschielet; und i ha's guet möge före, wie Eine, ne rothe laubfleckige Schlingel seit: „Dä isch au

i dr thüre zyt uf d' Welt cho!" Und es Meitschi het bygfliegt: „Glycht uf 's Hoor em Schnyderlehrbuech, wo einisch i 's Marije Huus, um nes Gwett, dur nes Hosenbei geschlossen isch, hihhi!" Und Ali hei aso lache, schier überlut.

Sell i grad mit 'm Stecken über sie herfahre? Eigelig wär das em Alte sy Pflicht gsi, bi jo so zlägen erst ine cho — 's schickt si doch nit wohl Aber d' Täubi het mi schier verwürgt, und i ha denkt: Wartet nume, dir Luus: waar! Es anders Mol werdet dr 's de scho gwahre, daß ig nit churzöthig bi, wie dä arm ost Ma! —

Und d' Glegeheit isch cho, grad mörderisch. 's isch nämlich Donnstig gsi, wo d' Fortsezigsschüler hei müessen hrucke für nes Stündli; ne Bank voll groß trohig Burschte, wo nit gwünscht hei vor Hochmueth, wei sie grüessen oder nit. Und hei wirklich nit grüest; und hei so böckisch tho, schier nit zum Aushalte. Und wo ne d' Aufgab gä ha, en Körper ausrechnen, so hoch und so breit und so läng, het Eine a sy Hosebündel glängt und gseit: „Und fünf Zoll dick!" hei Ali aso gigele und enand ablinglen und stüpfen . . . do isch mr d' Geduld uss gange, eismols. Mueß nes Exempel statue! han i denkt und, dr Stecken i dr Hand, da Fürwizig heiße vortrete. Aber wer nit chunnt, isch dä gñ, jo, i ha müesse före, mit eigenen Ohre, wien en die Anderen uussstüpfen: „Gang nit, Jörg, blyb hocke!"

„So?" han i gseit, „du wotsch nit cho? Mueß di also cho hole?" — Und i bin 'n go hole . . . D i hätt 's ringer lo blybe! denn wien i dä Bursch bi sym halblynige Ehrage packen und an em ume zerren — er het e Buggel gmacht, wie nes Muneli, doch glaub i hütt no, i hätt 'n am End doch vom Fleck brocht, denn d' Täubi isch z' allmächtig gsi,

bi mr, und scho han ig 'n e chly aufglüpft gha vom Bank, trotz aller Schweri und allem Sperre — do zerrt mi Cini hinterruggs am Bei, i verläre 's Ghyggewicht und falle mit mym widerhöörige Burscht zwüsche Stüehl und Bänk abe, ig fryli obenuuf. Und — o mys Bluet empört si hütt no, wenn i a die Schand denke! — zwöi drü Mol gspüren i my eige Tagestecken uf mi abe suusen uf ene Stell, wo 's zvor am wenigste schadt, aber weh thuet gradglych I demselbe kritische Augenblick isch mr aber my olt Schuelmeister z' Hilf cho, vo de Chlynen ewegg; het nit lang Zyt gha nom ene Stecke z' sueche, mit dr Schrybtafelen i dr Hand isch 'r über sie hergafahre, wie dr Samson über d' Philister, und het ne sie, hau 's oder stech 's, über d' Grinden ine zwicki, as sie blüetet hei wie d' Säu! Au ig ha mi chönnen aufmache und mit 'm Stecken aso dryschloh, fünf Minute lang, wie ne Blind, wie rasig, as 's frei glöbe het uf dene Büggel und 's Hoor pflogen isch i dr Stuben ume . . .

My olt Schuelmeister isch halbtodt gfi; und ig au; und d' Bueben au. Und die andere Chind ertatteret öppis grüßligs. So daß mr d' Schuel hei müessen uusla uf dr Stell. —

Da'sch my ersti Schuelmeistersfreud gfi. Dr Schuelmeister isch is Bett glege, mänge Tag, und het fürchlet und bärzet, 's isch eim frei angst worde.

Dä Struß het si zwar nit wiederholt, die Bürschli hei sie ordli dükt und in Acht gnoh; aber 's Schigganiere, so heimlig, hintedure, hei sie doch nit chönne lo gelte, und a Chyb und Aerger han i kei Mangel gha, Tag für Tag. Und tuusig Mol han i gwünscht, wenn i nume d' Gewalt hätt, d' Chraft! Und by mr selber denkt: Nes leids grings Bürschli jett doch nie Schuelmeister werde! —

Au die Chlyne, d' Afänger, hei mi dur ihri Ungschidlichkeit schier tuubetänzig gmacht. Und nit vrgebe het 's mr einisch traumt, gly Afangs, i heb es Doze hagelbuechegi Tütschi um mi ume und die mües i, bi Todesstraf, lehre lesen und schrybe; und bi am Morge ganz naß gsi vom Schweiß. Und würklig isch 's mr einisch vorchö, daß mr so ne dickköpfige, eifältige Düppel, won em e ganzi Stund dr „A“ zeigt ha uf em Brättli und hundert Mol uf 'n ygredt und grebitirt gha ha: „Seppeli, säg: A!“, aß daß Bürschkli endlige 's Muul mußt hueth und ganz brieggerig seit: „I cha jo nit schäge wie Du, Scheppeli schäg A!“ Was, ums Himmelzwille, will me mit Settigen aso? D i ha mr das Alls ganz anderisch vorgstellt gha, im Seminari!

Und d' Chost, bi mym Schuelmeister — es schickt si zwor nit vo dem z' rede, aber i mües 's doch no bemerke — die Chost isch leider nit geeignet gsi, für mir Chraft und Guräsch z' verschaffe — — dä nöthig Ma het halt ne starke Hnußhaltig gha. Und wenn i d' Frau hört ha sägen: „Aber Hänzli oder Kädini oder Frik, hau doch nit so Brot ab! Denf, 's Leibli chost drei Wage und hei nime no das!“ und das Abschnittli zu mir use cho isch, han i scho dr Mueth verlore gha und nimm dürfen abschnyde.

Und wo mi d' Muetter gfrogt het, z Wiehnacht, won i hei cho bi uf Bsuech: „Dr Lohn, Melchior — was git 's für Lohn?“ do han i 's, ach! selber nit gruößt! Im Regierigsschrybe het 's halt nime gheisse, as do und do hy go, als Hülflehrer — —

Drum han i dr Mueth zsäme gno; und wo dr Oberamtmen einisch cho isch, für d' Gemeinschripte z' erlesen im Schuelchaste, und nebeby au d' Schuel i Augeschyn gno het:

„Dr Gehalt, Herr Oberamtme, wie stoht 's mit dem, wenn i froge darf?“ — du seit 'r no langem Bünne: „Nes Gfeg dorüber, so viel i weiß, git 's keis! Doch von andere Fällen aznäh, mueß Euch dr Schuelmeister d' Chost gä gratis, und d' Regierig zahlt Ech, wenn mi nit irre, us ihrem Sack achzg à hundert Franke per Johr — — 's isch fryli fei großi Summ. Aber das sell ech dr Mueth nit näh, mi liebe, junge Ma! Dir dörfet d' Sach au nit vo dem Standpunkt uuf-fasse! Ne Bürschel goht i d' Lehr, wie Dir au drin gfi sit, im Seminar; er goht aber au uf d' Walz, uf d' Wanderschaft, für si wyter uuszbilden i hym Brues; und frogt nit no'm große Lohn, da'sch d' Nebetjach; Nu, das do isch jeh Eu i Wanderschaft! Und dä Ma isch, wenn au fei glehrte, doch ne gschyde, praktische Schuelmeister, won ech Mängs cha zeige, mängs Wörteli, wo im Seminar nit glehrt wird, bsunders wie me mit de Chindere sell umgoß. Das wird Ech zur gueten Empfehlig diene für wyters z' cho; und au ig wurde nes guets Wörtli bylegge, chönnt druf zelle! Drum: Ei Zyt isch nit all Zyt!“

Das, die Ned vom Oberamtme, het mi ordli erquickt. „Ei Zyt isch nit all Zyt!“ han i denkt, wenn mr öppis schief und quer gangen isch; „Ei Zyt isch nit all Zyt!“ wenn dr Verleider het wellen über mi cho. „Es wird wohl au nes anders bessers Rüsili cho z' wäihe, wer weiß, wie bald!“

Mit dr Welt bin i weni i Beruehrig cho, us mehrfache Gründe: am Tag han i chuun dr Zyt gha und z' Nacht — was hätt i z' Nacht selle dusse thue, wenn 's firster gfi isch und mr nit gwünscht het, wer eim begegnet, Fründ oder Find? Also han i my Zyt deheim zuebrocht, i dr Schuelstube, bi mym olte Schuelmeister. Dä isch — me hätt 's dem be-

scheidene Ma nit agseh — ne Meister gfi uf dr Gyge, im Gsang, het 's eben als Chorbueh gründlig glehrt i dr Stadt; und wien 'r wieder e chly besser het möge gschnuuse, isch 'r au gern willig gfi, für mr Lektione z' ertheile im Notelese, im Spiel und i dr Gsanglehr. So daß ig en recht lieb gwinne ha und em 's vo Herze ha möge gönne, aß 'm mit de warme Frühlingslüfte wieder freier worden isch um d' Brust ume und 'r si notisno het afo ebchyme. Und er het 's zwor nit gseit, aber i ha 's doch chönne merken und em 's gar nit verübel guo: Er chönn 's jetz alleini, i dr schöne, vakanzryche Summerszyt!

4. Kapitel.

My Gsichtschreis ihurt si erwytere.

Da sch nes Wandere gfi vo eim Ort zum andere, wie ne rechte Zugvogel! Gester no Hülflehrer z Hältschuuse, hüt Hülfsschryber bim Prokurator Scherer z' Bulisheim. —

Do han i müessen Akten abschrybe, nüt as Prozeßakte, so läng wie die berühmti Seeschlange: Rechtsbegehre — Verhyszagh eis, zwöi, drü bis i d' Dogen ine oder wyt drüber uns — Replik, Duplik, Triplik — Inzidenz — Vertagung — Zügeverhör — abermal Vertagung, wil der ander Prokurator nes Negertschenaug übercho het — Augeschyh — o Als so lederig und trech! Und ha do die Buure müesse mit aföre i dr Schrybstuben inn, wie sie em Prinzipal vo ihre Händle deebberet hei, Stundelang, dumms, lydeschaftligs, eifältigs und kolderigs Züg, aß ig mängmol schier lut ha müesse lache, mängmol aber lieber drvoglaufe wär! Aber my Herr Prokurator, dä isch nit drvoglaufe! Dä het sie ge-

duldig afört und sie aufgmunteret und ne gueti Hoffnig gmacht, wie ne Dokter, wenn 'r nen Ausgehrigschranken unterhänds het. Denn vo dene Manne, dene widerburstige, wunderlige und händelsüchtige, thuet 'r lebe, nimmt nen ihres Geldli ab, 's isch ne Freud z' luege oder ne Gruus — wie me 's eben aluegt — — Do si grad zwee gfi, ne ryche Buur und ne dicke Wirth, die hei enand ghelchset und mit enand prezidiert, schynt 's scho sit Johre, wege 're Baget-ll, us lauter Hochmuth und Zwängerei. Und einisch z' Obe isch em Buur sy Prokurator cho und seit: „Wie, Kollega, du wotsch dä Handel lo usgoh, im schönsten Bluck, wo 's no so viele Federe zupfe git?“ Do antwortet euse: „Dyne ma allweg no Federe ha, mynen aber isch so zsäge blut wie nes gmuusets Huehn! Ma nit öppe no d' Chösten ybüesse, denn verlüre thuet er 's doch!“ —

„Isch no niene gschribel!“ seit dr Ander und blinzlet so schlau. „Wenn 's recht achtersch — im Vertraute gseit — em Buur sy Hauptzüüge — 's isch e chly ne fuuli Sach — wenn me recht mit 'm redt, zum Eid trybt — er thuet en nit, darf en nit thue! — — Mit verrotthe — hesch fört? Idiö!“

„D!“ han i denkt, „das gschehen au Sachen uf dr Welt!“

Chostenote han i müessen uusefertige, 's isch mir schier schwarz worde vor den Auge; für jedes Wörtli, wo my Herr gredt het, für jede Schritt und Tritt, so für jede Gedanke — „Nachtis aufgewacht und über den Casus nachgedacht — fünf Franken“; — aber au sechs, acht, zeh Franke, im Handumdreie, für nes Werkli i de Pantoffle! Vo dene

Reisen uswärts gar nit z' rede — 's het mr schier gruuset, die Zahle nume z' schrybe und zsäme z' zelle!

Und ha mehr as einisch denkt: „D wärisch doch, statt Schuelmeister, Prokater worde.“ Aber grad druuf isch 's mr wieder i Sinn cho: „Für das hättsch du 's Züg nit gha, wärisch viel z' guetmüethig, viel — wie sell i säge? — gfi!“

Nu, bi mym Herr han i ne gueti Chost gha, ne ganz famos. Und ha, wenn Niemer anders umeweg gfi isch, i dr schöne Herrestube dörfe siße, nes Stündli oder zwöi, und mit de Töchtere musiziere. Dr Sohn, wo grad für ne Wyl hei gfi isch ab dr Univerfitet, het mi mit em gno i d' Gfellschaft, d. h. i Gsangverein, i d' Kummedi. So, i ha selber müesse mitspieler, nes Ritterfräuli sy, wo me i d' Gfangeschaft gschleipft het unter d' Räuber — — D wie han i Auge gmacht bi dem Yblich i die ganz anderi, no myne Begriffe so unghür fürnehmi Welt! Drum hei 's mr au fürgholte, i thüei so schüch und zimpfer, wie nes Meitschi; sogar 's Prokaters Töchterli, die bleichsüchtige Schüli, het mr einisch dä Vorwurf gmacht unter vier Auge, und isch mr mit em flebrige Händli über d' Backen abe gfahre; und i ha 's frei gspürt, daß ig roth worde bi bis a 's Ohreläppli —

So isch dr Summer übere gange und dr halb Winter. Und z' Wiechnacht, won i hei cho bi zue myr liebe Muetter, han ere grad my Meinig gseit: „Schier han i im Sinn uf dem Poste z' blybe, heißt das, wenn mi dr Herr bhalte thuet. 's goht doch viel ringer, as dr ABC Charre z' stoße. Und au dr Vrdienst — do die sechs Neuthaler het 'r mr mitgäh nach Huus; wie viel no useluegt, chan i zwor nit säge ha halt nit dörfe froge, hüt de Morge, denn 'r isch gar böse

aufgleit gfi wege sym Suhñ, wo nöye wieder über e Strick sell gschlage ha, ganz gwaltig, z' Heidelberg usse.

D' Muetter aber het bedenklig dr Chopf gschüttlet und gseit: „Boß, das gfaßt mr nüt, das gherrschelig Lebe! Grad do mit 's Proferaters Bueb — dere git 's schynt 's viel, denn d' Glegeheit isch z' groß zum Viederligwerden a fettigen Orte. Scho letschthin, wo mr brichtet hesch vo dene Lustberkeite, Bsämekünsten und Thirattere, wo die junge Lütli z' Nacht zsäme chöme, ussgrueihet und übermüethig, schlimmi Schnaben und Meitli — do isch nüt as Gfohr uf Schritt und Tritt, i allen Egge! Und nüt betet wird a de Chiltobede, nit emol dr Roseschranz — do het dr böß Find scho gar großi Gwolt, zum Voruus! D i cha dr nit säge, wien i nen Angst gha ha, die Zyt uus, und extra ne Meß ha lo lese uf em Muettergottesaltar, aß ömel fei Schade lydisch a dyr Seel — — — Au dr Pfarrherr het die glychi Meinig und erst chürzlige gseit, öb ächt au dra denksich a dy Pslicht? Und di niene wellisch amelde, wo doch Lehrerstellen usgschrybe syge, zwöi, drei? Am End, wenn dä Bruef thätisch uusstecke, müestisch no 's Chostgeld zrugg zahle a 's Seminari“ — —

's isch fryli Alls woehr gfi, was d' Muetter gseit het und au dr Pfarrherr. Und das Alls het mr ordli Gedanke gmacht, ha selbi Nacht schier dr Schlof nit chönne finde.

Isch 's nit prezis gfi, wie abgreßt? Grad mörnderisch, am Wiehnechtstag, isch es Schrybe cho vom Oberamtme. Und drin isch 's gstanden i Fraktur: d' Schuel z' Mattewyl — vakant durch Todfall — gueti Gmein — sell mi bewerbe, er well mi understütze bi dr Regierig —

Und i bi 's worde, ohni Astand, sofort. Und ha die Stell müessen atrette, dr glych Tag no.

Do han i die sechs Neuthaler guet chönne bruuche, bis i nume nes Gufferli gha ha und e Regeparisol und ne Bullhuet — denn so armüethig, mit em Bündeli unter em Arm, han i doch nit dörfen austrete. A ne neuu Muntierig het 's nümme glängt, so nöthig aß ig sie au gha hätt!

My Prinzipal, won em Adie gseit ha, het gemeint: „Wäret doch ringer do bliebe, hätt ech chönne bruuche! Afäng, zuegseit isch zuegseit und 's Wort mueß me halte, bsunders ne Schuelmeister — — Aber scho dä Bruef — mir chönnt er 's nit! Lieber no mit dummen, ungattlige Buuren umgoh, as mit Schuelerbuebe, wo em Tüfel ab em Charre gheit sy. Wenn mi däini au mängisch ertäube und dur ihri Eifältigkeit oder Verschlageheit schier i Verzwyfflig bringe — dosür müend sie mr bleche, für guet!“ Und er het mit de Fingeren a syr dicke guldigen Uhrechetti ume gfätterlet, uf sym dicke Buuch, aß sie glizeret het im Sunneschyn. — — Doch het er mr no drei ganz Fünfliber gä rückständige Lohn und mr Glück gwünscht uf dä neu Lebeslauf. Und schier ungern bin i gscheide.

Die drei Fünfliber han i dr Muetter welle gä für ihren Unterhalt. Sie aber het gwehrt: „Bhalt du sie rumie, Melchior! Darffsch doch nit ohni Sackgeld sy. Und do dä chhälelig Geldsedel — da'sch dym Aetti selig syne gsi, het en übercho vo syr Stiefschwester, der Chlosterfrau z' Namejesis (nominis Jesu). Und wenn ne füre zleich, dä Geldsedel, so denk jedesmol a dy Aetti, wie ne bravi, gueti Seel — — o i mueß allimol briegge, wenn i an 'n denke! . . . Denk au a my, a dy armi Muetter, wo Alls für dy tho het, zwänzg Johr lang, und alli Hoffnig uf di gsetzt — denk dra! Und nimm di vor böser Gsellschaft in Acht, vor schlechte Kamerate, vor

de Meitschene! So die Meitschi, die si nümme wie albe, gwüß nit! Viel hoffärtiger, viel lebiger, viel saltischer, viel schlimmer! Wenn ig do 's Ronis Zwöi gsch nebena, wie 's die trybe mit de Buebe — 's isch ne Schand . . . Also nimm di wohl in Acht — hesch fört? Und bet all Tag, de Morgen und z' Nacht und heb Gott vor Auge. Und denk a dy schweri Pflicht. Und lo di ordli em Pfarrherr no, de Vorgsetzte und fürnehmere Buure — o i chönnt dr ne ganze Tag zuespreche, wurd nie fertig! . . . Und heb Sorg zur Gsundheit, z' Nacht deck di guet, aß di nit verchöltisch — bhüet di Gott, my liebe, liebe Melchior!"

Au mir si d' Auge füecht worde bi ihrem Brieggē.

5. Kapitel.

I dr Schuelstube — definitiv.

Im ene wy'e Thal nes großes Buuredorf, mit breite Strouhüsere und mächtige Miststöcken und dicke Buure; ne chlyni housfälligi Chilchen und ne schöne, große Pfarrhof, zringẽum Baumgärte, Matten und Ächer, tupsche — da'sch Matzewyl gfi, mis neu Heimet.

Z'erscht ha mi em Amme vorgstellt, doch dä het chuun dr Zyt gha, für mi recht z' grüesse, denn dr Metzger isch dört gfi und het gmärtet um ene feisse Stier.

Druuf bin i zum Pfarrerr gange. Da'sch gar ne fründlichen ölttere Herr gfi und het mi grad a Tisch gno zum Mittagesse . . . Und nochede isch 'r mir cho 's Schuelhaus zeige: nes wytläufigs Gebäu, ordli nebeduß, wo me nebst de Schuelchinderen und em Lehrer au no de Schneeschlitten unter brocht het und d' Gmeinchärren und d' Brüggebiegen und

d' Fürsprüngen und weiß Gott was für Grümpel. Nebe 'm Schuelzimmer isch nes Chämmerli gsi, ganz voll Spinnhumpelen und Müsechrügel.

Dört chönn i, wenn 's uuspugt syg, schlofe, het dr Pfarrer gseit, heig wenigstes schön warm.

„Und d' Ghost näh, wo meinet dr, Herr Pfarrer?“

„Jo, do isch guete Roth thür, my Liebe! Göiht dr zum Amme, so wird vielleicht dr Stattholter höhn, göiht dr zum Stattholter, so het 's dr Friedesrichter ungern, dr Schilchmeier und Schuelschaffner — nit grad wege 'm Ruze und au nit eigetlig wege dr Ehr, wege 'm Schuelmeister — mehr wege dr Schalusie, wüll mr dä oder diese mehr estimieri. Si halt — i wüll ech 's grad säge — gar stolz und schalu, die Buure hie ume, mit dene mueß mr gar Büßeli Büß mache und ne 's Hoor streichle, für mit nen im Friede noch z' cho. Ha 's au müesse lehre . . . Setz bin i zfriede, und i glaube sie au . . . Also vom Ghosthuus zrede: bis dr das gfunde heit, chönnt dr bi m i r esse, will d' Babette froge, ob sie 's zfriede syg; denn sie isch au asen alt und wunderlig und will d' Ehr ha — dir begryfet!“

Dä guet Pfarrherr het mr au ne Bettstatt glieh, ne schöni chriesbäumigi, und drfür gsorget, aß mr 's Chämmerli frohntwys uspugt worden isch. Und ig ha ne Bueb hei gschißt zue dr Muetter, für mys Bett go z' hole . . . Guet, daß Niemer umeweg gsi isch, won i 's uuspact ha — so armüethigs Büg zu dr syne, glaggierte Bettlade! . . . Wenn i doch nume ne Tagdecki hätt, han i denkt, wie 's Pfarrherre! d' Babette mueß mr eini chaufe, will sie drum ersueche!

Die Decki, die het mr dr erst ganz Fünfliber eweg gno!

Doch vo dr Schuel z' rede, da'sch doch d' Hauptsach gsi:

dr Pfarrer het mi denen achzg Schuelchindere vorgstellt als ihre Lehrer, und nen Achtig und Ghorsam anbefohlen in ere schöne Red — i hätt 'm mögen um e Hals falle drfür! Und würlig hei d' Chinder uufmerksam zueglost und si mr cho d' Hand gä, eis nom andere — 's het mi schier glüpfst vor Freud.

Und bi mit eme großen Yfer a 's Lehre higange und ha vorläufig gluegt, wie wyt die Klasse vorgrucht syge. — —

„Jä, do müesst dr ordli unten asoh!“ seit dr Pfarrer. „Eue Vorgänger — es sell sym Seeleheil nüt schade — dä het 's i de letschte Johre leider nümme ernst gno mit syr Pflicht. Isch Burger gsi, het d' Gemeinschryberei verseh und Nebegschäfti gmacht, mehr as 'r het chönne bsorge; und drzue no buuret — dört i selbem Huus äne, im Egge. Het Schuel gha, prezis frohntwys, d. h. as d' Zyt ume gangen isch und 'r dr Lohn het chönne zieh. Und d' Buure hei fünfi lo grad sy . . . Und i säg 's ohni Hehl: Niemerem, syt Johre, han i dr Himmel so guet gönnt, de Schuelchindere z' lieb, as däm Ma, em Schuelmeister . . . Uf Euch aber, my Liebe, seze mys größte Zuetraue, my ganzi Hoffnig! Kennet dr das schöne, prächtige Lied:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben —
Bewahret sie!“ — —

's isch eigetlig a d' Künstler grichtet, i meinen aber au a d' Lehrer, a d' Zuegeberzieher“ — —

's Herz isch mr frei wyt worde, bi 's Pfarrers Red! Und i han em d' Hand gä und em versproche, treu z'gedenke myner schwere und zueglich schöne Pflicht —

Aber wie weni ideal isch 's mr scho mörderisch vor cho bim Schuelha! Do si zue Bueben ine cho, grad währed 'm

Bete, über und über voll Schnee, und hei blüetet us Muul und Nase; hei enand prüglet gha uf em Weg und ein het dr ander aflagt. Drum han i Beed müesse strofe. Und Beed hei gar nüt guet tho, dr ganz Tag nit.

Und wüll i die hintere Klasse bseht ha, just no ihre Fäbigkeite, no dr Rechtschrybig, isch Nomittag nes Buurewyb cho, wie Für und Flamme, und seit, ihres Töchterli em Statthalter syz, heb i z' unterisch tho, und nes Tauner-, nes Fögelmeitschi oben a! — öb das öppe dāweg müeß goh? Wol, do werden ander Lüt au no nes Wörtlili welle drzue säge — — — Und isch furt gschnützt wie ne Bummechugele. Und 's Meitschi het gheulet und mi selb Tag schier i Berzwyssig brocht mit sym Täubbele.

Ne Bueb, won ig wege sym wüeste, böswillige Trybe abgstroft ha, e chly chäch, den Andere zum Exempel het si im Ufegoh, unter dr Thür, umkehrt und grüest: „Wart nume, i säg es em Metti!“ — dä han i fryli wieder zruggholt, mit Aufwand vo alle Chrefte, und em ne zwöite Denzettel aufgheftet und gseit: „So, jek isch 's si besser derwerth, em Metti zsäge!“

Wer isch aber dä Metti gsi? Niemer anders als der Friedesrichter! Und dä het mi uf dr offne Stroß gstellt und mer 's z merke gā: fünf Johr syg sy Bueb scho i d' Schuel gange und heb vom olte Schuelmeister, synes Wüßes, teis Chläpfli übercho. Ob 'r ächt jek, uf eimol, so bözartig worde syg? I sell 's numen öppe nit übertrybe — —

's isch ne Stiftig gsi — weiß nit woher — as dr Schuelmeister all Samstag z'Oben mit de Chindere i d' Chilche göih und dört ne Rosenkranz beti und d' Betenei. Für das isch sechs Ehrüzer Lohn uusgsetzt gsi — — — Und i ha 's chönne

före mit eigenen Ohre, wie ei Nochtbüri zue dr andere gseit het: „Dä betet ganz anderisch, 's isch gar nit dr glych Ton — dunkt 's di nit au, Babi? Und anstatt „Empfänknuß“, wie 's dr Bruuch isch, seit 'r: „Empfängniß“ — 's isch eim ganz ungewohn und me sett 's nit dulde, dr Gmeinroth sett si dry legge! Und heisch 's au gseh, wien 'r macht bym „Du Lamm Gottes.“ Das heist me jo gar nit a d' Brust klopfet, da'sch nume jo tüpft mit zue Fingere — ne wabri Aergernuß!“

Und wenn i dr ganz Tag mi müed gfuustet gha ha mit dene achzg Bueben und Meitschene, für dä Schuelcharre i 's recht Gleuß z' bringe, han i z' Nacht nit emol ordli chönne rueihen und schlose! Denn do hei d' Müs tho i mym Chämmerli ume, turnet und gsprungen und pfiße und d' Wänd uuf klederet und i dr Diehli ume gepoldet wie bseffe. Jo sogar i Strausack si 's mr cho, unter 's Hauptchüssi; und dört hei sie käselet und si grodt e ganzi längi Nacht, i ha mi ordli gförchtet und gemeint, sie byße mi no i's Bei trotz aller Mägeri!

Bis i Gift kauft und gleit ha; aber au do si 's no viel fürbliebe und zwar grad die muethwilligste, boshaftigste, jo gwüß!

Und de no Deppis — i setts zwar nit säge, 's isch zweni ideal! Aber wül i doch grad am Ufzelle vo mynen agehnde Schuelmeisterfreude bi, jo will i au das nit verschwyge — wege dr Chost — — Do cha me mir lang cho brichten und säge: So ne Rämpel, dünn und mager, fett, so dunkt 's ein, nit wohl hungurig werde — das si Glaufe. Me isch jung und wächst. Und d' Chost im Pfarrhuus — mit der isch 's halt däweg gfi: guet, usnehmed guet und sun! Denn dr Pfarrherr isch selber ne große Fynschmöcker gfi und het drzue e Dikeli im Mage glitte — grad 's Gegetheil vom Herr Profe.

rater: dä het e Biß Rindfleisch chönnen esse, wie ne Fuust, und nes halbs Schwiensrüppeli drzue und als Notisch no sechs Bierlig Halbsbroten; und kei Beschwerde g'üßeret, as e chly Berzen und große Durst; er het aber au chriftligs Psäcke g'üebt gegen alli syni Tischgenosse — — Also guet und syn, drfür aber grusam weni! Plätteli, nes chlys Chind hätt si chuun dra übereesse. Fryli het mir dä guet Herr die Plättli g'styf aneglängt und g'seit: „Nächt nume, Schuelmeister, nächt! Müest nit uf mi luege!“ Ig aber ha au nit ellei möge dr Hungrig, dr Gröbel mache und 's letscht Löffeli voll zsäme scharre, hätt mi doch g'schiniert! — — Zum Zimmis (Besperbrot) hei 's Pfarrers Wy gha und öppis drzue! und me het mi agfrogt, öb i au well mitha? me mach 's billig, so billig as möglic. Jo, dä Wy und das „öppis drzue“ das hätt i scho möge verlyhde, bhüetis jo! Aber i ha aso rechne: Jährlicg drühundertzwänzg Franke Lohn — das schryb i oben a uf d' Tafele — so! De ungfähr drühundert Tag Chost, per Tag à siebe Dage, macht zweihundert zeh Franke — — Soll i 's Zimmis no zahle, nume sechs Chrüzer per Tag — macht au scho wieder fünf e vierzig Franke — zsäme zwöihundert fünf e fünfzig — restirt sechzg und fünf Franke! Und ha no keini Chleider, keis Buech! Und sett dr Muetter no Sparniß heibringe, sie erwartet gwüß ne grofi Summ — — Nei, nei, adie Zimmis, wüll lieber leer schlücke, ha kei Wahl!

Aber vo Mittag de Zwölfe bis z' Oben am Achti isch ne längi Zyt, bsunders wenn me si schier heiser g'schrouen und mit dene siebe Doze Schuelchindere ne halbe Tag ume g'schlage het, denn isch dr Hosebändel, so eng 'r au gsi isch, eisder wie wyter worde, dr Mage het aso ruugge wie ne

Frösch und 's isch mr mängisch schier schwarz worde vor den Auge, gege'm Oben ane — — Was han i gmacht? — o lachet dir nit, wo Zimmis Wy hei und „öppis drzue“, au dir nit, wo z' Mittag Säurüppeli vertilge chönnt oder an nume Speck und Suurchruut bis gnue — lachet nit! — do bin i hinter d' Schueltschdrucke grothe und ha die Depfel zsäme gsuecht, won i dene Bueben und Meitschene währed dr Schuel zum gschmierige Hosen- oder Tüppesack uusgno ha als reglementswidrig, oder au d' Wäihestüchi, die Stüchi Brot. Und ha alles Schüchen überwunde, ha d' Auge zuegniacht und öppis anders denkt und herzhast drü bisse — o lachet nit, i bitten ech!

6. Kapitel.

Neu Bekanntschaft.

Da'sch nes Pflästerli gfi uf d' Wunde, das Schuelexame!

Dr Pfarrherr het 's gseit, dr Pfarrer-Inspektor het 's gseit und au dr Vikari vo Häflige, wo dr Prüefig bygwohnt hei: das syg en große Fortschritt gege früeher, zum Verwundere! — Au dr Amme wär cho, aber 's isch selb Abrelletag just im Per gfi, nes guets Kalenderzeiche zum Göllesführe; dr Statthalter het Schof bschoore und dr Friedesrichter isch go ne Chueh chaufen i d' Bergen ine. — — Wo all dene Vätere het si keine lo erblicke, uusgno dr Läubizimmerma, en ärmeren Ansaß; und dem hei d' Auge glänzt vor Freud, wo sy Bueb so guet het chönne rechte, und het mr d' Hand drückt us Dankbarkeit.

Und Byt isch 's gfi, as i d' Schuel e Wyli ha chönne bschlüsse; denn wie d' Frühligssunne so warm zum Fenster

ine gschyne het und d' Mugge tanzet und d' Vögel pfiſſe und d' Fuehrlüt klöpft hei duffen ume, do hei d' Chinder hei Sitz-
leder meh gha uf de Schuelbänke, und au ig keiz zum lehre;
bi müed gfi und abgspannt wie nen Acherguul. Und ha mi
ordli heigsehnet no myr Muetter und für chly uszrueihe,
drü, vier Wücheli.

Drum bin i au zum Schuelſchaffner gange und ha hüb-
ſcheli aghoschet wege 'm rückſtändige Löhni. Dä Ma het
lang nit gmüßt, wöll 'r oder wöll 'r nit, und allerlei Uus-
flücht gha, er sett es Paar Stiere chause und 's schick em si
ordli schlecht. Bis d' Frau het afo uufbegehre und seit:
„Schämst di nit, Chriſte, dr Schuelmeister dāweg uſe ztage!
Het die paar Franke öppe wohl müeſſe verdiene, ſcho a euſe
Buebe!“ Do het 'r neumis gmurret und dr Chasten uſtho
und die Fünfbägi und Zeh- und Sechſchrüzerli und Bage
füre brösmolet und zſāmegleſe, 's grob schön Silber aber i
dr Blotere zruggholte. Und han em 's agſeh, wie das ne
reut, das elend Hāmpfeli Geld! — — Und won i mit 'm
Pfarrherr uszgrechnet ha, iſch 's a Vorſchyn cho, aß no zwöi
faltſchi Stückli drunter gfi ſh. Die het dr Herr glychwohl
als voll agno und gſeit, er well dem Ma ſcho dr Tex uſ-
legge, us 'm Evangeli.

Dä guet Pfarrherr — — Won i wieder ume cho bi
am Maitagobe, iſch 's Erſte gfi, was i vrno ha, ſcho im Feld
uſ, vom ene Schuelnochber: 'r ſig als Chorherr gwählt worde,
nämlich dr Pfarrer, grad geſter heb mr Bricht übercho dur
ne Städtler Herr und ne Standesweibel, won 'm ſhye cho
grateliere.

Z'gönnen iſch 's 'm wohl gfi, dem olte chränklige Herr.

Was werden aber die Lüt, syni Pfarrchinder drzue säge?
han i denkt.

Am Sunntig druuf scho han i's chönne köre, a dr
Gmein, i myr Schuelstuben inn. Do isch, neben andere Sache,
au die Aglegeheit zur Sproch cho. 's isch dr Leiterewagner
gfi, wo drvo agfange het, wie si dä Pfarrer um d' Gmein
ordient gmacht heb, um d' Juced, um die arme Lüt, um die
Chranke, i alle Stücke, wie nit bold Eine, wyt und breit.
Und müglig, aß 'r würd blybe, wenn em Gmein ordli aholte
thät — — Do het dr Chnuchelbuur sy gfastigi Tubakpsyfe
uusgleert, grüschvill dur's Röhrli blost und gseit: „Wer
trybt en furt? wer heist en goh? Rei Mönch! Isch recht
gfi, 's isch wohr. Het aber wohl chönne bi dem Numme!
Isch dr Erst, wo furtzieht vo do, 's wird em halt verleidet
sy bi eus — und drum sell 'r i Gottsnamen au goh! D'
Händ unter d' Füß legge — nää, das thue mr nit! En
Andere schlecket d, Finger drvo, jedwedere, no so nere guete
Pfruend, ne settigi Pfarrei!

„No so nere guete Pfarrei!“ so het 's tönt wie nes
Echo vo Bank zue Bank; und d' Buure hei Byfall gnickt:
„Sell goh, wenn 's em nit gfallt — chönnen en nit abinde!“

Und won er Abschied guo het i dr Predig, syn em d'
Thränen über d' Backen abeglaufe. Und bi überzügt gfi, hätt
d' Gmein nume lycht nes Wänkli tho und ihre Wunsch uus-
gsproche, er möchti blybe: im letschte Moment no hätt 'r um-
kehrt und d' Wahl uusgschlage! Won 'r 's Wort a d' Juced
griichtet het, a syni viele Täufling und Kummunikante, und
sie ermahnet het, dene Lehre z'gedenke — — und selle Gott
vor Auge ha und den Eltere folge und em Lehrer und em
neue Seelsorger, und au ihn nit ganz vergesse, er werd für

sie bete all Tag, all Stund -- do hei d' Wyber, hei d' Meitli afo d' Auge wüsch; d' Mannen aber, die dicke Buure, si ghodet wie d' Holzböck und Miene gmacht, as gieng sie das Alls gar nüt a!

Mir het er Büecher gschenkt ne ganzi Bygi dütschi Klassiker, für my ne wahre Schatz. Und mir sy väterligi Fründschaft versproche, und sy Bystand, so wyt dä öppe mög glänge. Du isch 'r furt und dr Chapeziner hzoge für ne Wyl.

Also han i nes anders Chosthuus müesse sueche — wo?

's mueß si Alls zuetragen uf dr Welt, 's Guete wie 's Böse und au das mittsdrinn. Grad isch dr Chilmeyer au vom Pfarrer cho, wege 'm Abrechne; und dem han i 's klagt, my Verlegeheit.

„Will mit myr Frau drüber rede — vielleicht — nu i wüll ech Bricht gä, dä Obe no!“ — Und dä Bricht het glutet, i sell nume cho, grad cho z' Nachtesse.

Und wien i die Chilmeyere gseh — no ne jünger! Frau — han i in Gedanke mys eige spezifisch Gewicht mit i h rem muethmaßlige Gewicht vergliche und gefunde, es chönnt si allefalls verhalte, wie 1 zue 2¹/₂ oder gar wie 1 zue 3, so groß und dick isch sie mir vorcho; und die rothe glizerige Bache, die drü Chinni uf euand obe und die Arme — herrje die Arme! Drgege dä mager unschynber Ma! Au han i gly gmerkt, wer eigetlig d' Hosen a het und 's groß Wort füehrt i dem Huus inn. Het dr Chilmeyer au dusse, mit syne Lüte, mit de Nachbuure und a dr Gemein ordli guräschiert rede und thue chönne — deheim, sye Frau und ihrem Nedhuus gegenüber, isch 'r zerflosse wie Bachs am Für.

Do, a dem Tisch, het 's im Vergleich zum Pfarrhuus gar grossi Plättli gä, so groß schier wie ne Taufstei und

ghuustig voll. Und mr het chönne zuegryfe und esse bis guue, so lang me het möge. Aber weiß Gott, i ha ebe afangs gar nit recht möge; denn Als isch schreckli ruuch gsi und umen obeh i gchochet oder grüsl i zur Unzht.

Denn 's mehrste Mol z' Mittag, wenn i us dr Schuel hei cho bi und i denkt ha, 's möcht öppe Eßeszyt sy, isch my Chilschmeyere gwüß vo mit eme Chessel voll Wasser bim Brunne oder mit emen Arsel Schyter bim Huusegge gstande und het brichtet, vielleicht scho nes ganzes Stündli, mit ere Nochtbüri, mit eme Chacheliwib oder wer öppe verby gangen isch. Denn het sie erschrocke gseit: „Whüetis, do chunnt scho dr Schuelmeister und will esse! und ha no nit übertho!“ — Dinn hei d' Hühner, Hund und Chaz Schärtschi gha, i dr Chuchi, i dr Stube, uf Tisch und Bänk, sogar uf dr Fürstätt, i Pfannen und Häfen und im Eßgeschirr ume; oder het 's chly Chind gschroue wie am ene Messer im Gade hinte und han i d' Ohr gha, dä Brüelbueb go z' gschweige oder gar zrothsamme — — und was sie chochet het, isch nume so uuf und drvo gange, so weni eigelig! Bielmol isch sie drvo eweg zue ihrer Muetter gange, grad über d' Gass übere, öppis go frogen oder go brichte. Und isch dr Buur hei cho mit syne Bute, müed und hungrig ab em Feld und vo Esse no fei Ned — wol, dem hätt i 's welle rothe, uufz'begehre! Er het si aber wohl ghüetet, het öppen e chly brummet oder glüfzet und isch still in en Eggen ine ghochet, wie 's em ene richtige braven Chma schön astoht.

Guet het sie fryli au chönne sy, d' Chilschmeyere, gege 'm Ma, gege die arme Büt und au gege my. Mängs liebs Mol, wenn mr elleini deheim gsi sy, het sie hurti nes Eierbräusi gmacht, oder Nidlewäiße oder Hung und Anten us dr

Schubladen use zoge zum Gaffee, oder nes Stücki Fleisch präglet zc. und gseit: „Chömet gschwind, Schuelmeister, au cho mitha! Dir esset jo so bluetweni am Tisch — fryli, so eme Huuse Volch cha mr nit so gherrschelig choche, thäte ein jo vo Huus und Hei esse — — Gryfet nume zue, as dr drüeihet! Mueß mi jo süscht schäme, als Gui Chostfrau, und mueß ech so mengisch ploge mit dem und diesem.“ Und dä Gäffee us em Zünichännli isch ordli besser gfi als dä z' Morge, us dr Fünfmooschanne; i ha alliwyl 's nämlig blüemlet Schüsseli gha; bim Frühstück aber, wenn 's au gfüllt gfi isch, nämlig 's Tazli, bis a Rand, han i das Sprüchli z' Bode no ganz guet chönne lese, dur die luuteri Brüeih dure: „zum Andenke.“ Au em Ma het sie, wenn sie guet z' Paß gfi isch, öppis vo dene guete Sache dänne tho. „Er mueß au so gnue schaffe, dr Hans!“ het sie de gseit, „und wär so wyt recht — — Wege dem, syr Freini, han ig en au vorzoge. Hätt Mänge chönne ha, zum Byspiel dr Roggemüller, aber lueg mr jeh dä a, wien en Uberschanten as 'r isch gege syr Frau! Fahrt hüsch und hott i dr Welt umen uf Gwinn und Gwerb los oder mängisch nume z' unnutz, und sie cha si deheim mit dene viele Diensten umeschlo und darf schyntz nume nüt ditz reden i sys Geschäft! Aber wol, dem wett i 's zeige, mit mym schöne Geld! — — Me mueß die Manne halt grad vo Afang a gwenne, wenn sie ein no recht lieb hei! Lohet me nen einisch dr Zügel, so isch 's für alli Mol gscheh, mit aller Herrligkeit, i alli Ebigkeit — — I glaube, dir gäbet au no ne gueten Chma, Schuelmeister, syd so ne freine, verständige!“

Dann und wann isch sie au z' Chilche gange, sogar am ene Werchtig, das heiße a Vakantztage, wenn i ha chönne

hüete. Aber oje! Do hei d' Chind lang chönne blangen und schreie, und die junge Säu brüelen im Stall, und d' Hühner gagglen i dr Chuchi, und 's Wasser strudlen i dr Pfanne — — die Chilchelüt, die Meswyber hei halt so viel Neus gwüßt, me het schier nit chönne von ne cho! Und de het sie doch au no chly müesse bi dr Muetter stoh vor ihrem Huus, 's git jo so viel z'brichte, z'rüehmen und z'chloge. — — Ig selber bi mängisch schier tuubetänzig worde vo dem lange Warte, und ha nümmin gwüßt, was i mit dem hungerige Brüelbueb sell asoh. Und mängsmol denkt: „Wenn di au öpper gsäch, vo deheim, oder ne Kolleg, mit dem ufläthige Kind uf dr Schoß, Pappen ylrache, oder Milch ygüdere!“ Und mys Männergsüehl und my Bruefsstolz hei si wellen empöre gege dä unwürdig Chindsmagbedienst — — Isch aber d' Huusfrau wieder hei cho und het si fründli ergüsirt und fründlich tho, oder gar nes Güetseli us em Schublädli use zoge, isch au my ganz Zorn verroche gfi und dr Mueth verlore — —

Vo de Werche z'rede, vo Heuet, Ern und Emdet, wo 's natürlich Vakanz gfi isch — do bin i mit mr z' Roth gange: sell i hei goh, die Byt us, oder do blybe? d' Bürenen aber het gseit: „Wenn dr nit absolut hei müeßt, so blybet dir bi eus! Grad i de Werche chömet dr is schröckli kummod, i weiß albe schier nit, wo mr dr Chopf stoht, sett dinne sy und duffen au, allen Orte. Und dr müeßt 's nit vergebe thue, zellet nume druuf!“

Und i bi blibe, ha jo weni z' versuume gha.

Zerscht ha mi au als tüchtigs Mannevolch welle stelle, ha d' Sägezen uf d' Arle gno und bi mit de Mähderen uszoge, i d' Matten use, i aller Früechi, und ha probiert z'

mäiße — aber o weh! Bim erste Streich scho fahrt d' Sägeke mit em Spiz i Boden ine, au im zwöite und dritte, d' Mähder lache si schier z' Tod ob mym Thue, dr Buur aber seit: „Wart, Schuelmeister, i will dr das Ding zeige, wie mr d' Sägeke fñhrt! Alls mueß glehrt sy uf dr Welt, au 's Mäiße!“ — Aber das Lehre, bi dr Hix, bi dem viele, schwere Gras, bi mym zarte Wuchs! Z' Mittag, won i hei cho bi, hei mr d' Chneu und d' Arme gschlotteret wie emene arme Sünder im letzte Stündli, ha nit gwüßt, leb i no oder bin i tod, ha vor Müedi und Glend schier nit chönnen esse, bi ablege wie Ein, wo me heitreit ab em Schlachtfeld.

Und d' Chilchmeyere het großes Beduure gha und gseit: „Ha 's wohl denkt, 's göih ech so! So herti Arbet und gar nüt gwohnet — da'sch z' viel zuegmuetzet! Bett nüt säge, öppe worbe, chehren und reche“ — —

Und ig ha gworbet und grechet mit de Meitlene.

Und Nomittag isch d' Bürenen use gange und ig hätt jelle hüete und e chly zue de Chinde luege. Zwar het si my Stolz afo bäumele gege die Zuemuethig. Ghy aber isch s mr i Sinn cho: Was witt mache? Oppeniere oder gar wyters go in es anders Chossthuus? Und di verbrüeiße bi ihre und au bim Chilchmeyer, wo jo Gemeinroth isch? Zwar het me si schyntz au scho lustig gmacht über syz Gemeinroth sy: Einiß z' Nacht, vom Schaffe grüßli mied, het 'r au müesse go sitzen i Roth; und isch halt uf sym Sessel ygchlofe! und won en dr Amme stüpft und frogt: „Nu, Chilchmeyer, was seisch du zue dr Sach?“ do heb my guet Ma d' Augen usgriben und gseit: „I ha die Meinig wo dr Friedesrichter!“ Dr Friedesrichter heb aber selbmol no gar nit gredt gha — — Und i ha wyters denkt: Au das darßsch nit ußer Acht

lo, das gringe Chostgeld, nume sechs Baze per Tag, i dr Bafantzyt gar nüt.

Also isch d' Bürenen use gange und ig ha gaumet.*) Sie het mi glehrt, wien i sell dr Gaffee mache i's chly Chänneli und früschi Milch erwellen und Als schön zwarme stellen i's Chunstrohr ine, bis sie hei chömm — — Aber wo sie hei cho isch — es si 20 Grad Wärm i gfi im Schatte — do isch sie uf 's Huusbänkli abpletscht, 's het frei gschadet, und het ganz glüeht im Glicht, und Schweistropse si's von ere gfall, so groß wie Trübelbeeri, und het schier nüm möge gschnuuse — sie het mi trotz dem Aerger, won i im Stille gfaht gha ha, nit weni duuret. Und wo sie driuf, um Dthen überzcho, i's offene wyte Tenn gstanden isch, wär sie allweg froh gfi, wenn ere mit em Thor Chüeli zuegwäiht hätt, doch han i das hartherzig lo blybe, ha mi doch gschinirt — Und sie het gjommeret! „D ne Buurefrau, die mueß doch viel uussstoh, Verdruß und Müeh und Hih, allerlei! — — Hätt i doch dā Mezger Spyswirth gno us em Städtli, wo mr schier d' Zechen abtrappet het es ganzes Johr lang! Oder am End nume ne Schuelmeister ghürothet mit mym schöne Geld, hätt's mal lycht besser!“ — Ig aber ha denkt: Ne Schuelmeister, — 's thät mr doch ordli gruuse — —

Bis dohy bin i, nebst de Schuelchinde, no weni mit de Ruten im Dorf bekant gfi, wil i ebe selten oder nie vo Huus gange bi. Denn die Dorfsnabe hei mer's bis dohy gar nüt chönne, wege dem fürwitzige und ungschlachte Thue, dem Nusschänzele.

Do isch aber Eine hei cho us dr Fröndi, em Amme sy Suh, wo jußt 's Exame abgleit gha het als Behdokter, ne heitere, flotte Burscht, wo dr Gummang kennt het und d'

*) Haus hüten.

Maniere. Und einisch zwüsche Heuet und Ern, chunnt 'r au cho ne Schuelvisite mache, und seit: „Fallt 's ech denn nit au uuf, Schuelmeister, dä miserabel Gsang i dr Chilche, bim Gottesdienst? Wo dr Sigrift und die zwee olte Manne eistimmig pläre und de Heiligen uf lätynisch müest säge? Me chunnt jo Zähn- und Ohreweh über nume vom Dose! Bringsum, i viele Dörfere, het men e dütsche Gsang ygfüehrt, drei- und sogar vierstimmig — ne wahri Freud! Chönntet dir das nit au? Hei jungi, hübschi und alerti Meitli, ne ganzi Schnuer voll, und Schnaben au, heiteri Burschte, mit hälen und teufe Stimme — — dir chönntet ech nes großes Verdienst erwerbe und Niemerem größeri Freud machen as grad mir!“

Dä Gedanken isch mr au scho obglege, ha nume dr Mueth nit gha, für en z' vollführe. Jez aber bin i zuem ene Fründ gange, ne Kolleg, go luege, wien er 's agriffe heb.

Und dr Behdokter het Meitli und Schnaben i 's Schuelhuus brocht, ne ganze große Chranz.

Aber das Lehre — was isch e Heuet und en Ern gege das Lehre mit fettige, total ungeliebte Lüte? Han i ne Sak au Stundlang vorgyget und vorglalet, schier heiser, Stimme für Stimme: cis, h, a, gis, fis — ach was hei die vo fis und gis gwüßt? Was es Noß vom Harfespiele! Ha Alls müessen hydrülle, Ton für Ton, Silbe für Silbe; und han i mit der Allstimm gfunge, het gwüß d' Erststimm au mit gmacht, hei gemeint 's gelt ihne oder au umkehrt — zum häle verzwyfle!

Doch, me sett nie an ere Sach verzwyfle. Mit Gwolt cha mr jo ne Geiß hintenume lüpfe, mit Glyß und nit Nolo Felsen unshöhle, Berge durchsteche und 's Unglaublickste voll-

führe: A dr Martischilbi hei mr i dr Chilche die neu düttschi
Mefß gfunge.

Und die Lüt hei d' Ohre gspigt und si ganz verstuunet
und Freud gha, ganz e gwoltigi, d' Chilmeyere isch stolz gfi
uf das Lob, as hätt sie selber das Nemtli glehrt, und mr
nen Giertätsch aufgestellt, selb Mittag, zum Fleisch, so groß
schier wie ne Bullhuet.

Wie gseit, all Lüt hei Freud gha a dem schöne Gsang,
uuzgnoh nes paar olte Wyber und Mannen und dr Pfarrer —

So, dr Pfarrer! Denn sit Josebstag hei mr wieder ne
neue gha, eigentlich nen olte graue, won i's d' Wahlbehörde
anegwählt het; denn i dr Gmein selber hätt 'r spöter chuun
es Doze Stimmen übercho, so ne wunderlige Heiligen isch
das gfi, nen oltväterische, lünige — — Dr erst Gruess, won
'r mr tho het i dr Schuel, isch gfi wege 'm Bete! das göih
so lhz und lai und demüethig zue, as wenn 's verbote wär;
statt si öppe herzhast lo z'köre. Bsunders dr Glaube, dä
sell luut, so luut und chräftig as müglik bekönnt werde —
— Es anders Mol het 'r sy Unzriedeheit g'üßeret über my
Religionsunterricht. Dr Katichismus werdi viel zweni glehrt,
dä sette die Chind ohni Ausnahm uzwendig chönne vo hinte
bis vorne, uf 's Tüpfli, das wär viel meh werth as dene
Bueben und Meitschene vo de Graubündner Berge, vo dene
Seene und Flüsse und gar no vo frönde Ländere z' brichte,
oder mit ne z' politisiere — — Wi erst spöter drüber cho,
as 'r unter dem Politisiere d' Schwyzergschicht verstande het
— Ueberhaupt, het 'r gemeint, bruchte die Chinder, die Buure-
chinder, nit halb so viel z' wüsse. Me heb 's albe, zue olte
Zyten au gmacht, besser as jeh, und nit 's Dryßgisch heb
chönne lese, vergesse schrybe. Und d' Lüt syge zfriedener gfi

und wyt frömmere. „Aber wo chunnt 's her?“ het 'r gseit. „Mr weiß 's jo scho: vo de Freimuurere, Gottlose goht das uus. Und mr hei jo, wie me seit, dere sogar a dr Regierig, a dr neue liberale! Do mueß mr si über nüt meh verwundere!“

Und wo mr 's erste Mol, a selber Chilbi, die Meß uufgfüehrt hei, han i 's scho gmerkt a sym gschnauzige Singen und Beten a, aß bim Pfarrherr nit ganz häl Wetter isch. Und nochede, dr glych Tag no, won ig und dr Sigrift bin em z' Obe trunke hei, wie 's Bruuch gsi isch a dene vier hõche Tãge, het er 's gseit: „Iß das nen Andacht, wenn me singt wie im ene Kummehhuus, he? Ha mehr as eivisch im Sinn gha, still z' lese und gar nit furt z' amte. — — Es anders Mol müeßt dr Tãnz uufspiele, das fõre d' Lüt, anstatt z' bete, no viel lieber“ — —

Und notizno han i 's selber au glaubt, was dr Beihdokter slyf und fest bhauptet het als gwüßi Wohret: dã Pfarrherr heig me nume dohere gwãhlt, wül 'r syr Pfarrei schrõckli verleidet gsi syg. Dr Amme vo dõrt, zueglych Großroth und ne hflußryche Ma, syg dr Wahlbehörde nogsprengt, vo ein Mitglied zum andere und feis guets Wort gspart und fei Wy, und au d' Regierig dr Gottswillen agholte, sie felle doch sy armi Gmein vo dem Herr erlõse — zue de Mattemphlere paß 'r jo scho, syg lang guet dõrthy — —

7. Kapitel.

Mys Herz i Anfruehr.

Mit dem Chilchegsang het mys Schuelmeisterlebe ne ganz anderi, lebhafteri Wendig gno. Bi besser bekannt worden

unter den erwachsene Lüte, ordli beliebt. Mänge Schnab, mängs Meitli, wo vorede glychgültig und sogar stolz by mr verby gange sy, hei mr jeh fründlig zuegniächt oder nes Gspaszwort zuegrüest, nes syns oder au es nit syns — so gnau darf mer 's halt nit nä uf 'm Land — — und das het mr uusnehmend wohl tho, mit dr Zyt ha mi ordli aso meinen und zeige.

's Meist as ig us myner Zugzugeheit usetrete bi, het halt dä jung Behdokter bytreit, my neu Fründ. Z' Dbe, no 'm Furoben, isch 'r mi cho uussueche, i 's Chosthuus oder au i d' Schuelstuben, uf mys Chämmerli; nnd het mit mr plauderet, wien 'r si so frönd sühli i sym eigene Heimet, bi denen ungebildete Lüte; und vo sym Studentelebe brichtet uf dr Behdokterchuel, vo syne Kamerate, syne lustigen Abentür, und so fröhlig drzue glachet, 's het mi frei agsteckt.

Er het mi au mit heignoh i sys Huus. Da'sch ne welts-großi finsteri Strouhütte gfi, nes recht bhäbigß Buurehuus, wo nüt e Gstaad dütet het, as die viele Spedsyten und Hammen i dr Chuchi und die Doze spiegelglatte Chüeh und die vier Roß im Stall, dä mächtig Miststoc vor dr Huusthür. Im Huus selber het 's altwäterisch, eifach und rueßig uusgseh. Nume d' Nebestube het nen Uusnahm gmacht, dört het dr Behdokter sy Apeteg uufgschlage gha und sie so guet as müglig uuspuugen und möblire lo. Dört hei mr zsäme sy Biblioteg durchnaufet, hei zsäme gmußiziert, er uf dr Flöte, de die het 'r famos bloset, ig uf dr Gige, as d' Lüt vor 'm Huus still gstande sy, Groß und Chly, und enand gmüßft hei und gseit: „Gel, wie schön, wie prächtig!“

Wie schön, wie prächtig — het ächt das nit au em Dokter sy Schwester denkt, d' Ammarei?

Da'sch nes Meitli gfi wie ne Flueh, groß und starch. Het Baede gha wie nes Ehriesi, i jedere nes Grüebli, schneewyssi Zähn und es roths Mündli und schier armsdicki, dunkelbruni kruusleti Büpfe; und Arme so mächtig, kugeligirundi, zum Abyße; und korpelent — wenn sie dur d' Stube glaufen isch, het frei dr Bode ghäret; isch allweg 's döllste Meitli gfi vom ganze Gsang, im ganze Dorf.

Und dusse schaffe het sie chörne — dr jünger Brüeder isch e chly ne gfehlte, churzöthige und schwachmüethige gfi, die halbi Jyt krank im Bett glegen oder ume gmuderet — dusse schaffe het sie chörne, haßen und worben und dröschén und melchen und z' Achertrybe, mit de Rosse fahren und mit de Stiere, wie nes Mannevolch; isch churz und guet i all Drecken ine gstande, so het sie dr Metti gwennt, isch er jo selber ne Raggerbuur, eine vo den ersten gfi, und hätt 's doch nit nöthig wege'm Vermöge. 's ander Meitli, 's Theresli, isch scho e chly zimpherer gfi und schücher, het dr Muetter g'hulfe d'Quusshaltig mache, wär gern i 's Chloster gange und wenn 's ne frehi Minute gha het, z'Oben und a Sunnig und Fyrtig, het 's nes fromms Buech i d' Hand guo und si i sy's Chämmerli hintere versteckt — — Aber vo der Ammerei z'rede — da 'sch nes haudentisch lustigs chärsches Meitli gfi, nes Wigeli bruun vo Sonnen und Wind, und es Wigeli, wie me seit, grobane, graduse. Und het gern und viel glachet und Muethwille tryben und isch 'm Als guet agstande, s' ganze Thuedium.

Und isch e rychi Buuretochter gfi, dem Anume syni!

D hätt i das numme ehnder bedenkt, selbmol, wo das Spiel agfange het!

Weles Spiel? I will 's erzelle: Also bin i viel i dem

Huus us und uss gange, bi Tag und bi Nacht, wie 's jo uf 'm Land dr Bruuch isch bi guete Fründe, wo mr eim lei Etigetten uferleit. Dr Aetti Amme, wenn 's nit öppe Gmeinroth gfi isch, het si zytlig d. h. grad nom Nachtesse zrugg zoge, für sie usszrueihe vo dem schwere Schaffe dr ganz läng Tag uss; desßgliche d' Muetter und 's Theresli; und hei euz lo mache bi eusem Gschwätz und Schurzweyl. Do het's es mängisch troffe, as dr Behdokter abbruefe worden isch zum ene chranke Ross, zue nere nächtige Thue, i d' Nööchli und au i d' Wyti, bi Tag und bi Nacht, zu jeder Stund.

Denn, wenn au ig uufgstande bi, für mi z' verabscheide, het d' Ammarei gseit: „Pressieret doch nit so, Schuelmeister! Syt is nüt verleidet!“

„Gwüß nit?“

„Gwüß nit!“ Und het mi mit ihre bruunen Auge so schalkhaft fründlig agluegt und aglächelet — —

Sie het mi aglächelet i dr Singstund, as mi frei glüpft het und d' Note schier hei aso tanze vor mynen Augen und i gyget ha die wunderlichste Sachen, und die hei klunge wie us eime selige Traum, wie häler Jubel.

Und e Jubel isch gfi i mym Herzen innen und eisder wie größer worde — —

Isch es Solo z' finge gfi im Muettergotteslied, im Salve Regina: d' Ammarei het 's müesse lehre und 's isch doch schier nit möglich gfi und au nit gar schön use cho, 's Schnyders Lisele, zum Byspiel, hätt's zeh Mal besser und schöner gmacht — selbmol aber het mi dr Ammarei ihre Gsang dunkt, jede Quut, as chöm 's vom Himmel.

Es hei driü Schuelermeitschi Ammarei gheissen, und wenn

ig si bi dem Name grüest ha, het's mi dunkt, das kling wie die schönsti Melodei, und hätt keis vo dene chönne strofe, um Alls i dr Welt nit, und het doch eis vo ne rothi Hoor gha und unzähligi Laubflecken und Lüz und alli Unarte. Ammarei — 's het mi dunkt, dr schönst Engel im Paradis sett Ammarei heiße!“

's isch nes eigetligs Fieber gsi, die ersti Jungschuelmeister: liebt, so starch und gwoltig: 's het mi frei gscheniert bim Schuelha, verwirret bin: Esse, so daß i mängmol mit dr Gable i d' Suppe, mit 'm Löffel i d' Schnitz gfare bi, as d' Chilchmehere luut het aso lache: „Schuelmeistr, wo denket dr hy? Gwiß syt dr verliebt? Gseit dr, dr werdet jo ganz roth, wie nes Schuelermeitschi, wo d' Tinten uusgheit het — — Und wege dem Verliebtshy schloht au alls Esse nüt a, heit halt fei Rueih! Und ig mueß mi drwege schäme als Eui Chostfrau — —“

Sie het Recht gha, bi eisder no wie mägerer worden und spizer, und 's het ein doch welle dunke, 's sett nit chönne möglich sy.

Sie het Recht gha, i ha fei Rueih meh gfunde, im Wachen und im Traume isch's mir vorcho, das doller hübsche Meitli!

Bi au viel höffärtiger worde. Ha ne neu, prächtigi halbwülligi Schleidig agschaffet, d' Ell für einedryßg Baze; und 's Haar aso scheitlen und Pommade dry thue; und bi halbstundwys vor em Spiegeli gstande und ha gluegt, wie das junge Schnäuzli zuenehm.

„Wie? dir weit en Schnauz lo wachse?“ het dr Pfarrer einisch gseit, ganz streng. „Dir, ne Schuelmeister?“

Und han 'n verschrocken abghaue, mit großem Beduure.

Und d' Ammarei het gseit, das syg au Schad; und druuf hätt i dr Pfarrherr hundert Schlafter i Boden abe möge verwünschen, so het's mi groue!

Und ha afo rauche, wüll's die andere Schnaben au tho hei und d' Ammarei gseit het, 's stöih mr gar styf ah; ha alls Uebelsy heldemüethig überwunde und gar nit nogloh. Fryli han i die nämliigi Sigarre zwoe drei Debe könne bruuche, ha azündet und lo lösche und dr Stumpe deheim hübsch dänne tho für nes anders Mol.

Und bi mehr as nöthig bi 's Ammes Huus verby gange, für d' Ammarei z' gseh, oder i 's Gäßli usen a Paß gstanden und hin und her gspaziert, wenn i gwüßt ha, sie chunnt hei ab 'm Feld.

Und ha nümme halb dä Flyß gha i dr Schilchmeyeren ihrem Huus- und Chuchdienst, ha dr Zifori vergessen i 's Gassechännli z'ihue odr Milch lo überlaufe und dr Bueb nit före brüele und d' Hühner gaggle no'm Legge — ha halt numen ei Gedanke gha, ne völlig närrsche!

Nebes 's Ammes Huus isch 's Wirthshuus gstande; dört hei d' Schnabe feiglet und trunken und gsunge, dr ganz Sunntig Nomittag bis mängisch spot i Oben ine. Bueben, ölteti Mannli und armi Schlucker hei zuegluegt, ig ha keine vo dene welle sy; d' Schnabe hei mi agmacht und au ig ha afo cheigle, trotzdem i die schwere Chugele schier nit ha möge d' dröhle und me drwege glachet het. Aller Anfang isch halt schwer — i ha müesse dr Lehrlohn, das heist dr größt Theil vo dr Uerti zahle; hätt mr 's aber nit loh agseh, wie grüüsi aß mi das Geld groue het, die magere fuurverdiente Bage; denn nebena, uf ihrem Gartebank, isch gewöhnlig d' Ammarei gsesse bi de Weitlene, bi Gsang und Gugelsuehr, und die hei

alben übere gschietet, über e Haag, no dene Schnabe — —

Nes paar Mol han i 's Gerbers Hans atrofte, bis Ammes z' Obesig — ne große dicke Buurechalli, aber ryck, der ryckst denck im Dorf. Denn isch mir d' Yrsucht uf-gstuge, förchterlig. Und mehr as einisch bin i druff und dra gsi z' frage, ihn selber: „Was thuesch du do?“

Und d' Ammarei selber, won i drüber z' Red gstellt ha, het mi numen uuzglachet und gseit: „Guse nooch Better — felle mir 'm öppe d' Thüre bschlüüße vor dr Nase zue?“

So si het Recht gha, wenn 's mi au gfurt het wege dem dicke grobhölzige Better. Sie het Recht gha: meist het 'r jo nume mit 'm Aetti Amme brichtet und mit dr Ammene, über's Wetter, über's Buure und über e Behhandel und wege de Koffe. Und d' Bei gstreckt und druuf los tubacket und graduse gspeut, as gieng en Alls nüt a, was wir Anderi zellen und mache. Doch het 'r nie vor mir furt welle, und das het mi doch albe dutteret und halbertheil g'ärgeret. Und my einzig Trost isch gsi; d' Ammarei het scho mithine gihnet, won i no dört gsi bi, het blanget für i's Bett z' goh — gwüß isch sie jeh scho drinn. Bhüet 's Gott, das liebe her-zige Chind — — — Und i ha Plän gmacht, die guldigste himmligste Plän, und gstudiert die halbi Nacht und traumt die süefiste Traum — wenn nit öppe d' Müüz z'wüest tho hei i mym Strousack inne — —

Einisch bin i drzue cho, wo dr Behdokter, my guet Fründ, syr Schwester Vorwürf gmacht het: „'s isch e Sünd, Ammarei, dr Schnab so verenare z' ha — ne große Sünd — —“ Do het 'r mi gwahret und plöglig gschwige; und isch fründlicher gsi as no nie.

Wer het jr mit dem Schnab gemeint, wer anders, as —

as eben offebar dä Gerberhäns? Jo, 'r het Recht, han i denkt, dä hätt i au scho lang abdankt! Möcht dä Gstabi nit gseh i dr Stube inn hocke! —

Und i ha früsche Mueth gfasset und mr vorgnoh, jek recht herzast um das Meitli z' werbe, dr Gerber, dä chönn furta i das Huus go hocke so lang 'r well, 's werd 'm weni nütze!

8. Kapitel.

Mys Herz i Füür und Flamme.

Uf Verwendig hi vom Fründ Behdokter isch mr uf Neujahr d' Bsoldig uusbesseret worden um volli dryßg Franke!

Dr Gemeinrath heb das, wie mr dr Schilmeyer mittheilt het, vo syr eigene Kumpetenz uus gmacht, hätt's dr Gemein nit wohl dörfen unterbreite; die syz halt i dene Stucke gar hinterhäsig; und i dem Fall bsunderbar hätt mer ordli z' rischgiere gha: d' Großbuure syge höhn, aß ig d' Taunerchind so guet thüei lehre, wie ihri eigeni, d' Tauner syge häßig, aß ihri Chinder so flyßig müeßen i d' Schuel cho, aß sie sie deheim nit besser chönne uusnütze; do heb ne dr olt Schuelmeister viel meh z' Gfalle glebt, heig gwüßt was dr Bruuch syg uf 'm Land. Au mein me schier allgemein, i heb jek scho z'viel Lohn für das ringe Schaffe. Mängge müeß dröschen oder holzen oder Ryswelle mache, bi Wind und Wetter, und verdien chuum fünf Baze per Tag. Und ig ne ganzi Franke — für e chly i dr warme Stube ume z' pantöffele, i Schatten und Scherme — ne ganzi Franke! — — Und dr Schilmeyer het bygfüegt i aller

Wohlmeineheit, i sell doch nümme Zigare rauchen as öpper gseih, me lueg mr uuf und vergönn mer 's gar schräckli und säg: „Z, dä cha wohl herre 's Dorf uuf und ab — wer mueß 'm dä Chruutstengel im Muul zahlen, as ebe mir? Jo dä cha wol!“

Wo sie mit dr Büchz ume gange si vo Huus zu Huus, für ne neuu Chilchealogge, het dr Stattholter gseit: „Nu, uusgruckt, Schuelmeister, dir heit e schöne Gholt!“ I ha nes Guldestückli i die Büchz abe gschobe, ha gmeint 's gseih's Niemer. Nochedee abr hei 's mr ordli dr Marsch gmacht, wien ig ne Großhans und Verschwender syg: die mehrste Buure, au die fürnehmste, hebe nit mehr as e Franke gä, und wo sie 's Gäld zellt hebe, syge no falschi, verrüesti Stückli fürecho, Münz und Silber schier dr dritti Theil —

Dr Fründ Behdokter het mr fei Rueh gloh: R' Knollige het dr Gsangverein nes Theaterstück aufgsüehrt. „Und,“ het der Dokter gmeint, „was d' Knolliger chönne, setze mir 's nit au z' Stand bringe?“

Nes Theaterstück mit Gsang —

Ganz neu isch mr die Sach nit gsi, ha jo z' Bulisheim hulfe mitmache, mit Glanz! De Mattewylere aber wird die Sach bömisch gnue vorcho. Was werde die Buure, was wird dr Pfarrer drzue säge?

My Fründ aber het alli die Bedenke niedergschlage; für e Gmeinroth well 'r bürge, will dr Metti scho vorume näh und wenn dä zfriede syg, dörfe die Anderen au nit säge. Und dr Pfarrer — dä werd ömel nit wellen ufflüüge wege so menen ehrbare Gspäß!

Und d' Ammarei, wo sie eus vo der Sach het före brichte, isch uf eimol ganz alärt worde. „D jo,“ het sie gseit, „nes

Thirater — i bsinne mi no ganz guet, won i so nes Schueler-meitschi gsi bi, het ne Bände gspielt uf 's Wirths Estrig obe, d' Genevesa. D da 'sch schön gsi, dä Gros, ganz ybändlet mit Guldpapier, und d' Gröfi mit eme länge schneewyße pargaliga Rock, und 's Buebli, mit schwarzem Chruselhoor, und, anstatt ere Hirzechueh, hei si 's Bamerts Geiß uf d' Bühni gschleipft, het d' Währig au tho! Verstande het me weni, was sie grebt hei, aber 's isch eineweg schön gsi und het nume ne Bage kost, euz Chinder ne halbe. Und z' letscht, wo 's uus gsi isch, hei d' Gröfi und dr Golo — und me het 'n doch grad voredee gköpft gha — hei Frau und Ma nand no prüglet, hinter em Umhang und au duren Umhang use, wüll sie nem fürghalte het, er syg en Süffel und heb ere die halbi Kasse gmuuset, wül sie i dr Wildniß gsi syg; und hätt si dr Graf nit dry gleit, ihre Chnecht oder Sohn oder weiß i was, i glaub es hätt es großes Unglück gä — Aber gradgloch — schön isch 's gsi!“

Dr Behdokter het überluut aso lachen und seit: „So, dämäg spiele mir nit, Ammarei, mir spiele ganz öppis anders und uf en anderi Manier, nit gar so natürlig, gel, Schuelmeister? Wo prügle nchedee — wo dem möcht i nüt wüsse: Also bsinn di, Fründ, was für nes Stück mer wei wähle! Au ig will mi bsinne. Und de guräschirt a 's Werk!“

Au d' Ammarei het mi so huldseelig agluegt und so ne chindligi Freud zeigt uf dä Gspäß hi — wie hätt i da chönne widerstoh oder zaudere, nume ne Minute?

Also bin i heigangen i mys Schuelchämmerli und ha aso schnausen im Gänterli ume, im Lessing und Göthe, im Schiller und Körner und au im Kozbueh, wo mr dr olt Pfarrherr verehrt het; und all die tragische und lustige Gstatte

loh verbyspaziere und die Helde betrachtet, welen aß mr am besten aßhöih. Denn daß ig d' Haupt- und Helderollen übernehm und — d' Ammarei die ersii Helbi darstelle müeß — — da'sch vo Afang a my uusgmacht Gedanke gfi — — Mina von Barnhelm, Egmunt, Don Karlos, Kabali und Liebi — — I ha luut afo deflemiere us dene Helderolle, und d' Händ drzue verworfen und Positur agnoh und bi 's Chämmerli uuf und abgrönnit ganz begeisteret, bis i heiser gfi und vor Müedigkeit schier ygfunke; und au 's Liecht glöschten isch, 's Lewatölämpeli, vor luuter Tröchni. Und ha zu keim Entscheid chönne cho, zu keir Uuszwahl — ach 's isch Alls so schön gfi, eis wie 's ander, d' Helde so groß, d' Heldine so prächtig! — — Endlige bin i erschöpft uf myß Lager gsunke. Aber im Traum no het sie das Sinne furtgspunne, i 's Pfantastische. I bi plöcklig dr Don Karlos gfi, dr Behdokter dr Posa, und Künigin — wer anderes as my heißgeliebt Ammarei? Und zum Amme-Künig han i herzhast gsproche: „Poffe das mit myr Stiefmuetter! 's isch jo dy eigeni Tochter, my Schatz — Kennsch sie denn ulimme? Was dr do dr Pater Domingo, nämlig dr Pfarrherr, will yblöterlen und agäh, das si luuter Fause, Jesuitetück — los nit druuf! — Und drwyle, won i mit 'm Alba Gerberhans gfochte ha im Huusgang us und 'n z' Bode gstreckt mit mym lange Stoßdege, isch dr Fründ Posa mit dr Gutsche vorgfahre, vor d' Hinterthür, und mr si hurti ygstiegen, ig und my Herzenskünigin, und uuf und drvo gfahre bi Nacht und Nebel, Glanzdere zue, d. h. hei zue myr Muetter.

Wo 's aber taget het und i recht luegen, isch 's nit öppe d' Ammarei, die holdi, himmlischi, sondern die dicki Chilchmeiere gfi und die soht überluut afo lache und seit:

„Aber Schuelmeister, was chunnt ech a? Syt dr au no gschyd? — Und dora bin i verwachet. Und 's isch die höchsti Zyt gsi, für d' Schuelstube z' heize und go z'dischiniere und i d' Meß z' goh, denn 's isch Samstag gsi und Stundgebet. Und au i dr Ehilche no, i ha mi drgege möge wehre, wien i ha welle, isch mr die Sach i Sinn cho wege 'm Theater; neuu Zwyfel und Schwierigkeite si aufgstiege: dr chly Wirthshausaal, viel z'chlei für öppis Rechts aufz'fuehre; dr Estrig viel z'wüest, au gar z'wüest; und sücht keis Lokal, wo paßt, au d' Schuelstube nit! Und d' Deferation und d' Gulisse — woher die näh, wo aufstelle, aß 's e rechti Gattig macht, i dene niedere Stube? Und 's Publikum, wohy mit dem? Und Publikum sett mr doch au ha, scho wege dr Kasse und em Vysal — wenn's mir persönlig au ganz glych wär, mit dr Ammarei alleini z' spiele, z' selbstwölle! — Und wien i so stunen und einisch per Zuefall dur d' Ehilche hintere schiele, drmitts im Rosechranz, da gsehn ig sie chneuen im ene Meitlibank inne, ganz vora — wie ne Rose so schön, so prächtig abzuege! Und 's het mi dunkt, au sie lueg mi a und thüei mit 'm Kopf nicke, ganz zimper, und lächele — o 's isch dur my's Herz gfahre wie ne goldige wunnige Sunnestrahl; und im Vergeß han i im Vorbete statt: „mit Dornen ist gekrönt worden“, gseit: „der dich im Himmel gekrönt hat,“ so daß mr dr Sigrift dr Ellbogen i d' Rüppi gstoße het für mi z' vermahnen und dr Pfarrerherr böß gluegt het, so böß — —

Und z' Obe hei mr wieder konferenzlet, dr Dokter und ig; und si no langem Hin- und Herrede zue dem Schluß cho: Vom ene geschlossene Theater, im ene Huus inn, cha unter dene Umstände gar kei Red sy, ebefo weni vom ene kunst-

ryche Stück, us Mangel a Holz — da 'sch em Dokter sy Meinig gsi, und i dem Fall, wie no i mängem andere, han i gseh, wie nes gsunds Urtheil as 'r het.

Also nes Stück im Freie, für Groß und Chly, Jung und Alt. Aber was für eis?

Und wieder iich 's dr Gründ gsi, wo der Nagel demitts uf e Chopf troffe het: „Dr Wilhelm Tell! Isch eifach, national, patriotisch! Das zieht — meinsch nit au, Schuelmeister?“

Han 'm müesse Recht gä, wenn i 's au schmerzlig vermisst ha, aß kei Liebszene drin vorkunnt! Sell i de my Amnarei nit verwende dörfe, won i so großi Stück druuf bout ghä ha, uf dä Umstand? Doch jo, als Frau Getrud, ig als Staufacher — das mueß schön und rührend werde, dört wo 's heißt: stürzt sich in ihre Arme — — Deb sie 's gscheh loht vor allem Bolch? Ha 's jo no nie dörfe probiere, wo mr ellei gsi sy — — Aber i wär lieber dr Tell gsi, der Volksheld, dr vergötteret! do wett i zeige, was spiele heißt, bym Monolog, allen Orte! — — Do isch mr abr plötzlich i Sinn cho: dr Ruedenz und sy Bertha — o ja, da 'sch ne Rolle wie gmacht für my, für eus Beedi! Werd Tell und Gefler und Walther Fürst und Rösselmann wer well — ig will der Ueli Ruedenz sy!

Und demnoh han i 's au ygädlet. Dr Dokter als Tell — scho d' Postur, 's Redhuus, d' Maniere, Als het gstimmt, besser nützt nüt! Als Gefler het 'r dr Wiederschmied vorgschlage, und d' Auffuehrig het 's bewiese, wie ne guete Wurf das gsi isch — — I han 'n lo mache, au bi dr Bseig vo den andere Rolle, ha nüt vorbha, as dr Ruedenz und d' Bertha — — Und won i 's em Dokter

gseit ha, wege syr Schwester, het 'r hauthöchlichen aso lache:
 „Eusi Ammarei als Edelfräuli — hahahaha! Nu, mynet-
 wege wenn sie 's thue will, ig ha nüt drgege, öpper mueß
 's ja mache, wenn mir die Rolle absolut bybholte wei! — —
 Uf 'm Roß ryte, das wird sie wol no könne; wo sie no
 jünger gsi isch und em Aetti het müesse z' Achertrybe und
 helpe chare dörhar, do isch sie dr uf 's Roß use gumpet und
 drvo gsprenkt wie ne Bueb, frei zum Stuune! Und dr
 Aetti het mengisch gsüßzget: „„Wär 's nume ne Bueb!““
 — — Doch vo dr Sach z' rede: Als netral, wie 's im
 Buech floht, alli Szene vo Anfang bis zue End, könne mir
 unmüglig spiele, das nuhm z' viel Zyt und Aufwand i Anspruch,
 und 's Volch thät sie langwyle drby — nume 's Wichtigere,
 Aischauligere drus: dr Melchthal wien 'r z' Acher fahrt —
 do isch 's Wirths Hoffstett ganz geeignet drzue — wie 's 'in
 d' Stieren ewegg nehme — dr Grüttschmurr i 's Uerech's
 Winkel aufgfuehrt, zringsum die höche Bäum, ganz wie
 gmacht — dr Geklerhuet, uf dr Ehrüüzgaß aufpflanzet, dr
 Depfelschütz — dä Vorgang i dr hohle Gaß — dört, grad
 dört loht si mys Bholts Als gar schön und umständlig mache,
 bsunders die Buurehochzyt i denen olte Trachte mit Muusfig
 und Gsang — und e hohli Gaß hei mir jo, schöner nützt
 nüt: dr Stutghubelweg, mit syne huushöhe Bordenen uf
 beede Syte und dem Gstrüch! — — Und zwüschen ine res
 par chrestigi patriotischi Lieder, denk a die Lieder, Schuel-
 meister, öppe drüü, vieri, numen eifachi, dere wo doll Lärme
 mache! Und d' Rolle use schrybe, frei gly! Denn i se uf
 Buchen isch d' Faßnecht! Ig will für d' Kostüm sorge, nes
 paar Harnisch us 'm Züüghuus, dr Schnyder uf d' Stör
 näh — — Und i will helfe, lehren und hpauke so viel i cha,

darffsch uf mi zelle! Numme d' Rolle brav abschürze, abhaue was z' läng isch — heisch hört?"

Mörderisch isch Eine i d' Schuelstube cho, dä i am wenigste erwartet ha: my Herr Oberlehrer oder Seminar-direkter, wie me jetz seit! Ne überuus wüßeschaftligen, aber au überuus pflichtyfrige, strenge und gförchtete Ma. Und jekt mueß 'r mi grad atreffe, wien ig Rollen ufeschrybe währed dr Schuel, das einzig Mol, won ig Allotria trybe i dr Pflichtzyt! Und 'r het's gseh uf 'n erst Blick, geb wie i 's ha welle verberge; und mr ne Stosspredig gha — i bi roth worde, wie ne Schuelerbueb! Druuf het 'r aso d' Schuel inspiziere bis spot, spot z' Mittag, und isch eisder wie z'friedener worde und het de Ehindere ne Zuspruch gha, wie sie brav selle folge ihrem tüchtige Lehrer — o für das Lob, mit dem 'r süscht so grausam ghzig gsi isch — für das Wörtli hätt 'm möge ume Hals falle! Und 'r het mr au no nes paar gueti Wink gä über d' Methodik und mr fründlig d' Hand glängt zum Abschyd und isch wyters gangen — em en andere Kolleg go rothi Bäckli mache — — Und hütt no, no länge, länge Johre, han i die Lehre no i frischem Gedächtniß, Wort für Wort.

9. Kapitel.

Ne holte Wasserspruk.

All Händ voll z'thue! Am Tag Schuelha us Lybschrefte, z' Obe Rumneedi lehren und wie? 's cha scho öppis, bis jede vo dene Buureburschte nume syri paar Gsägli nuß-

wendig weiß. Und denn säge sie die herrliche Strophe her, ungefähr wie d' Schuelerbueben ihres Christelehrbüechli, ohni Betonung, ohni Gefühl, ohni Schliff, ohni Ehrast und Saft! Müessen e, ig und dr Dokter, jedi Silbe vorsäge; und ne d' Händ us de Hofesede und d' Bei usenand schrybe und ne zeige, wie sie die Hölzer hithue und bewege felle; und dr Chopf und d' Miene, die ganzi Positur — Als, Als mueß mr ne vormachen us's Tüpfli, hei gar kei eigne Schigg! Und het mr nes hundert und eis Mal vorgmacht, so mache sie 's hundert und zwöite Mol wieder leg — zum häle Berzwyfle! Und chönne sie chuum e Minute gedulde, ohni die Stinkpfysen im Muul. — O wie si mr myni Schuelchinder wieder lieb worde!

Die Exerzizi hei mr i dr Schuelstuben inne vorgnoh, vom Füllrobe bis teuf, teuf i d' Nacht. Und d' Lüüt si cho wundere, Jung und Alt, und hei d' Müller vergesse zue zthue vor lauter Stunne, Einigi hei an ihre Wiße griffe, gueti und schlechti —

Und die unglehrige Burschte lehre z' finge: s' Grütli-lied, s' „Wo Kraft und Mueth in Schweizerseelen flammen“ und 's „Ruffst du mein Vaterland“ — o hinderst uf Rom z' laufe ma längwylig und beschwerlig sy, doch isch 's nume nes Ghindswerchli drgege, jo gwüß!

Mit nohloh gwünnt! Ausgehnds dr Fasnecht het's ordli aso klappe, besser as ig's erwartet ha. Die Lüüt hei Als mit Geduld agnoh und si lo wysen und brichte, me het dörfe grobane zfriede sy. Jo mänge het sy Rolle mit eine fettigen Yfer gä und Auge drzue gmacht und Füüschet oder a 's Schwert gschlage, me hätt si schier chönne fürchte vor bene gwoltige Burschte! — Au dr Gfang het sie nothdürftig

dörfe la före, d' Fortissimi ömel si starch guue gfi, au i's Freie — —

Drum han i's a dr Zyt gfunde, au mit Bertha-Am-marei nen Uebig vorznäh, bi ihre deheim, perseh! Da 'sch am ene Samstag z' Obe gfi. Dr Dokter im Schuelhuus, dr Olt im Bett und nume die olti übelkörigi Muetter no uuf, im Ofeneggeli etschlofe. Also mir Beedi sozsägen ellei, die allerschönsti Glegeheit, für ne Prob abzholte.

I ha dr Bertha ihri Partie ordli abfürzt gha. Aber das herzig Meitli het sie gar gschiniert az'foh, het glachet wie nes Marli und syni wyße Zähnli füregloh, die Grüebli i dr Backe — ig selber bi fast närrisch worde vor luuter Entzücke — — Und wo sie endlich asoht, ganz naiv:

„Er folgt mir. Endlich kann ich mich erklären“ — do bin ig mit großem Oser ygfalle:

„Fräulein, jetzt endlich find ich euch allein,
Abgründe schließen ringsumher uns ein — —“

und wo die Strophe cho si:

„Jetzt oder nie — — —

D waffnet eure güt'gen Blicke nicht

Mit dieser finstern Strenge — Wer bin ich,

Daß ich den kühnen Wunsch zu euch erhebe?

— — — — —

Nichts hab' ich als mein Herz voll Treu und Liebe —

Do ha mi nimm chönnen überha, bi vor aneren a Bode kneuet, ha ihri Hand ergriffe und inbrünstig küßt und wieder küßt — —

Und sie — was meint dr, aß sie gseit het?

Höret doch uuf, Schuelmeister! I Summe jo erst vom

Schuehjalbe, und gwüß schmöcke d' Händ no vo dem Feischschmutz!" Und het aso lache wie nit gschyd — — Ig aber bi ganz nährlich gsi vor Liebi, ha d' Händ so fahren und 's Meitli ume Hals ume guo und uf die runde Backe küßt, uf die rothe Lippe.

"Geuggel!" het sie gseit und nume no grüßlicher aso lache — o wie schäd, aß si grad d' Muetter het aso roden im Schunsteggeli inn und aufgwachet isch!

Für selb Oben isch 's halt uus gsi mit dr Prob. Ig selber hätt keis Wort meh gwüßt zsäge, bi ganz und gar us dr Rolle gfallē gsi. Am Himmel, won i hei bi, si 's schwarzi Bulche ghanget, pechschwarzi Nacht zringsum, und i de leere Rusbäumen am Weg het 's gschutet, as chäm die wildi gspenstigi Jagd — i mym Herz inn isch 's luuter Früehlig gsi und Morgeroth, und amüßiert het 's drinn — das si d' Engeli vom Himmel gsi, wo aufgspielt hei, han i gmeint!

Bi dr nächste Prob aber het mi my Engel Ammarei recht erschreckt, vom Mitspieler nüt meh welle wüsse — — Und wär dr Brueder Dokter nit derzwüschē cho und hätt eren i 's Gwüsse gredt, ganz ernsthaft und ruuch, und ere Vorstellige gmacht: „Zuegseit isch zuegseit, und jez zruggstoh, im letschte Moment, das hätt bygott kei Art!“ und gseit, dr Wybersattel syg scho zuegschaffet und d' Schleider au, us dr Stadt, und zwar pur Sammet und Syde, Silber und Guld — i glaube, sie hätt kei Wanck tho!

Sie thuet si halt au grüßli schiniere! han i denkt. Und i ha großes Beduure gha mit dem arme Chind, wie's dr Dokter so streng guo het mit ihrer Rolle, dem Auffägen und Betone — — zletscht isch sie böß worde und seit ganz rabiāt: „Jez isch 's guet! Und wenn 's Euch nit guet isch, so

stecket e Steckel drzue! Guet Nacht!“ und isch verschwunde.

Sie isch schier no schöner gsi im Born, as bi gueter Luun, dä Trug, die großen Auge, dä böß Blick, das stolzen Umdräihen unter dr Thür, 's Thüreueschlo — zum Stützwerde! Und im Heigoh han i denkt: O wern chunnt ächt dä Tag, die glückseligi Stund, wo die „Bertha“ zue mr seit, wie's heißt am End vom „Tell“, i dr Schlussstrophe:

„Wohlan!

So reich ich diesem Jüngling meine Rechte,

Die freie Schweizerin dem freien Mann!“

Ach, wenn wird sie das zue mr säge?“

Dr Tag druuf het sie wieder fründlig glachet und mr d' Zyt abgnoh vo wytem, won i zum Chrämer gange bi, go ne Zigare chaufe. Ne Zigare chaufe. Bier han i kauft uf eimol, vor luuter Glückseligkeit! Hätt die ganzi liebi schöni Welt mögen umarme mit sannt der Chrämere, dr olte Schnupfdrucke!

„Mit des Geschickes Mächten — „wer kennt nit das fatale Sprüchli? Selb Dbe no han i 's müessen erfahre; uf my Freud, mys Glück isch ne Dämpfer cho, ne ganz gwoltige, fürchterlige — —

Zich Gsangstund gsi, wie all Dben, und ig grüßlig überhüßt mit Arbet aller Art, dr Samstagrosenfranz, 's Programmschrybe für d' Auffuehrig, ne Brief uusseze für e Schilchmeier a sy Schwager Chlosterherr, ne neu G-Saiten aufzieh uf d' Gyge, ne Schnopf anäihe, 's ober Schilchschnöpfli, und ei Sogge vrsteche, dä dünn, uustreit — — und die Schnaben und Meitli hei mi überrascht i myr Schuelstuben inn, ha nit emol z'nachtgspise gha. Und d' Gsanghesitli no deheim bi 's Schilchmeyerß. Und wien ig mi hurti furtmache, für die Hesili

soh z'hole, Hunnts dene muethwillige Mettlenen i Sinn, sie welle mr gflingg ne Posse spiele: öppis i mys Bett ine thue, nen Arfel herti Schyster — — Und dringen i mys Chämmerli ine, nehme die hübschi blüemleti Tagdecki weg — und unter dr Tagdecki isch mys elend, mager, armmüethig Bett zum Vorschyn cho, won ig so sorgsam ha welle verberge! — — I glaub es gern, sie syge selber erschrocke! Nume weni hebe glachet und dorunter Gini — o i ha 's nit könne glaube, wüll 's hüt nit glaube, aß mr so schreckli falsch si chönn! — — Isch Als so duuch und still gsi, won i zugg cho bi, ha mi recht verwunderet; nume zwöi drü Meitschi hei heimlig guschelet und gigelet im Dfenegge inn, 's Schnyders Rißeli aber het mi so beduurlich agluegt, aß wett 's mi trösten und Abbitt thue für dä Schrecke und für e Schmerz, die Schand, won ig empfinde werde bim Schlofegoh, bi dem aufgwüehlte Bett!

So, dä Schrecke het mi schier umgsklage. Lang, lang no bin i blybe hocken uf dem herten armüethige Glier und Schyster lo Schyster sy. Bi se elend müed und mucht gsi, wie i mym Lebe no nie! Mucht im Mäge — sit Mittag nüt meh gnosse gha und drei Stund gfunge und ghoopet us Lybschreffe, drum het 's mr au grugget im Mäge wie im ene Fröscheth und 's isch mr schier schwarz worde vor den Auge — — Mucht im Herze, so unsäglig mucht und truurig — — „D jek isch 's uus und vrbj mit dr Ammarei, uus und Amen mit aller Hoffnig!“ so han i gfüßget; „die Armüeth verzieht si dr nimm, nei gwüß nit — wie sett sie au, die fürnemi Buuretochter?“ Und i ha dr Chopf lo hange bis schier uf d' Rneu abe, und mi gschämt, bi vom bloße Gedanke bleich und roth worde — am liebste wär i selbi

Nacht no uuf und druus, über all Berge, wo mi kei Mensch meh kennt — oder grad gstorbe! Denn ohni das Meitli, ohni d' Ammarei, isch mir 's Lebe ne Dual, die ganzi schöni Welt nen ödi Wüesti -- — da 'sch mi Gedanke gsi, mys trübselig verzwyflet Stunne; und das het gwähret bis schier am Morge, wo dr Sigrisi klenkt mit 'm Betzytglöggli.

Doch — wie d' Jugeb so schnell vergesse, wie gleitig 's Bletkli si drehre cha!

Wunderisch, bi dr Gsangprob, wo Alli so fründlich umbefange drhygluegt hei, as wär nüt passiert, und so ghyf ufpaßt uf all myni Wink und so z'häge keis Aug ab mir tho hei bim dirigieren und brichte; und mir d' Ammarei im Verbygoh i Ellboge klemmt het — 's het mir frei weh tho i der magere Huut, im Herz innen aber so erstuunlig wohl — ach do isch uf eimol Alls rein vergesse gsi, d' Schand und 's Leid! Ha mer 's sogar gsuecht uuszrede, i heig 'n nume traumt, dä mißlig Vorfall — — Ha wieder nüt gseh as die Eini, Herzliebi, mit dem Grüebli im Chinn, de muethwillig fründlichen Auge, wo so uusglatte neckisch thuet und lachet und so luut und bedüütungsvoll „Guet Nacht!“ seit und no zrugggschielet unter dr Thür — oder het 's mi nume dunkt? Wär so gern uuf und noche gange, mit ere hei, für mys übervolle Herz uuszschtitte! Aber leider si die Schnabe no blybe hocke, für no nes Rüngli z' tubacken und z'brichten und au für d' Rolle no einisch ernsthaft duure zunäh, zum letschte Mal, uf 's Dokters Manig. Er selber, der Dokter, het ne dicki Gutteren olts Chirsiwasser zum Chittel usgezogen, und 's Buurehansjöggelis Steffen isch hei go Brot holen und e Big rauhe Speck, schier so groß wie ne Rosschopf — das hett battet und 's Mägli erquickt, und dr Mißmueth verschüücht

und Gurätschi erzüügt und nes liechts Herz gschaffet voll neue Plänen und Hoffnige.

Und myni neue Plän und Hoffnige hei si a ei Umstand knüpft: Wie welt d' Ammarei mit dr Theater spiele, offen und frei, ne Liebhabrirolle, wenn sie di nit vo Herze gern hätt? Und sie weiß es jo! No'm Theater isch Obedesse für alli Aktiven und au für e Gsang und nochedee Tanz . . . Und do bin ig jo dä, wo das Fräuli ystüehrt, perseh, und nebe sie siße und mit 'm Glas astoße darf und d' Plättli aneße und mit ere d' Gedanke umstunfche, die gheimste, zärtligste, i's Ohr! Und mit ere tanze — zwar chan i's no nit uf's Best, mache, wie me seit, z'allmächtig Gump und Sprüng — doch das thuet nüt a d' Sach, sie wird mi scho ebha und lehre, ha lei Chummer . . . Also mit ere tanzen Arm in Arm, Aug in Aug, Brust a Brust, und darf ihren Dthe gspüre, dä himmlisch Chuuch — 's Herz het mr aso juunze jeh scho, vor Freud: Uebermorn um die Zyt bisch du dr glücligisch Mensch uf 'm ganzen Erdbode — ach, wenn's nume scho übermorn wär!

10. Kapitel.

Ne Holsti Dunsche.

Und das „Uebermorn“, dr Fasnechttag, isch cho, ne sunnellare Wintermorge, chalt und troch, grad wie gwünscht!

Ha die ganzi Nacht feis Aug zuetho gha, ab mr nit närrisch Träum vorgschwebt sy, alls vo myr Herzliebste: Bold isch sie ne Nonne gsi, bold ne Grosfetochter, bold e Prinzessi; und Riese hei sie bewachet im feste höche Schloß, oder häßligi

Zwerge, sogar Drache mit fürige Rache; und e Dörnhag het si um das Schloß ume zoge, zeh Ell höch und zeh Ell dick; und ig bi uf mym Strythengst und im Schlachtharnisch druuf los gsprengt, für sie z'befreie, und mys schräcklig Schwert zogen und d' Lanzen ygleit und dr Schild vorgha und d' Sporen ygsetzt — — Und dr Hag durhauen und Alls tödt, was mr i Weg cho isch, Drachen und Zwergen und Chrotten, ohni Gnad; bis uf Eine, ne große Rief'; und dä het merkwürdigerwys em Gerberhans gliche wie ne Tropf Wasser; und ne glychligi silberbschlagni Stinkpsysen im Muul gha und i d' Händ gspeut und gseit: „Chum nume, du Weberbüebli“ — — Worum dr Gerberhans? Was het dä mit mir? Und won i wieder ygschlofe bi — 's glyche, nämliche Spiel, dr nämlig Stryt und Kampf mit Menschen und Unghüre. Und d' Ammarei, wie ne Engel so schön, rüest mr zue, vo wytem: „Chumm nimm mi! Chumm nimm mi!“

Und ömel drü Mol, selb Morge, han i my Edelnamuntierig agleit und sie drü Mol wieder zum Schnyder-Eiseli übere treit — dr Dlt het gar straub Gfüchti gha im Arm — für sie enger lo z'mache; und bi mr eieder wie fürnehmer und gstadliger vorschö, i dem Ritterkleid, und ha die Stund chuun mögen erwarte, z Mittag am Eis.

Z' Mittag am halbi Eis scho, do bin i, gfolgt vo Bueben und Meitschene, 's Dorf abgewandelt mitts dur d' Hauptgaß; z'erscht zum Chrämer go ne Sigare z'chaufe, ne „Wewelung“; und du i 's Ammes Huus, mys Fräuli go abzhole. Uf 'm Weg han i vernoh, wie das es Glyr syg durhar: der Pfarrer Köffelmann thüe no nes Schof fertig bescheeere, dr Waliser Fürst Guetter rüfle für 's Beh, dr Melchthal syg erst mit ere

Ladig Holz hei cho us 'm Wald — sie werde bald cho, wie abgrebt, i's Wirthshuus.

Doch, was han i dene Schwyzerhelde nohgfrogt? Gagnue my Bertha-Ammarei azluege gha, i ihrem länge prächtige Sammetkleid und de Schnabelschuehen und em vergöldete Byhgürtel und dr wyße, breite Halschruusen und de länge dicke Hoorzöpfen und em Hüetli druff, mit dene Falkefedere — zum Abete schön! Nume d' Händ wei abselut nit i die schmale Händschli ine, scho sie nes paar Fingernöthli uufgsprengt, und sie boorzet no eisder druuf los und wird ganz häßig drby, will gar nüt meh drvo wüßse, geb wie de Brüeder Tell häßt und grestet.

So schön isch sie gli, 's het mi dunkt, i möcht voran eren a Bode chneue — Und sogar ihri Muetter, die eifältigi olti Frau, het einisch über anderisch gseit: „Aber nei! Aber nei!“ und d' Händ obe 'm Chopf zsäme gschlage —

Eine aber isch do gessen uf em Ofesiz, hert und empfindungslos, wie nes Stücki Holz: dr Gerberhans; und het glychmüethig zuetubacket und mit 'm Aetti Amme vo de Holzloose brichtet und vo de Rossen, und schier keiz Aug gha für d' „Bertha“, no weniger für my, und name mithine so verstohle, verschmigt glächelet! Doch, wo sett so bim ene ungebildete Buurechalli 's esthetische Gfüehl hercho?“

Also si mr, mir drü Theaterlüt, i's Wirthshuus übere zoge. Dört vor em Huus, isch scho 's ganz Dorf versammellet gsi, Groß und Chly, und no en Huuse Fröndi, us den umliegende Gmeine, und hei schier d' Augen usgluegt vor Gwunder. I dr Gaststuben inn die anderen Aktive — das het es Halloß gä und es gegeh'y'ig Aluegen und Stuune; und Wigeryße — Einzig dr Gefler het no gfehlt; grad thüen

’m ne Geiß gizzle, het ’r lo melde, wenn nume de Behdokter gschwind wett cho, ’s heb ordli Astand — — Also isch dr Tell i syr vollständige Theatertracht dörthy g’hlt, zum Gefler. Jedermann het’s begryfflig gfunden, und Alls isch schynt’s guet gangen, und das Spiel het chönnen agoh.

„Vorwärts,“ han i kummidirt, „use! Dir wüffet jeh All, wo dr hiföret — marsch!“

Dußen, i’s Wirths Schopf, sie d’ Noß scho parat gstande, für e Gefler, für e Harras und für eus Zwöi — die schönste muethigste Büül im ganze Dorf, die hei gsharret und grüchelet, ’s isch e Freud gfi z’luege. Sa dr „Bertha“ galanterwys welle bhülfig sy, doch die isch dobe gfi, uf ’s Dokters Bruun, wie ne Bliß, aß Alls tätschelet het vor Vergnuege und sie selber glachet het überluut und si völli yzrichtet uf dem Frauesattel, aß wär sie vo jungem uuf drby ume gfi. Jech, wenn ig au dobe wär uf mym Guul — isch ’s nit grad em Gerber si Choli, dä wild, fäurig? Er stoht lei Sekunde still, trämpelet hin und her, schleßt hinten und füre, der Chnecht ma ’n schier nit ebha. „Geb brav!“ han i gseit und trete muethig i Bügel, aber fatalerwys mit em lege, das heiße mit ’m rechte Bei — All lache, Alls luegt und wartet numen uf my, denn ’s Sandeberts Bande mit samunt ’m Tell sy scho furt. Do uf eimol gspüren i ne schwere Hand im Acken, en anderi, wien ’n yfigi, zunterisch am Rügge, wien es Chind wird i aufgküpft und i Sattel ghobe — do hocken i wie nit gschyd und luegen um no dem Rief, wo mi dämäg gschlungge het — wer isch’s? Dr Gerberhans! Und ’r blinzlet so schlau und tubacket so starch und git ’m Noß, sym Noß, mit dr flache Hand ne gwoltige Prättsch uf e Rüggen und seit: „Gü Choli! Dä Rüter mahsch öppe souft!“ O wie

das nes Glächter gä het und ig mi gschämt ha und zornig worde bi — i hät dä ungschlacht Kerli chönne durchohre mit mym länge Schwert — wenn nume dr Choli gwartet hätt! Dä het aber nit gwartet, isch eisder mit mr zringem, im Hof ume trämpelet, gäb wien ig am Baum griffe ha, und han 'n gar nit chönne begüetige; bis der Schnecht cho isch und 'n uf e Weg gfüehrt het, uf d' Straß. D' „Bertha“ isch scho wyt voruus, jek thuet sie mr warten, 's isch dr Zorn gfi über das ungsänig Roß und zueglych dr Gedanke, bene Lüüte und mym Fräuli z' zeige, aß ig mi nit förcht — guet, i giben 'm Choli chrestig d' Spore, dä schloht hinten uuf, my dunkts bis a Himmel use, i fallen aber au abe wie vom Himmel abe — — und do liggen ig arme Ritter drlängisweg nebe 's Wirths Mist, zum Theil im Schnee — zum Theil i dr brunne Gülle, dr Choli uuf und drvo! Und wer hundertstimmig glachet het, da 'sch 's Volk gfi; und wer am muethwilligsten, am läüiste lachei, da 'sch d' „Bertha“ gfi uf 'm Roß, my Ammarei — — —

Oh! han i denkt, wenn numen Eine chäm und mys arm Herz grad thät durchohre, aß's nit müest überlebe die Schmach, dä Schmerz!

Im glyche Moment aber gspüren i scho nes Doze Händ, wo mi uufslüpfe und sogar d' Ammarei, wo erst no so übermüethig spotthast glachet het, fährt mr mit dr warme linde Hand über d' Stirnen abe und frogt: „Heit dr ech öppe gwirset, Schuelmeister?“ Und zeigt großes Beduure.

Rei, i ha mi nit gwirset gha, nit drwerth! Nume mys schön himmelblau Mänteli, das isch verriffe gfi und het ungsch, wien e Mistladen, o weh! Und die längi, prächtigi Pfauesedere uf 'm Huet, wo mi acht Baze kost het extra,

die isch demittsabenander kniät, lampet erbärmig — ach mir isch, i selbem Moment, jo das Alls ganz glychgültig gsi: d' Ammarei het gla chet, herzlos glachet, bi mym truurige Fall! — — Het sie de würklig? Me sett 's nümme meine! Denn grad druuf, won i so herzbetrüebt do gstande bi, het sie wieder so lieblich uf mi abe gluegt und mi gsuecht z' trösten, und die Wort si süeß gsi wie Hung — — Au d' Chilchmeiere, my Chostfrau, isch cho, und het mr a ihrem Naselumpezopfe z' schmöcke gä und großes, uufrichtigs Beduure zeigt und mi hulsen abpuke hinten und vorne, vo Schnee und Uroth. Und i ha mi rasch wieder echymt. Und me het mr nes anders Roß zuegfuehrt, aber das Mol nes frömmers, 's Wirths olti Füllimähre. Nume mys schöne Mänteli — das chösilig Mänteli han i leider müesse zrug lo, und isch doch dr Byse zoge so dünn und kalt dur mys dünne bouelige Ritterchleid dure!

's isch die größti Byt gsi, aß i wieder i Aktivitet trete bi.

S 's Wirths Hostet hei 's Melchthals scho z' Acher gfare — im schuehteuse Schnee — der Ueberfall, der Dchseraub — Alls het si ganz nach Noten abgwigglet, nume hätte sie bold z' natürlig aso spiele, d. h. nander bi der Häckete d' Chöpf ygschlage. Bim Augenuussteche si sogar Zuschauer ganz wild worde, hei gruese: „Thüet doch die Hallunggen au grad zweg näh! Hauet ne Grinden ab!“ — — Dr Schwur im Rütli, dä isch prächtig gsi, ha Mianne gseh im Bolch, hei ebefalls d' Schwörfinger ufgha frei hoch, so patriotisch het sie das agmuethet, die Rede, dä Gsang — — Dr Depfelschutz — da 'sch ne Tell gsi, dr Dokter, zum Bewundere! Und nit minder dr Gefler, hert wie Ysen und Stachel. Alli hei si bi dem Akt ganz famos usebisse, g'ärgeret het mi halbertheil nume my Bertha, wege ihrem programmwidrige

laute Lachen und Brichte mit Dem und mit Diesem, linggs und rechts bi dem ernsten Akt, und aß sie unufhörlich öppis gschecket und gmöffelet het, Leckerli, Nuß und dürri Zwetschge! Aber z' grechtem höhn hätt i doch nit chönne werde, sie isch so schön az'luege gsi. Und het mir selber ne prächtige Channebire glängt, us ihrem eigene Sack — 's isch mr fröli nit ganz guet agstande i selbem Moment, gradglych han i drü bisse, ha nit anderisch chönne — — Und dä Hochzytzug, Geklers Tod i dr hohle Gäß — wie het do 's Volch jublet über das wohlverdiente End, als wär 's dr Tyrann selber gsi, lybhast — — Und dr Schlusschor, dä Männerchor uf 'm Bendihübeli au dr Gekler het mitghulfe und syni Spießgelle, und kei Mensch het si dra gstoße — das het flunge, so chrestig und kühn, und agschlagen im Chilchbann änen, a dene Hüßlere zringsum, 's Herz im Lyb het eim glachet vor Freud, bebt vor Heldemueth!

Ich selber ha bi dem guete Verlauf my Ufall schier rein vergesse gha und mit mir au dä ganz Huuse Volk, ömel für dä Augenblick. Mit eigenen Ohre han i's hört, wie Chly und Groß, Ma und Wyb zsäme gseit hei: „Gel, wie das schön gsi isch, die Kummeeidi, dä Gsang — o prächtig! So öppis wär doch bim Ditschuelmeister nie möglich gsi, hätt's nit zweg brocht, bewahr! Und wenn 's dr Pfarrherr au nit gern gseh het — ömel apparti Sündhasts han i nüt gseh und du denk au nit?“ — —

O da 'sch Balsam gsi uf my Wunde, uf das Abegheie! Ich ha mi ganz ghobe gflueht und bi stolz hergritte nebe mym eroberte „Brunegg-Fräuli“, 's Dorf ab, mitts im Volch. Und dr Fründ Tell isch neben ine glause und het mr warm

d' Hand drückt und gseit: „Ganz famos — nit woher, Schuelmeister? Bistch jeh nit zfriede?“

Uf dr Ehrüüzgaß het si d' Harisdörfer Tanzmuffig postiert gha für is abzhole: mir z' Roß hei vora müesse, d' Theaterlüt, dr Gsang. 's Bolch — da 'sch ne Zug gsi, schier ohni End, wie Mattewyl no keine gseh gha het. Und lunter no, as Muuffig und 's Gsang, hei d' Bueben und Meitschi g'johlet und g'juuzget neben ine, sogar österi Mannli hei d' Hüet gschwunge vor Freud und 's Tobade vergesse für dä Moment — was doch öppis heiße will!

Nume der Gerberhans han i niene gseh, nei mit feim Aug. Doch was kümmeret mi dä Burscht? Isch jo das Meitschi a myner Syte ganz Glück und Freud, strahlet wie d' Morgesunne und thuet so unschlasse neckisch und lustig und fäset so übermüethig mit dr Rhyptsche a mym Schipper unne, für ne wild zmache, as mir bold Angst wurd — ach, dä isch frein wie nes Schoof und thuet nüt drab, gottlob! — — Und hym Absthyge vor 'm Wirthshuus gumpet mir das herzig Meitschi frei i d' Arme, as ig schier umrenne vo dem süeße mächtigen Aputsch — Stolz und zärtlig zueglych han ig sie a Arm gnoh und i d' Wirthsstube begleitet — do am mittlere Tisch hocket breit und gstabelig dr Gerberhans und trinkt mit 'm Stadtmekger Wychauf. O du Trochjoggi! han i denkt. Bi en arme Schuelmeister, aber mit dr tuusche thät i nit! Gesh denn au gar feis Temperament? Chönnsch ein am End no ordli duure — so ganz ohni Freud!

Und wien i ne Batelli Nothe bstelle, vom Zehbäzige, frogt dr Wirth: „Weit dr nit lieber überuse go, i Saal? Dr Tisch isch deckt!“

„Wol!“ han i gseit, „isch mir scho recht, mir passe nit

dohy, chönnte schiniere!" — Aber o jere, dä ditz Gerberhäns het dä Trumpf nit gmerkt, het drglyche tho, er für's nit, und die Hüßli Reuthaler nochzellt, won 'm dr Megger anegleit het; und nit aufgluegt.

Das Esse — sit selbesmol i dr Stadt, als jungs Schnäbli bin i a keim eigetligen Esse meh gsi. Aber däis isch nüt gsi gege das Ordinäri! Denn dort isch nume dr Bifari, do aber nes Meitschi nebe mr gsesse, s' schönste, fürnemsten im ganze Dorf; und das het au gar nüt zimpher tho, het agstoße und Gsundheit gmacht und uf alli Gspäswort g'antwortet linggs und rechts, und so fröhlig und schalkhaft glachet vor Uebermueth nit gwüßt, was 's will aso, het mr Bize Fleisch uf e Teller ane gleit und Soosse dra gschüttet, für zwee drei Ma z'gnue, und Salz und Pfeffer dra gheit und mi gheissen essen, aß ig au drueih; und mi gnecht uf alli Wyz — Als het numen uf sy glost, ab ihre glachet, dr halb Tisch: nume 's Schnyders Liseli nit — worum 's Schnyders Liseli nit?" — Und i ha vo dene guete Sache schier nüt abe brocht vor luuter Glückseligkeit, ha gnue gha mys Meitschi azluege, sonen übermüethige Plaudereien und Gspäße zlose, bi völlig aufalöst gi und i höheren Sphäre gschwumme —

Do söih sie aso d' Gyge stimmen im Tanzsaal äne. My Ammarei cha d' Züekli scho nūme still ha, trämpolet unter'm Tisch und luegt so urüehig no dr Thür hi — ma 's de gar nit gwarde, wien ig au? I nime d' Händschli türe, won ig extra kauft ha für die Glegeheit und zieh sie a. Me spielt e Walzer, dr schönst herrligisch Walzer, i juce freudig uuf und — schieße mit 'm Hinterchopf a öppis Dick's, Fests a — wer stoht do hinter anis? Dr Gerberhäns —

— Was will dä do? Ig selber thuen 'n frage, ganz entrüstet: „Was guetz, Mano?“

Dä seit aber ganz troch: „Blyb Du nume rüehig, Schuelmeister, will nüt mit dir — nume chly mit mit mym Meitschi go tanze —“

„Mit Euem Meitschi —?“

„Fryli jo, wenn 's erlaubich!“

„Ig erlaube 's aber nit!“ han i gschraue. „Will wüsse, mit welem Recht —“

„Do frogst dä Büttel no: mit welem Recht — isch das nit gläckerig, Ammarei? Hahahaha!“ „Er fasset sie bi dr Hand, und — o was mueß i gieh? — sie stoht willig uuf, und won ig mi ganz wüethig i Weg ine stelle, schiebt mi das groß dick Kameel eifach uf d' Syten, as ig i Egge ine zwirbelen, und seit: „Thue doch nit so dumm! Gesh jo dr ganz Tag chönne mit ere dr Hanzwurst mache und ha nüt drwider gha — hahahaha!“ Was sie, d' Ammarei, zue mr gseit het — i ha 's vor Täubi nit fört, ha nume gieh, wie die Zwöi Arm in Arm und majestetisch zur Thür uus göih — —

„Wo isch dr Tell? Wo isch dr Dokter?“ han i gschraue, „i will Aufklärig ha, uf dr Stell!“ Ha zitteret am ganze Blyb vor Born und Bueth. Aber Alls isch use go tanze, und Niemet meh am Tisch, as dr „Frickhard“, und dä het bereits nen Aff gha und am Tischegge gschloffe; und 's Schnyders Biseli, für dr Tisch und d' Garderobe z' hüete — Und das Biseli seit: „Dr Dokter isch furt, plöblig furt, het müesse go helfe „füle“*), uf Lätthuuse use — isch ungern gnue ganze! — Und wege dr Ammarei — o scho lang, scho mängisch han ech 's welle säge — im Vertraute —

*) fohlen.

und ha nit dörfe, ha mi gschiniert: das Meitschi, die rychi Buuretochter, trybt nume Gspäß mit Euch — “

„’s cha nit sy! I cha ’s und will ’s nit glaupe!“

„Ach Gott, wie wett ’s nit chönne sy? Isch jo im ganze Dorf bekannt: dr Gerberhans isch sy Schatz, isch sogar mit ’m versproche — dr rychst Buuresuhn roht und breit! — — Aber leid isch ’s gradglych vo dr Ammarei, Anderi so z’lädle, so z’nare! Und wie dir mi duuret heit, vori, i cha ’s nit säge — —“

Und das arm Meitschi het würklig nes Thränli gha i den Auge. Aber i ha settig’s chuun g’achtet, ha nume eis Gefühl gha: My unermessligi Liebi, dä schräklich Affront! Und aß d’ Ammarei falsch und untreu syg und dä grob Bursch chönn estimieren und liebe — „’s cha nit sy, i glaupe ’s nit!“ han i wieder gseit „mueß mi selber überzüüge!“

Bin use gstürmt. Und ha mi chönnen überzüüge zum Ueberdruß — —

Do nebe ’m Tanzsaal zue, im ene gheizte Nebezimmerli sitze nom Tanz dr Hans und d’ Ammarei am Tischli und e mächtige Türggebund vorane und e Gläsche Butschirte und essen und trinken und mache Gspäß, uf ihri groblächtig Art, und zelle vom hütige Tag vo — vo — mym Abegheie und lache, eis grüüsliger as ’s ander — —

Und das han i chönne gseh und före mit eigenen Augen und Ohre, dur e Thürespolt dure, d. h. sie isch handsbreit offe gsi — — Hätt me mr mys Todesurtheil verdündt wege Mord und Raub und Hüüjerverbrönne, uf dr offene Straß, ’s hätt mi nit ärger chönne betrüebe, vernichte! Und e Raserei isch über mi cho, ne tolli Lustigkeit, i bi i Saal füre g’yllt, ha ei Gläschen um die anderi befohle, bi mit eim Meitschi

um 's ander go tanze, meist aber mit 'm Schnyderliseli, ha tanzet wie närrisch und gumpet und giuuzget und asungen, aß si Alls verwunderet het; nume 's Lisl nit, das het frei Angst übercho und aso abwehren und zletscht aso briegge wie nes Chind. — Und wo die stolzi Ammarei einisch chunnt und seit: „Syt dr no höh'n, Schuelmeister? Wei mr nit au eine zsäme?“ do han i aber d' Hand abwehred uusgstreckt und zornig deflemiert:

„In gährend Drachengift hast Du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt,
Zum Ungeheuren hast du mich gewöhnt —“
und ha spöttisch gsunge: „Ich hab — ich hab schon einen andern Schatz, geh du nur immer zu!“

„Er isch us 'm Hüüsli, my Seel us 'm Hüüsli!“ han i före sägen, i weiß nit vo wem.

Und würcklig, i bin ganz us 'm Hüüsli cho — — Und de Morge, wo dr erst Sunnestrahl dur d' Fenster schynt und ig i dr Gaststube unten am Tischegge hoche, ygnüct und ohni Sinne, do chunnt d' Frau Wirthenen und weckt mi, weckt mi mit aller Gwolt und seit: 's isch ne Frau do, Schuelmeister, und will mit ech rede — ne fröndi.“

Und wien i d' Augen uusryben und uusluege — wer isch 's, wo voramer stoht? D' Tantegotte, mys Muetters Schwester — oder ihre Geist? Nei' sie selber, i armüethigem Chleid und leidem Uussächen und großer Jast, und seit — was sie seit, lang han i 's nit recht chönne begryfe — dä schwer Chopf, die schwachen Auge, das müede Ghirn — Endlige han i 's doch begriffe: d' Muetter, my Muetter syg chrank, 'n ungsinneten Afall — —

D' Muetter chrank — —

Lebt denn my Muetter no? Stoht 's Hüßli no beheim?
 — — Sit Langem, Langem han i nimm a mys Heimet
 denkt, nit emol a d' Muetter, ha Bredi vergesse gha — Als
 wege myr närrische Liebi, dr sinnlose Liebi zue dr schnöde,
 liechtfertige Buuretochter! Ha all my freyi Zyt vertänderlet
 wegen ihre; im Wachen und Traume nume a sie denkt, die
 Treulosi; und drob mi eigeni Muetter vergesse, my treui,
 gueti Muetter, wo Als tho het für mi, Als glitten, Als
 uufg'opfert; und ere nit emol gschribe, kei churzi Zylete meh
 sit länge, länge Buchen — Als wege dem ussglassne Meitli;
 's Bete sogar vergesse, jo 's Bete — — Und mys Geldli
 verschleuderet, mys fuurverdiente Geldli, für Gstaad zmache,
 im Wirthshuus z'hoche, Sigare zrauche, Narretheien az'schaffen,
 Als für i h r e z'gfallen, die mi so elend g'narret het! Und
 ha my armi Muetter beheim lo webe, lo darben, i ihren
 olte, müchselige Tage!

Und won i d' Frau Wirthi no myr Uerti froge, vo dem
 ganze Gspañ, sit gester Obe — — und i zahlt gha ha, die
 uvernünftigi Summ — do han i no paar Baze fürgha,
 blößeli gnue, für dr Gotte nes Süppli z'zahlen und es Glas
 Wy. Und fast Als nochgezoge gha, bim Schaffner! — —

D' Gotte müed und ängstlig, ig selber in ere Gmüeths-
 und Zyhßverfassig, die si mit nüt verglyche, nit beschrybe loht
 — so si mr zsäme hei zue gwandlet, dä wyht, wüest Weg,
 drei Stund Berg uuf und ab, i dr strenge Chölti! Mir
 aber isch dr Schweiß zue alle Poren uus drunge — — —

* * *

D' Muetter isch ghy wieder zweg gfi, gottlob!
 Ja aber nit!

Nes Stück Schuelmeisterlebe und der Talisman.
 (Beilage z. „Schweizer-Chronik.“)

Es hitzigs Fieber het mi ergriffe und mr lebesgefährlig zuegseht. Und ha mi derwyle mit schwarze Riesen und schlimme Herren umegschlagen, und die Riese hei all 's Ausfäcke gha vom Gerberhaus, und die Here hei glachet grad wie die Cini, Grundfaltschi —

Und won i wieder zue mr selber cho bi und d' Augen uufmache, do isch 's Erste gsi, won i erblickt ha: my liebi, gueti Muetter, bleich und abzehrt, 's Au, voll Schummer und Weh. Jeg aber soht dä Blick aso lüchte vor Freud, sie ergryft mi bi dr schmale magere Hand und seit: „Kennsch mi jeg, Melchior? O Gottlobedank! Wie han i Angst gha, die Zyt uus — nit z' beschrybe“ — — Und 's Augewasser lauft ere die bleiche runzelige Backen ab; und sie leiz mr 's Schüssli zweg und längt mr nes Chacheli Lindethee und strycht mr Wichwasser a und faltet d' Händ und seit: „Bei zum Liebegott bete, bi dym glücklichen Erwache!“ und sie betet mr 's vor, das Chindemorgebet, wie sie 's tho het vor zwänzz Johre. Und das het mi so seltsam agmuethet, so wunderbar tröstet — — Und sie het mr nes halbs Tellerli voll Suppebrüehi glängt, und isch mr mit dr Hand über die chalti Stirne, über die mageri Backen abe gfahre — o wo isch die Hand, so lind und zärtlig, wie d' Muetterhand?

Und mörnderisch de Morge, wo mi ordli chrestiger gfuehlt ha, seit sie: „Jeg, Melchior, muesch mr dy Bycht ablegge — wotsch? Alls säge, was dys Herz quält het und no quält, alls Unguets und Schadhafis, wo über di cho isch — säg mr das Alls, Melchior, mir, dyr sorgsame Muetter! Bei luege, was z'helfen isch — — Und i han ere bychtet, Alls, vo Afang bis zue End — — und bysuegt: „Jeg chunnt 's mir selber vor, wie ne dumme wüeste Traum. Mit em Fieber

isch au all die Eifältigkeit versloge, wie Schuppe fällt 's mir vo den Augen — und hüt chann i währli nit begryffe, wien i so nes Wohlgsalle ha chönne fassen a dem ungebildete, groblächtige, leichtfertigen und herzlose Meitschi! Hüt chunnt mir Alls i Sinn, was i selbi Zyt, i mym Dusel inn, rein überseh ha: die grobe Wort, wo sie ihren Eltere gä het, die Dummheit, das eifältige, vorlauten, unzimpfere Thue, die Schlechthastigkeit und Unnützigkeit i alle Dinge — kurz und guet, wien ig mi i das schön hohl Lärveli einisch so sterblig ha chönne vernarre! O Muetter, i schäme mi nume dra z' denken a die eifältigi, chütz dummi Gschicht! Uf Mattewyl gohn i i mym Lebe nimm, thät mi z' hächti schiniere.“ —

„O du dumms Chind!“ seit d' Muetter, „z' schäme, z' schäme — für was? Aß di von emen übermüethige, gewüßlose Buuredotsch zum Beste hesch lo ha? Da'sch scho Tuusige passiert vor dir! Und d' Mattewyler si gar nit so ungschächti Lüt! Si scho do gfi, jüngerer und älterer Burschte, und hei dr nogfrogt, no dr Gsundheit — eis nöjen e Dokter; und Grüeb hinterlo — ach, i dem Elend han i die Náme rein vergesse! Und au nes Meitli het im Verbygoß a d' Thüre gheschet, nes grüesli ordligs zimpfers, schüchs, a dr Gattig a ne Näihere; und dr Gotte nes Pfund Zucker glängt und gueti Bessrig gwünscht und isch verschwunde wie nes Reh.“

Da'sch 's Schnyders Lisele gfi! han i denkt — —

Und e Sunnestrahl isch inne drunge, selb Moment, zum Fensterli h, ne warme Früehligssunnestrahle, und dā het glüchtet a mi äne, aß wett 'r „Gottwilche“ säge, ne Gruet bringe us wyter Ferni. Aß i grad a das Lisele ha müesse denke — — a die große frommen Auge, a dā theilnehmend, traurig Blick, a die schwarze Läckli uf dr wyße Stirne, a die schmale

syne Bäckli, a die schlanggi gflinggi Gestalt, a das stille, sittsame, keusche Wese, wo si so geduldig füegt i die täglichen Sorge, i's Vaters Luun; und kei anderi Erholung kennt, as, vo ihrer herrlichen Erststimme nes fröhligs Lied — as mr bi dem Sunnestrahl grad 's Biseli, dä Aeschebrödel, i Sinn cho isch?"

Do duffe her för i nes Roß stampfen, und ine chunnt — mi Fründ Behdokter! Und wien 'r mi gseht uufrecht sitzen im Bett, streckt 'r mr fröhlig d' Hand etgegen und seit: „Setzt isch wieder Als guet!“ Und er nimmt zwo Fläsche Wy unter 'm Kaput füre: „Do trink vo dem, Chnab, da 'sch besser as 'm Dokter sy bitteri Rustig! Und heb Ernst, as gly wieder zweg bisch — mir blange scho lang, die ganzi Schuel, dr Gsang, d' Chnaben und Weitle all im ganze Dorf! Gester isch Gmeinversammlig gfi und ohne viel Gred isch bschlosse worde, mr well dr d' Bsoldig ebe mache d. h. uufbessere — — Hä nämlic e chlini List bruucht und gseit, d' Härisdörfer hätte di gern — und grad glogen isch 's nit! — — Und settsch ne Zorn ha über eusi — Familie — loh 's vergesse sy! Mir het dä Vorfal schier mehr Verdruss gmacht as dir, und a Vorwürfe han i's nit lo fehle, darffsch mer 's glaube! Gester isch d' Hochzyt gfi — — Und sie — weisch wol wer i meine — het mr uufreit, vor 'm z' Chilchegoh noh, i sell di um Verzeihung bete, sie heb 's nit so bösgmeint, sig Als im dummen Uebermueth gscheh — —“

Sell i no wyters erzelle?

Sell i erzelle dä fründlig Empfang z' Mattewyl, my neu freieri und festeri Thätigkeit i dr Schuel, im gsangliche, gesellschaftlige Lebe? Wien i notisnoh nödcheri Bekanntschaft

mit dem Schnyderlifeli gmacht ha, vo Tag zu Tag ihri gueten Eigefchafte meh ha lehre schäze? Wien i, wo ihre Vater gstorben isch, us 'm Schnyderlifeli ne glückligi Frau Behreri gmacht ha und i ihres Hüssli zoge bi, i ihres eige Hüssli? Und wien i zur selbe Stund mi liebi olti Muetter zue mr gnoh ha und wie mr ghuuset hei, mir drü Lüütli zsäme, i Fried und Eintracht, i gueten und böse Tage? Bis i unverhofft ne besseri, my jehig Stell übercho ha — sell i das no erzelle?

's cha sy — später denn!

Der Talisman.

Historische Novelle

von

Agathe von Suhr.

In der Nacht des 18. September 1345 klopfte es laut und wiederholt an die Hausthür des Oberaufsehers der königlichen Gärten zu Aversa, unweit Neapel. Andronica, die Tochter des Hauses, die allein noch wach war in dem nicht unansehnlichen Gebäude, schreckte angstvoll von der Spindel auf, die sich rastlos drehte und dabei jenes Liedlein von der Fischerin Donzella Marina sang, die im Haupte des Karpfen jenen Goldbring fand, den Kaiser Karl der Große einer seiner Geliebten verehrt hatte und der, wie die Sage behauptet, an einem Purpursaden auf ihrer Brust gefunden ward, als sie todt war. Die Besizerin hatte besondern Liebeszauber über den Kaiser geübt, darum meinte sein Beichtiger, es könne wohl noch etwas an diesem Ringe hängen, bemächtigte sich desselben und warf ihn in's Meer.

Andronica hatte dabei ihre ganz eigenen Gedanken und der tiefe Sehnsuchtsseufzer, der den keuschen Busen hob, mochte von dem Wunsche erzeugt sein, auch einmal aus Meeres-tiefen solch wunderbares Kleinod zu gewinnen. Dann wendete sich ihr Nachsinnen wieder dem Ringelrennen zu, das die Königin Johanne von Neapel den Unterthassen ihrer Privatherrschaften versprochen hatte und bei dem der feine Stoff, den sie aus der purpurrothen und himmelblauen Wolle, die vor ihr lag, zu weben gewillt war, ihr die schönen Glieder schmücken sollte. Der geneigte Leser wird bemerken, daß es

mit Andronica's Fuß zu diesem Feste noch im weiten Felde war, aber auch zwischen Plan und Ausführung desselben wurden wichtige Hindernisse gelegt. Die Jungfrau schreckte, wie gesagt worden, angstvoll auf bei dem wiederholten Anpoch, und lief eilig an die Hausthür, von innen fragend, mit einem Tone, dem man das lautklopfende Herz anhörte, wer denn draußen sei?

„Dein Vater,“ rief eine rauhe Stimme, und Andronica öffnete.

Signor Paolo war aber nicht allein. Gebückt schlich er leise in die Thür. Auf den Schultern trug er eine schauerliche Last; die Leiche eines Mannes in leichter Nachtkleidung, dessen Züge entstellt waren durch den Strang, mit dem er erdrosselt schien.

„Was ist das, Vater?“ rief Andronica von Fieberschauer durchrieselt; was tragt Ihr um Mitternacht Todte in's Haus? Ich glaubte Euch längst zur Ruhe gegangen, und darum überrascht mich dies doppelt.“

„Auch muß es eine höhere Mahnung gewesen sein, die mich aus meinen Mauern getrieben,“ antwortete Paolo. „Es ließ mir nicht Ruhe noch Rast; ich mußte noch einmal vor Schlafengehen die Gärten durchwandern.“

„Als ich am Schlosse vorbeiging,“ fuhr er nach einer Weile fort, „sah ich, daß die Fenster des Schlafgemaches der Königin hell erleuchtet, und viele Gestalten sich im Saal hin und her bewegen, auch glaubte ich laute Stimmen zu vernehmen, durch welche Angstschreie sich drängten. Mich überraschte dies nicht sonderlich. Des wüsten Lebens an diesem Hofe kundig, glaubte ich, man feiere dort irgend ein Fest dem Bacchus und der Venus geweiht, und ging meines Weges.“

Da ich jedoch einmal draußen war, wollte ich in den Treibhäusern nachsehen, ob die asiatischen Pflanzen gestern Abend gehörig besorgt worden und die Wächter noch auf den Bleichen wach wären. Als ich nach einer halben Stunde zurückkehrte, war im Schloß alles still und dunkel; unter dem mittleren Fenster des Saales aber lag, beleuchtet vom bleichen Mondesstrahl, diese Leiche. — Zwar waren die Züge entstellt und mit Blut unterlaufen durch den entehrenden Strang, aber es bedurfte nicht des blitzenden Rubins mit dem ungarischen Wappen, den die Mörder vom Finger zu nehmen vergessen, um meinen geliebten Herrn, den Prinzen Andreas von Ungarn zu erkennen. Nachtherberge will ich ihm geben in meiner Behausung, bis der Tag anbricht, der das nächtliche Verbrechen beleuchten und die Mörder zur Rechenschaft ziehen wird. Sie werden dann beben, denn anders sieht sich die Sünde im Mondenschein an, als beim Sonnenlicht."

"Großer Gott, der Prinz Andreas von Ungarn," rief Andronica mit erhobenen Händen und schüchternen Blicken auf die fürstliche Leiche, „der Gemahl der Königin ermordet und in unserem Hause!"

Paolo hatte die Ueberreste des geliebten Herrn indeß auf ein Ruhebett eines der anstoßenden Gemächer gelegt, und die fluge Andronica fuhr leiser fort:

"Habt Ihr, lieber Vater, aber nicht unbesonnen gehandelt? Wird man Euch nicht für den Mörder unseres Herrn halten können?"

"Mich, den anspruchslosen Gärtner?" fragte Paolo verwundert, „der seinem Gebieter stets mit Liebe angehangen und sich eine Ehre daraus gemacht hat, ihm die ersten Blumen zu ziehen, ja, der sich seiner Anhänglichkeit für Andreas

von Ungarn wegen nur zu oft die mißfälligen Blicke der Königin zugezogen?"

„Das ist's ja eben, lieber Vater!“ fiel Andronica lebhaft ein, „weil sie Euch haßt, wird sie Euch zu verderben suchen. Ihr wißt, daß mich die Welthändel anregen und ich mich gern von dem Treiben der Menschen unterrichten lasse. Da hat mir der Fra Bernardo aus dem Dominikaner-Kloster hier in der Nähe auch Manches über den Hof der Königin Johanne erzählt, und wie sie aus Furcht, die Herrschaft mit ihrem Gemahl theilen zu müssen, ihn mit Haß und Geringschätzung verfolge. Der Kardinal-Legat, der vom Papste aus Avignon hierher gesendet worden, um den Prinzen zu krönen, soll vor etlichen Tagen hier eingetroffen sein, und dies mag vielleicht die Königin bewogen haben, mit dem zu eilen, was sie im Sinne getragen.“

„Kind, Kind! Was redest Du,“ rief Paolo entsch, „sprichst Du im Traum, oder flüstern böse Geister Dir die Worte ein? Kannst Du's vor Gott, dem Barmherzigen verantworten, Deine Königin so anzuseinden? Daß ihre schlechten Minister den edlen Fürsten aus dem Wege geräumt, ist wohl nur zu gewiß, vielleicht auch, daß der herrschgierige Herzog Karl von Durazzo einen Theil der Schuld trägt, aber Johanne, die Enkelin König Roberts, konnte so tief nicht sinken.“

„Leichtgläubiger Vater,“ rief Andronica mit schmerzlichem Lächeln, „Du bist arglos wie ein Kind, und es wird Dich in's Verderben stürzen. Aber wie Du willst. Mag der Edle aus Ungarn's Königsstamme hier ruhen; die Folgen sind in Gottes Hand.“

Andronica ging fort, um einige ihrer kostbaren Gewänder

zu holen, mit denen sie die Leiche bedeckte. Dann stellte sie mehrere hohe Kerzen um das Ruhebett herum und setzte sich mit ihrer Spindel unweit derselben nieder.

„Was soll das bedeuten? fragte Paolo verwundert.

„Ich will Wacht halten bei dem Leichnam,“ war die Antwort, „daß ich, wenn man mich vor Gericht fordert, den Eid leisten kann: ihm sei keine Unbill angethan worden im Hause des Oberaufsehers Paolo Manfredi. Daß Ihr nicht der Mörder seid,“ setzte sie, dem Vater weinend um den Hals fallend, hinzu, „das will ich gleichfalls eidlich bestätigen und mich dafür auf die Folter spannen lassen.“

„Wunderliches Kind,“ rief Signor Paolo kopfschüttelnd, „mit Dir ist nichts anzufangen, wenn Du Dein Köpfchen einmal auf etwas gesetzt hast. Sonst würde ich Dich bitten, gehe zu Bette und laß die Todten allein; sie bedürfen der Gesellschaft nicht, Du aber der Ruhe. Aber habe Deinen Willen. Laß Kerzen lodern um das Todtenlager des königlichen Prinzen von Ungarn, hole aus Deinem Schrein das Meßbüchlein Deiner verstorbenen Mutter hervor und bete mit lauter Stimme ein lateinisches Reimlein zu Deiner Seele besonderer Erbauung.“

Mit seltsamen Gefühlen, die in stetem Wechsel aus Wehmuth, Mitleid und banger Scheu gebildet wurden, brachte Andronica die Nacht zu, bis endlich röthliche Streifen im Osten tagten, der Haushahn krächte, die Vögel in den Gebüsch zu zwitschern anfangen und die ganze Natur aus unerquidlichem Schlaf erwachte. Da erhob sich auch Andronica von ihrem Sitze, löschte die tiefabgebrannten Kerzen und ging dann in's Freie, ihre Andacht zu halten im größten Tempel Gottes.

Signor Paolo's Wohnung lag am Ende einer breiten Kastanien-Allee, das Schloß am entgegengesetzten. Andronica, gelockt von der erfrischenden Morgenfrühl, war diese Allee fast ganz hinaufgegangen und war nicht wenig verwundert, hier bereits alles rege und wach zu finden. Mehrere Herren von der Hofumgebung wanderten gemächlich vor dem Schlosse auf und ab; Diener liefen eilig hin und her, gepackte Wagen mit vorgespannten Pferden hielten an den Seitenthoren, und vor des Schlosses Haupteingang stand die Reisesänfte der Königin.

Jetzt sah Andronica eine feine, leichtverhüllte Gestalt die Schloßtreppe hinabsteigen und in die Sänfte schlüpfen. Sie wendete in demselben Augenblick das Haupt der Allee zu. Es war Johannens blendend schönes Gesicht, das heute Morgen bleicher als sonst unter dem Schleier hervor sah; es war jenes wunderbare, schwarze Auge, das alle Männerherzen bestrickte, und in dem mehr Seele lag, als die Königin hatte.

So verließ sie zu dieser ungewohnten Frühstunde schon Aversa, und floh gleichsam vor dem Schatten des ermordeten Gemahls, der sie hier verfolgen mochte.

Der neu aufsteigende Tag sollte sie nicht mehr finden an dem Orte, der so Schauderhaftes gesehen. Dies waren Andronicas Gedanken und der Glaube, daß die Königin um den Mord des Prinzen wisse, ward immer fester in ihr.

Zwei Männer in leichter Hauskleidung vor sehr feinem griechischem Baumwollenstoff, dem nach morgenländischer Art bunte Blumen in wasserblauem Grund eingewirkt waren, sahen der Sänfte Johannens eine Weile nach, reichten sich dann mit schlauem Lächeln die Hand und schritten dem westlichen Schloßthurme zu, dessen Wendeltreppe sie hinauf stiegen

und die eisenbeschlagene Thür des finsternen, hochgewölbten Gemaches hinter sich schlossen.

Es war Visconti Uberto und der Marquis Jacopo Barara, beide Minister der Königin und ihre ergebensten Diener.

„Die Leiche war schon kurz nach Mitternacht fort, wie mir der Pater Barbarino berichtete“, sagte Uberto.

„Möchten die bösen Geister sie in den Höllenschlund getragen haben,“ entgegnete Jacopo mit teuflischem Lachen, „dann wäre unsere Sache klar.“

„Was auf dem Erdenrund nicht zu finden ist, kann uns nicht anklagen,“ nahm Uberto nach tiefem Sinnen das Wort. „Auf jeden Fall war es unflug, den Erdrosselten nicht gleich den Wellen oder Bergschlünden zu übergeben.“

„Eitle Furcht!“ warf Jacopo nichtachtend hin. „Fest gegründet steht Johannens Thron; die Macht ihrer Huld und Schönheit hält ihn, denn der Zauberin Blicke bestricken Volk und Edle.“

„Daß der lästige Ungarhär von der fremden Blumenweide verjagt ward, wird Neapel dankbar anerkennen und keine Hand sich erheben, ihn zu rächen. Denn die rohen Sitten dieses Unmenschen widerten Jedermann an. Daß seine ungarische Umgebung uns nicht schade, dafür ist gesorgt. Ich ließ gestern Alles, was sich zu diesem wilden Volksstamm bekennt, in Fesseln legen.“

„Auch den Magnaten Jagello Mailath?“ fragte Uberto gespannt, „dieser Vulkan möchte sein verderbliches Feuer weit umher speien.“

„Er fand sich nicht“, entgegnete Jacopo etwas verlegen, „und die Diener behaupten, er sei verreist.“

Uberto versank in ernstes Nachdenken.

„Dieser Umstand könnte uns vortreffliche Dienste leisten“, rief er. „Wer weiß es nicht, daß Mailath's Feuerblick sich zu der Königin erhob und diese seine Blicke lohnte durch süße Erwiderung derselben. Daß die Hoffnung, in der Krone der Frauen zugleich Neapels Krone zu gewinnen, ihn habe verleiten können, seinen Herrn zu ermorden, scheint nichts Ungewöhnliches, und wenn auch nie ein Beweis stattfinden kann, so wird schon der Verdacht ihn in Kerkermauern bannen, vielleicht auch auf's Blutgerüst führen und für uns unschädlich machen.“

„Ihr träumt kurzweilig,“ rief Jacopo mit höhnischem Lächeln, „doch möchtet Ihr Euch verrechnen. Ich werde indeß das Meinige thun, Euern Plan zu unterstützen, und gehe stracks nach Neapel, die Königin gegen Liebling einzunehmen. Mit einigen Erdichtungen über Jagellos Liebeshändel wird mir's am sichersten gelingen, denn die Eifersucht ist Achills Ferse bei dieser Armida.“

Als Andronica von ihrem Spaziergang heimkehrte, fand sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen die Thür der Wohnung offen, die sie ihrer Meinung nach doch fest verschlossen hatte. Mit hochklopfendem Herzen trat sie ein, angstvoll dem Gemache zueilend, wo die Leiche des Prinzen von Ungarn sich befand. Welche Ueberraschung erwartete sie hier! Zu den Füßen des Todtenbettes lag ein junger Mann, seine Empfindungen durch lebhaftes Mienenspiel und heftige Geberden ausdrückend. Er schien noch unter dreißig Jahren. Seine Züge waren offen und edel, die schwarzblauen Augen sprühten blühend Feuer, und auf der freien Stirne lag Muth und Kraft vereint. Der schön geformte Mund, den der pechschwarze Schnurrbart umzirkelte, war fest verschlossen und

ein wehmüthiges Lächeln umschwebte ihn. Seine Kleidung war schwarz und einfach. Im Ledergürtel, der den kurzen Leibpelz umschloß, steckte ein Dolch. Den Reitermantel und die spitze ungarische Mütze mit der einzelnen Reiterfeder hatte er von sich geworfen. Bei Andronica's Anblick sprang er auf, eilte ihr entgegen, ergriff ihre Hand und rief mit einer schön klingenden Stimme, die das Neapolitanische freilich etwas rauh aussprach:

„Nicht wahr, Signorella, der Vater fand diese edle Hülle unter den Fenstern des königlichen Schlosses?“

„Ihr sagt es, edler Herr“, antwortete Andronica mit fester Haltung. „Er gab dem geliebten Herrn Herberge in seiner Wohnung, bis es ausgemittelt sein wird, wo man die Leiche des Gemordeten bestatten soll. Aber wer seid Ihr, Herr?“ fuhr sie fort. „Unstreitig führt Ihr einen vornehmen Namen und werdet den Vater schützen können, gegen ungerechten Argwohn.“

Ein trübes Lächeln flog über des Fremden Züge; langsam wendete sich sein Auge zu Andronica hin, mondliches Licht, wie es durch düstere Wolken bricht, füllte den Blick. —

„Ich Euch schützen?“ rief er mit dumpfer Stimme, „o, hofft es nicht.“

Es öffnete sich in diesem Augenblick eine Seitenthür, durch die Signor Paolo eintrat, die Spuren einer durchwachten Nacht in den Zügen.

„Ihr hier, gnädigster Herr?“ rief er sich ehrverbiegend und froh überrascht vor dem Gaste verbeugend. „Gott sei Dank, daß der treueste Diener des Fürsten Andreas an seiner Leiche steht. Es wird sich seine Seele im Himmel freuen.“

„Meinst Du, Alter?“ fragte der Magnat Sagello Mai-

lath mit schmerzlichem Lächeln. „Du könntest irren. Betrüben möchte es die Seligkeit meines Gebieters, daß der treueste Diener an seiner Leiche steht, es wie Gewißheit ahnt, wer die entsetzliche Greuelthat verübte, und dennoch keine Mittel zur Rache besitzt.“

Der Magnat machte einige starke Gänge durch's Gemach; Signor Paolo gab Andronica den Auftrag, einen Morgenimbiß in einem anderen Zimmer zurecht zu stellen, und Jagello sagte, als sie sich entfernt hatte:

„Mein guter Engel führte mich vor einigen Tagen aus Neapel. Längst schon ahnte ich, was man gegen meinen Herrn im Sinne trug und befahl darum meinem treuen Diener Anastasius, Auge und Ohr offen zu halten. Es gelang ihm auch, mit seiner angeborenen Feinheit in der Kunst des Spürens die obwaltenden Intriguen zu entdecken, und überzeugt, mit den in Neapel befindlichen Ungarn verhaftet zu werden, im Falle er bliebe, machte er sich bei Nacht und Nebel auf, und eilte mir entgegen, mich warnen wollend, nicht über Aversa zurückzukehren, wie ich's gesonnen war. Er traf mich heute um ein Uhr Morgens in der Taberne Vitaldi nicht gar weit von hier. Wir saßen eben im allgemeinen Versammlungszimmer, das mit mehr Gästen besetzt war, als es sonst wohl zu so früher Stunde der Fall ist. Da sah ich plötzlich einige Leibgardisten der Königin eintreten. Ich zog schnell meinen Reitermantel dichter um mich, schob die ungarische Mütze unter den Tisch, warf eine Mönchskapuze, die ich vorsichtshalber mitgenommen, über den Kopf und gab meinem Diener ein Zeichen, sich zu entfernen. Es gelang ihm auch, hinter den Rücken der Gardisten aus dem Zimmer zu schlüpfen, seitdem sah ich den Treuen aber nicht wieder

und fürchte, daß er ein Raub der Feinde geworden ist. Ich aber blieb unentdeckt, und man ahnte in der Ungestalt zwischen Mönch und Krieger, die wacker zechte und sich um die ganze Welt nicht zu kümmern schien, keineswegs den gefährlichen Magnaten Jagello Mailath. Ich hörte indeß jedes zwischen dem Wirth und den Gardisten gewechselte Wort. Mein scharfes Ohr kam mir zu statten, denn sie sprachen leise und flüsternd. Der Königin Seneschall ließ zu fünf Uhr Morgens Pferde bestellen. Sie wollte nach Neapel zurück, weil ihr Gemahl sich diese Nacht in einem Anfall seiner düsteren Melancholie ein Leid angethan habe und unter den Schloßfenstern erdroßelt gefunden worden sei. Dies Märchen war zu schlecht erfonnen und mochte kaum für das ungebildete Volk dienlich sein. Ich kannte die edle Seele, die in des Prinzen Seele wohnte, ich wußte, daß er, selbst von den finstersten Geistern der Schwermuth belagert, jenen Blick zu der Gnade und Barmherzigkeit Gottes bewahrt hatte, der vor Selbstmord schützt. Ehe nicht die Königin mit ihrer Umgebung von Aversa abgereist war, durfte ich dieses nicht betreten, dann aber wollte ich gehen, um wo möglich genauere Nachrichten über die nächtliche Schreckensscene einzuziehen. Als ich mich eben Eurem Hause näherte, sah ich die Signora Andronica herausschlüpfen. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, daß ich meine Wünsche da am sichersten bei dem Oberaufseher Paolo Manfredi erreichen könne, dessen treues Herz und warme Anhänglichkeit für den Prinzen mir bekannt war. Ich betrat Euer Haus, fand zu meinem größten Erstaunen den geliebten Leichnam und das Uebrige wißt Ihr.“

Paolo erzählte nun auch das Seinige, und hatte eben geendigt, als Andronica die Thür eines Nebenzimmers öffnete

und auf einen mit dem Frühstück zierlich besetzten Tisch hinzeigte.

Dann wollte sie sich entfernen, um die Männer nicht in ihrem, vielleicht geheimen Zwiegespräch zu stören. Aber Sagello hielt sie zurück.

„Bleibt immerhin, schöne Jungfrau!“ rief er freundlich, „Ihr werdet nichts verrathen, sondern uns vielmehr nützlich sein durch Euren klugen Rath.“

„So erlaubt mir, edler Herr, Euch eine Frage vorzulegen,“ sagte Andronica. „Warum weilt Ihr auch nur einen Augenblick länger hier? Warum wandert Ihr nicht gen Ungarn zu dessen Könige Ludwig, des Bruders schmählichen Tod ihm verkündend, und das Aufgebot der Rache jenseits der Karpaten ergehen lassend? Dort würden Eure Worte in jedwedem Herzen einen Anklang finden, denn treu ergeben ist das Ungarvolf, wenn es einmal liebt, wie man mir gesagt.“

Eine finstere Wolke flog über Sagellos Züge, die indeß, als Andronica nun schwieg, durch einen warmen Sonnenstrahl der Liebe verdrängt wurde, mit dem sein Auge auf ihr ruhte.

„Joseph Bitiacki und ich“, begann Mailath nach kurzem Sinnen, „wurden miteinander am Hofe des Königs Karl Hubert von Ungarn erzogen. Beide Söhne großer Magnaten, die sich dem Dienste des Staates gewidmet. Beide früh verwaiset, Beide zu denselben Beschäftigungen und Lebenszwecken bestimmt, schienen wir zu einander hingewiesen, und man würde ein festes Freundschaftsband natürlich gefunden haben. Das aber verknüpfte uns nicht, vielmehr wichen wir so schnurgerade von einander ab, daß wir uns flohen, statt uns zu suchen. Joseph war wild und ungebändigt in seiner Leidenschaft, doch vertauschte er sie nur zu gern mit falscher Tücke,

wenn er seinen Feind so besser zu treffen glaubte. Auch in mir tobten stürmische Leidenschaften, doch verstand ich sie nicht unter gleißender Hülle zu verstecken, ein sanftes Wort, ein Thränenblick konnte mein inneres Feuer löschen. Er war fähig, wie ein Chamäleon seine Meinung und Vortheil um Fürstengunst zu wechseln; mich brachte keine Menschengewalt von dem zurück, was ich einmal für das Rechte erkannt. Seine Ideen von Lebensgenuß lagen in Sinnengluth und äußerem Schimmer; ich suchte ihn in höheren Zwecken. Joseph war der Liebling des Kronprinzen Ludwig; mich hatte der jüngere Königssohn Andreas zu dem seinigen erkoren. Es bildeten sich auf diese Weise zwei Parteien am Hofe, und der König sah dem Wesen mit ernstestn Blicken zu, uns warnend vor so gefährlichem Spiel, denn anders betrachtete er die Knabenfehden noch nicht. Doch lag mehr Ernst in ihnen, als er glaubte, und mit den Jahren wuchs auch der Haß zu größerer Stärke und Bedeutsamkeit heran. Mit dem Prinzen Andreas, der nach seiner Verlobung mit der Enkelin König Roberts an den neapolitanischen Hof geschickt ward, verlor ich meine Hauptstütze und blieb allein. Denn wer mir sonst angehangen, hatte es nur dem Prinzen zu Gefallen gethan."

„Daß der König den Magnaten Vitiacci mit dem Ritterschlag begnadigte, während ich, dessen Ahnenzahl und Turnierfähigkeiten ebenso gerechten Anspruch auf diese Ehre machen konnten, übergangen ward, kränkte mich auf's Tiefste. Jetzt waren alle Schranken niedergerissen, mit denen Scheu vor Verletzung des öffentlichen Anstandes mich umgeben hatte. Ich war beschimpft, gedemüthigt vor der Welt, ich war als Edelmann und Mensch gleich tief verletzt, und wollte zeigen, daß ich mich zu rächen verstände."

„Isabelle von Fiesco, die Gemahlin des Visconti Luchini, eine weitläufige Anverwandte der Königin von Ungarn, kam nach Pest und dieser gefeierten Dame zu Ehren wurden glänzende Turniere und Ringelrennen angestellt. Auch für ihre Schönheit sollte gekämpft werden, und durch Rabalen des Kronprinzen ward meinem verhafteten Nebenbuhler die Gunst, Isabellens Ritter zu sein. Wie dies auf's Neue alle Geister in mir wach schrie, wird man begreifen. Wie ein Schulknabe sollte ich dastehen vor dem versammelten Hofe, vor den Augen der schönen Frau, welche ritterliche Tapferkeit so hoch zu schätzen, so süß zu belohnen verstand, während er, der seiner Gestalt, seiner Geburt, seinen Fähigkeiten nach eher unter als über mir stand, den Siegespreis erringen sollte, den ihre Hände austheilten.“

„Ewig nicht,“ rief es laut in meiner Brust, „und nicht Tag noch Nacht ließ mir diese Stimme Ruhe. Ich wollte mich rächen, laut und öffentlich, ich wollte den Schandfleck, der mir angehängt war, ausweken mit des Schwertes Stahl und als ein hochsinniger Ritter fliegen oder untergehen.“

„Einige Tage vor dem Turnier entfernte ich mich und erschien als stattlich gekleideter Krieger mit geschlossenem Visir an den Schranken. Auf dreimaliges Anrufen wurden sie von dem Herold geöffnet, und als ob mein Roß des Herrn Gluth gefühlt, so wild brauste es in den Kampfplatz hinein.“

„Schon hielt Joseph Bitiadi in der Mitte der Arena, seine Rüstung blizend von Gold und Edelgestein, mit denen Ludwigs Gunst ihn überhäuft, schon näherte sich auf reich gezäumtem Roß ein zierlich geharnischter Ritter aus Trevisano, schon harrten die Zuschauer mit angehaltenem Athem dem galanten Streit, der jetzt beginnen sollte, und Isabelle von

Fiesco schickte forschend das schöne Auge zu ihrem Ritter hinab, als meine unerwartete Erscheinung die ganze Scene verwandelte. Ehe noch Maßregeln irgend einer Art genommen werden konnten, fiel ich den Magnaten wüthend an. Er vertheidigte sich mit dem Grimme eines wilden Thieres der Wüste, und keiner seiner sogenannten Freunde dachte daran, ihm beizustehen; auf alle Anwesenden schien die Ueberraschung versteinernnd gewirkt zu haben.

Nur die Thränen der Frauen flossen reichlich, als nun der Held des Hauses wirklich besiegt im Staube lag. In mir jauchzten alle Höllengeister, als ich meinen Nebenbuhler bleich und blutend vor mir sah, aber nicht kühlte dieser Anblick meine heiße Rachegluth. Wie ein Rasender riß ich das Visir auf, sprengte an die Tribüne, wo der König und der Kronerbe saßen und rief mit lauter Stimme:

„Da schaut, wer den goldenen Sporn verdient hätte, Joseph Vitiacki oder Jagello Mailath! Hütet Euch in Zukunft vor derlei Verwechslungen, sie möchten schwer auf Ungarn fallen.“

„Greift den Nichtswürdigen, den Rasenden!“ schrie der Kronprinz mit wüthersticker Stimme.

„Keiner aber dachte daran, und mein guter Zelter brachte mich sicher an die Grenze, von wo ich nach Neapel ging und noch früh genug eintraf, die Vermählungsfeierlichkeiten meines Prinzen Andreas von Ungarn und der Königin Johanne mit begehen zu helfen.“

„Ihr seht aus diesem,“ fuhr der Magnat nach einem kurzen Stillschweigen fort, „daß ich mein Leben auf's Spiel setzen würde, wenn ich nach Ungarn zurückkehrte, und nicht möchte ich's hingeben um den armseligen Preis, König Ludwig

vielleicht einige Tage früher eine Nachricht zu bringen, die nur zu bald ganz Europa mit Schrecken und Abscheu erfüllen wird. Ich habe Vaterland, Fürstengunst und Lebensbestimmung dem glänzenden Ideale der Ehre geopfert und zu kühn begonnen, um mit einem Tode im Kerker oder auf dem Blutgerüst enden zu wollen.“

Vater und Tochter wurden gleich sehr von Jagello's Erzählung ergriffen. Sie konnten sein Betragen nicht loben, und doch zog es sie an, begeisterte sie für ihn.

„Und was wollt Ihr denn beginnen, Herr Magnat?“ fragte Signor Paolo nach geraumer Weile.

„Kriegsdienste nehmen,“ entgegnete Jagello, „und Ludwig von Ungarn Neapel erobern helfen. Denn erscheinen wird er mit seinen Schaaren, des Bruders Tod zu rächen und blutig wird die Rache sein.“

Andronica sah den Magnaten erschrocken an; sie war eben so sehr überrascht als niedergeschlagen durch seine Antwort und rief traurig:

„So wollt Ihr der Verräther des Landes werden, das Euch Heimat ward? So wollt Ihr dem, der Euer Jugend demüthigte, die Thore öffnen zum Ruhm?“

„Anders schaut sich das Leben und seine Verhältnisse an aus Frauenblick als aus Männeraugen“, entgegnete Jagello nach kurzem Sinnen, „und während Euer Geschlecht die Dinge nur von der Gefühlsseite betrachtet, ziehet das unsrige den Pflichten einen viel größeren Kreis. Wohl fasse ich, daß mein Handeln Euch unbegreiflich erscheinen wird, und Euch im Widerspruch mit mir selbst vorkomme. Doch kann ich nur auf diese Weise die Irrthümer meiner ersten Jugend vergüten. Schwer habe ich gefehlt gegen Königsgesetz und Vorschrift der

Sitte in meinem Vaterlande, und dem sprudelnden Jugendmuth die wahre Ehre geopfert. Denn reiner wäre mir der Ruhmesglanz geworden, hätte ich durch stilles Ausharren und ernste That mir die goldenen Sporen verdient. Nur im blutigen Kampfe für Vaterland und König kann ich den Schandfleck wieder auslöschen, der am Namen Mailath hängt."

"Und glaubt Ihr wirklich," fuhr er nach kurzer Pause fort, "daß Neapel glücklich sei unter diesem Weiberregiment, glaubt Ihr, daß jene Armida, die mit dem Szepter spielt, wie mit Würfel und Männerherzen, die wahre Liebe des Volkes besitzt? O hofft das nicht! Noch heute, seid es versichert, wird sich die Fackel des Bürgerkrieges entzünden, denn dem Prinzen Andreas gehört die reichliche Hälfte der Volksgunst, und Johannens Partei konnte nur siegend sein, weil sie die vornehmere war und die königlichen Prinzen an ihrer Spitze standen."

Das Resultat reiflicher Ueberlegung war, daß Andronica zur Königin gehen und ihr den nächtlichen Vorfall melden sollte. Es war ihr kaum recht und schien ihr nicht der klügste Ausweg in dieser verwickelten Angelegenheit, doch hatten die Männer es also beschlossen, und sie glaubte, sich fügen zu müssen.

Schon war die Sonne auf ihrer höchsten Höhe, als sie durch die Thore Neapels schritt, wo ihr wildes Gewirr entgegenwogte, denn Jagello's Prophezeiung war in schnelle Erfüllung gegangen.

Schleunig wie ein Blitzstrahl hatte sich die Nachricht von der Ermordung des Prinzen verbreitet. Seine Anhänger ließen das Aufgebot der Empörung ergehen, erbrachen die Gefängnisse der Ungarn und zogen Haufenweise durch die

Straßen, die Leiche des Gemordeten begehrend mit lauten Drohungen gegen die Königin.

Diese saß zitternd und bebend in ihrem innersten Geheimzimmer, nur umgeben von Herzog Karl von Durazzo, dem Gemahl ihrer Schwester, und einigen der vertrautesten Minister, als man Andronica Manfredi meldete.

Dieses fremde Ereigniß fiel ableitend in das quälende Drängen des Augenblicks, weshalb die Königin freundlicher als sonst vielleicht geschehen wäre, den Befehl gab, die Tochter des Oberaufsehers zu ihr zu führen.

Johanne von Neapel war von der Natur mit allen den äußeren Vollkommenheiten ausgestattet, die das Weib zur Göttin machen, aber es fehlte jene innere Verklärung, die es zum Engel bildet.

Erzogen an einem üppigen Hofe des Südens, der unter seinen Blüthen die Schlangen der Sünde reichlich nährte, war auch ihr Inneres schon frühe von diesem Gifte angehaucht worden, und ihre Leidenschaften hatten sich unter blendend schöner Hülle zu schrecklicher Stärke entwickelt. Mit sechszehn Jahren Königin und Gemahlin eines sie anbetenden Mannes, der ihr ein treues Herz, eine schöne Gestalt und eine königliche Geburt entgegenbrachte, keineswegs aber einen erleuchteten Geist, oder seine Zierlichkeit der Sitten besaß, die sie hätten in seinen Fesseln halten können, ward sie seiner sehr bald überdrüssig und behandelte ihn mit einer Geringschätzung und mit einem Hohn, der ihn zum Aeußersten reizte und oftmalige rohe Ausbrüche seiner ungarischen Natur zur Folge hatte. Der Geschichtschreiber Muratori behauptet, er habe sie zu sehr mit Eifersucht gequält, und dies, wie auch seine große Herrschbegier, seien wohl die Hauptursachen seiner Ermordung

gewesen. Ob die Königin um dieselbe gewußt, ist wohl kaum erwiesen, wenn auch wahrscheinlich.

Viele Jahrhunderte haben ihre Schleier über jene Zeit geworfen, und auch diese schreckliche Begebenheit mit undurchdringlichen Hüllen bedeckt.

Die Historiker und Chronikenschreiber widersprechen sich, doch ist wohl die Majorität für ihre Mitwissenschaft. Einige nennen auch den Herzog Karl von Durazzo als Haupturheber des Mordes; Andere sprechen ihn nicht allein ganz frei, sondern schildern ihn als einen edlen, hochherzigen Prinzen, dem eine solche That nicht zuzuschreiben sei.

Andronica trat indeß bescheiden aber furchtlos in der Königin prächtig verziertes Zimmer, und diese ließ ihre, durch die seltene Schönheit der Donzella merklich verfinsterten Blicke forschend auf derselben ruhen.

„Was wollt Ihr von Uns?“ rief die Dame mit herrischer Stimme und warf den Schleier zurück, die Fülle jenes wunderbaren Haares zeigend, dessen schwarze Ringellocken ihre Schatten auf den weißen Hals warfen. „Ihr seid die Tochter des Oberaufsehers Paolo Manfredi zu Aversa. Ich kenne Euch wohl und möchte wissen, was die Grasmücke zu suchen haben kann beim Mar?“

„Die Leiche des Prinzen Andreas von Ungarn ward in der lektvergangenen Mitternacht von meinem Vater unter den Schloßfenstern von Aversa gefunden“, berichtete Andronica mit fester Stimme; „er gab ihr Herberge in seiner Behausung und läßt Ew. Hoheit durch mich fragen, wo die Ueberreste Eures Gemahls bestattet werden sollen?“

Eine Geisterblässe auf der Königin Wangen, der ein leises Zittern der Glieder folgte und eine unruhige Bewegung

unter den Hofleuten erregte Andronica's erste Antwort. Der Herzog von Durazzo war sogleich nach ihrem Eintritte aufgestanden und hatte ihr einen Stuhl an der Königin Seite hingeschoben. Ungerührt von Johannens wüthendem Blicke, der diesem Akte feiner Sitte folgte, hatte er sich in eine Fensterwölbung zurückgezogen, wo er Andronica gespannt beobachtete, und sich nur von Zeit zu Zeit über die schöne Stirn fuhr.

„Ich denke“, rief er endlich, „wir lassen den Leichnam vorerst in der Schloßkapelle von Aversa bestatten“ —

„Und den Signor Paolo Manfredi sammt seiner Tochter Donzella Andronica gefänglich einziehen“, setzte die Königin mit flammenden Blicken hinzu. „Die Untersuchung über die Erdrosselung meines künftlichen Gemahls“, fuhr sie gehaltener fort, „ist bereits eingeleitet, und ich hoffe dadurch mein empörtes Volk in die Schranken der Ordnung und des Gehorsams zurückzuleiten. Eine des Mordes verdächtigere Person, als den Oberaufseher Paolo Manfredi finde ich in Wahrheit nicht, denn es wäre nicht das erste Mal, daß ein unruhiger Kopf die Miene der Sanftmuth annimmt und Haß sich unter dem Mantel der Liebe birgt.“

Der Herzog ging während Johannens Reden unmuthig im Zimmer auf und ab; die Minister Zapoco und Alberto sahen sich bedeutungsvoll an, Andronica aber behielt ihre völlige Geistesgegenwart.

„Ich verstehe Euch wohl, Hoheit!“ sagte sie mit Bedeutung. „Ihr wollt das drohende Ungewitter von einem hohen Haupte auf ein niedriges leiten. Aber hofft nicht zu viel von dieser List. Man muß glauben wollen, um zu glauben, daß der Oberaufseher Paolo Manfredi der Mörder Eures

fürstlichen Gemahls sei, und ob das neapolitanische Volk dies will, ist die Frage."

Johannens Wangen färbten sich hochroth, und ihre schwarzen Augen funkelten in scharfem Licht.

"Ihr seid kühn, Donzella!" rief sie, "und müßt mich für sehr gnädig halten, weil Ihr so unumwunden redet."

"Die Unschuld hat der Schuld gegenüber stets eine freie Sprache."

"So haltet Ihr mich für schuldig an dem Tode meines Gemahls?"

"Ja." — —

"Und was gab Euch diesen Glauben?"

"Der Glaube liegt zu tief in der Menschenbrust, als daß er sich, wie ein Gedanke des Kopfes durch Worte ausdrücken ließe."

"Und warum geht Ihr denn nicht hin, und säet diese böse Saat unter's Volk? warum pflanzt Ihr nicht die Fahne des Aufruhrs in Neapel auf? warum dingt Ihr nicht Mörder oder bewaffnet selbst Eure Hand mit dem blanken Eisen, mich hinterrücks zu tödten? Es wäre ja eine gute That?"

Johannens Stimme sank zur Behemuth herab bei den letzten Worten. Ihr Gewissen mochte rege geworden sein, und Andronica wie ein Strafengel Gottes vor ihr stehen, denn nur so läßt es sich erklären, daß der Zorn nicht die Oberhand behielt in ihren Worten.

"Weil Ihr meine angestammte Königin seid," erwiderte Andronica, sie groß und offen anblickend. "Stände in diesem Augenblicke der Mörder mit dem Stahl hinter Euch, ich würde den Todesstreich ableiten auf meine Brust und selig sterben für die Enkelin König Roberts.

„Sie woltet Ihr in Fesseln legen lassen, königliche Frau!“ rief der Herzog von Durazzo, indem seine dunklen Blicke im feuchten Glanz der Wehmuth schimmerten; „sie die edelste der Frauen sollte schmachten in Kerkerknacht? Ewig nicht. Es würde den Namen Johannens von Neapels mit unauslöschbarem Flecken besudeln, um des Himmels Fluch auf Ihre Regierung herabziehen, denn Gott und seine heiligen Engel müssen mit der Jungfrau sein.“

Wie wolthätig erschloß sich Andronica's Herz dem milden Hauche dieser Worte, die der bedeutendste Blick aus einem wunderbar schönen Augenpaare beleitete. Er trieb heiße Gluth auf ihre Wangen; er hob ihre Brust in süßem und doch bangem Sehnen, und beklommen wie nie im Leben, heftete sie den Blick auf den Fußboden, dessen spiegelblanke Tafelung ihr sinnbildlich den Standpunkt zeigte, auf dem sie sich befand.

Die Königin hatte sich für Andronica erregt gefühlt; ihre lebhafteste Phantasie war durch des Kindes hohen Schwung zu gleicher Wärme hingerissen worden und schon war sie im Begriff, ihren Ausspruch zurückzunehmen, als des Herzogs begeisterte Lobpreisungen Andronica in tiefe Schatten stellten und nichts als Widerwille und Eifersucht ihre Brust füllte. Sich gegenüber ein weibliches Wesen erhoben zu sehen, kam ihr ebenso unerhört, als strafwürdig vor, und sie beschloß Andronica's Verderben.

„Spart Eure schönen Worte, Herzog!“ sprach sie drum nach kurzem Schweigen, „sie sind bei mir verloren. Ich kann Euren Grillen zu Gefallen nicht ernste Herrscherpflichten vernachlässigen. Die Jungfrau,“ so wendete sie sich an den Minister Uberto, „wird unter Bedeckung nach Aversa zurück-

gebracht und mit dem Vater in die Schloßgewölbe abgeführt, die fürstliche Leiche aber mit einer gebührenden Ehrenwache versehen.“

„Bergönnt mir das Geschäft, die Donzella zu begleiten,“ rief der Herzog dringend, „Karl von Durazzo möchte das regste Interesse für Eure Angelegenheit haben.“

Nicht gern gewährte die Königin, wie es schien, und Andronica folgte ihren Führern mit den streitendsten Gefühlen, die sich in das schmerzlichste Mitleid auflösten, als der alte Vater das graue Haupt verhüllte beim Anblick der gefesselten Tochter. Jagello Mailath war fort. Einige Diener hatten den Zug aus der Ferne kommen sehen, und er entfernte sich in das naheliegende Dominikanerkloster, wo die Mönche ihm willige Aufnahme gönnten, bis schon am andern Morgen die Nachricht von der Befreiung seiner eingekerkerten Landsleute ihn nach Neapel rief. —

Die Schloßkapelle von Aversa war schwarz behangen. Bleiches Ampellicht erhellte matt die hohen Wölbungen und eine Todtenhymne, von den Priestern abgesungen, begleitete den Leichnam des Urgroßfürsten in die frühe Gruft. Vor dem Altar, auf hohem Katafalke, stand der schwarze Marmorsarg, umstellt mit reichen Candelabern, auf denen Wachskerzen brannten. Um ihn her standen in voller Rüstung mit entblößten und gesenkten Waffen die Magnaten Ungarns, zu denen sich auch Jagello Mailath gesellt hatte. Hinter ihnen reihte sich ein doppelter Kreis ihrer Landsleute von niederer Geburt, alle versunken in jenes feierliche Schweigen, das ein wahrer Schmerz erzeugt.

Die Todtenhymne war verstummt und die ungarische Leibwache trug den Sarg unter den Klängen gedämpfter

Blasinstrumente zu dem Todtengewölbe. Vor ihm her ging eine Schaar Chorknaben, nach alt-ungarischem Gebrauch Asche und welkes Laub auf den Weg streuend. Das war des Vergehens trübes Sinnbild; hoch oben in der schwarzen Todtenfahne aber, die der Marschall voran trug, winkte das Bild der Hochgebenedeiten, das Jesukindlein im Arm, als Symbol ewigen Lebens.

Als der Zug nach Hinabsenkung des Sarges die Kapelle verlassen hatte, traten zwei Männer in dunkle Mäntel gehüllt, hinter einem Pfeiler hervor und nahmen den Weg zur eben verriegelten Todtengruft.

Der Voranschreitende, in dem der geneigte Leser den Herzog Karl von Durazzo erkennt, zog einen Schlüssel hervor, öffnete das Gewölbe und stieg hinab, gefolgt von seinem Begleiter, einem schönen Mann mittlerer Jahre. Nachdem sie eine Zeitlang schweigend in der Gruft umher geschaut, warf sich der Herzog am Sarge des Fürsten Andreas nieder, faltete über denselben die Hände, hob sie dann zum Himmel auf und gab Zeichen tiefer innerer Bewegung, die der Fremde mit Blicken voll Antheil beantwortete. Dann warf er den Mantel von sich, zog einen Stift hervor, und begann auf sein schwarzes Ledercollier, das bereits mit manchem Reimlein geschmückt war, ein neues hinzuzuschreiben.

„Laßt jezt Euer Dichten, Francesco Petrarca,“ sagte der Herzog mit leichtem Unmuth. „Wendet Euch nicht ab von dem unglücklichen Durazzo in dieser bewegten Stunde. Laßt die Musen und Grazien; Menschen bedürfen Eurer.“

„Ich aber bedarf der Musen, um die Menschen zu trösten,“ entgegnete Petrarca.

„Nicht also, mein edler Sänger,“ fiel Durazzo lebhaft

ein. „Ein Blick Eurer frommen Augen, ein einfaches Wort Eures Mundes wirkt ebenso Großes, als Eure süßesten Sonnetten. Klar liegt das Leben mit seinen Höhen und Tiefen vor Euren Blicken: Ihr habt eben so viel gedacht, als gefühlt, Ihr habt geschöpft an der Quelle der Wahrheit und tragt die Resultate Eures Forschens als edles Handeln in's Dasein hinein. So sagt mir denn, Ihr, als Mensch und Gelehrter gleich Hochgeehrter, ob ich ein Sünder bin?“

„Die Stimmen in Eurer Brust geben richtigere Antwort, als Menschenwort vermag, gnädiger Herr.“

„Sie verdammen mich.“

„Dann richten sie dennoch zu hart. Ihr fehltet nur aus Leidenschaft, und beharret nicht in der Sünde. Reue folgte dem Vergehen und wird es tilgen.“

Der Herzog versank in düsteres Sinnen. Dann machte er einige rasche Gänge durch das Gewölbe, blieb vor Petrarca stehen und rief, ihm wie in tiefen Gedanken starr in's Auge blickend:

„Ich habe keinen Tod nicht beschlossen und kann dies beschwören auf's heiligste Sakrament. Vielmehr flehte ich die Königin in unserer letzten Unterredung, seines Lebens zu schonen. Aber ich wußte die schreckliche That und ließ sie geschehen.“ —

„Und das war die versteckte Herrschbegierde!“ fuhr der Herzog nach geraumer Weile fort, „geheime Hoffnung auf die Krone Neapels, die mir, dem Schwiegerenkel König Roberts, dem beliebtesten Prinzen des Hauses, in den, durch des Fürsten Andreas Tod erfolgenden Umwälzungen am ehesten zu Theil werden konnte. Aber das Blendwerk der Hölle ist vor meinen Augen zeronnen, und ich bin frei.“

„Was aber wolltet Ihr bei den Todten?“ fragte Petrarca. „Nicht geziemt es dem Krieger, sich zu erweichen durch Nahrung der Wehmuth. Handelt edel und thut Buße durch die That.“

Das werde ich, verlaßt Euch darauf,“ antwortete Durazzo. „Am Sarge des Gemordeten habe ich's geschworen. Nicht nur seine Schatten fordern mir Buße ab, auch Paolo Manfredi und seiner Tochter bleiche Gestalt, die in Kerker-
nacht schmachten.“

„Letztere regte auch Gefühle anderer Art bei Euch auf,“ bemerkte der Sänger. „Ihr seid verwandelt, seit diese Jungfrau in Euren Lebensgang trat. Ihr schaut mehr gen Himmel seitdem, denn unglückliche Liebe knüpft an seine Sterne ihr einzig Hoffen.“

Laura's Augensterne mochten in Petrarca's Erinnerung leuchten, denn ein seliges Lächeln verklärte sein Antlitz. Er reichte dem zur Erde starrenden Durazzo die Hand und rief begeistert:

„Laßt darum den Muth nicht sinken. Ewig bleibt in Lied und Erinnerung, was durch Thränen und Entsagung genährt wird, während befriedigte Lust das schöne Bild in Asche legt. Wäre Laura mein auf gemeine Erdenweise, so würde die Nachwelt uns mit allen beglückten Ehepaaren in Vergessenheit begraben, während unser ungestilltes Sehnen, wie jedes tragische Schicksal ihren regsten Antheil erwecken wird.“

„Eure Philosophie scheint mir spitzfindig und etwas weit hergeholt“, rief der Herzog. „Ich finde mich mir selbst näher, als der Nachwelt und sehe keinen Veruß, mein Glück lächelnd aufzugeben, um ihr angenehme Gefühlserschütterungen zu be-

reiten. Aber das alles beruht darauf, daß Ihr ein Dichter seid. Eure Gefühle nehmen stets eine fremdartige Richtung. Wir gewöhnlichen Erdenkinder stehen unten im Staube, staunen Eurem Fluge nach, und können ihn nicht verstehen."

"Ihr saht Andronica nie?" fuhr der Herzog nach kurzem Schweigen fort.

"Niemals," war die Antwort.

"Und es gelüstet Euch nicht, diese Rose zu bewundern und sie zu verewigen in Eurem Sonettenkranz?"

"Edle Schönheit ist würdige Nahrung für des Künstlers Phantasie," entgegnete Petrarca, "und diese stille Mitternachtsstunde wäre geeignet, mich zum Singen zu begeistern."

In einem hochgewölbten Gemache des königlichen Residenzschlosses zu Pest saßen zwei Männer beim Würfelspiel. Hohe silberne Pokale mit Handgriffen nebst mehreren Flaschen edlen Weines standen auf kleinen Nebentischen, und die Gesichter der Würfelnden waren erhitzt, vielleicht ebenso sehr vom Eifer des Spiels als dem glühenden Tokayer, den sie hastig und reichlich geschlürft.

"Laßt es gut sein, Bitiacci!" rief der größere der Männer, "ich bin des Spieles überdrüssig. Wo ich geh' und stehe, sehen mich des Prinzen Andreas Blicke an, Rache flehend, und mag ich auch für meinen Schmerz Zerstreuung suchen, ich finde sie nicht. Erst wenn jene welschen Schlangen, die ihm den Tod bereiteten, sich sterbend zu meinen Füßen winden, werde ich ruhig sein." —

Der eben Redende, in dem wir dem freundlichen Leser den König Ludwig von Ungarn vor Augen stellen, hatte eine hohe Gestalt mit breiter Brust und starkem Knochenbau. Die hochgewölbte Stirn war von Haaren frei, die buschigen Brauen

übershatteten ein graublaues, schlaublickendes Augenpaar, und kupferfarbige, dicke Ringellocken fielen, wie es in jener Zeit Sitte war, über das Ledercollet herab, das von dunkler Farbe und mit köstlichem Zobel verbrämt war. Der Spizenkoller und der große Rubin im Siegelring deuteten auf den hohen Rang des Beschriebenen. —

Der kleinere der Männer war auch zierlich gebaut. Die Züge des Gesichts waren regelmäßig; die großen schwarzen Augen schön geformt und feurig; die Haltung edel, die Bewegungen leicht und gewandt, die Stimme angenehm klingend. Dennoch lag über dem ganzen Menschen ein so eifriger Ueberguß, wie Glas über Blumen. Man empfand, daß man erst etwas zerbrechen müsse, um zu warmem Leben zu gelangen, sich hierbei aber leicht verletzen könne. —

„Und Du bist wirklich verliebt, Joseph?“ rief der König nach einer Pause, indem das eben noch verfinsterte Gesicht sich zum Lachen verzog, wodurch es etwas Gemeines erhielt.

„Nun — Glück auf, Geselle! Ist's auch nur Leinwand, der Du zur Zeit opferst, so wird sie sich schon in Fleisch und Blut verwandeln. Lebte die Maid, von der uns der Harfenspieler das Contrefei verkaufte, wirklich in Neapel, so werden wir sie hoffentlich finden und im Kriegssturm als gute Beute davontragen. Dein sei sie mit Haut und Haar,“ setzte Ludwig mit rohem Lachen hinzu. „ich gebe Dir mein königliches Wort.“

Der Magnat Joseph Bitiadi verbeugte sich tief, lächelte kalt und bat um ein Pfand dieses königlichen Wortes.

„Beim heiligen Nepomuk! Du bist kühn, Junge!“ rief der König; ich verstehe Dich wohl, diese Bitte soll ein versteckter Vorwurf meiner neulichen Wortbrüchigkeit sein. Aber

Scherz oder Ernst, ich will Dir ein Pfand geben.“ Er zog bei den Worten ein kleines Crucifix von köstlicher Silberarbeit aus dem Busen, reichte es Bitiacki hin und sagte mit weicherer Stimme:

„Da nimm, es ist das Vermächtniß einer sterbenden Mutter, und sei Dir, meinem Liebling, Unterpfand meines königlichen Wortes. Ich löse es ein, wenn Du das Original jenes Bildes, das Dir den Kopf verrückt, zum Altar führst.“

Ein lautes Hohngelächter schallte bei den letzten Worten des Königs durch's Gemach, worauf ein plötzlicher Aufruhr draußen in der Natur folgte. Denn dumpf begann der Donner zu rollen und rother Blitzeschein erleuchtete die dunklen Fresco-Malereien der Wände und des Plafonds.

„Was ist das?“ rief der König, „habe ich vielleicht zu vermessen geschworen?“

Aber Joseph Bitiacki schien ungerührt von des Himmels ernstern Mahnungen, und rief mit höhnischem Gelächter:

„Wer wollte sich wohl von eitlem Gaukelspiel blenden lassen, Hoheit! — Wer möchte Zufall Schicksal, oder gar Weissagungen nennen? Ihr seid gekrönter König von Ungarn, und mögt wohl das Recht haben, Ehen zu schließen, trotz dem da oben.“ —

Da fiel, als Bitiack's letztes Wort kaum verhallt war, ein prasselnder Donner Schlag, dem der Blitzstrahl unmittelbar folgte. Zu gleicher Zeit schrieten die Wachen auf dem Schloßhofe Feuer, und nach kurzer Zeit stand der rechte Flügel des Schlosses in hellen Flammen.

Der Magnat war zum Zimmer hinausgestürzt, um sich den Hilfeleistenden anzuschließen. Der König stand finster und wie getroffen von diesem wunderbaren Zusammenstoßen der

Umstände am schmalen, buntbemalten Fenster, hinein starrend in die vom Sturm gepeitschten Flammen. Dem rohen Gemüthe Ludwig's war dies ein fast behagliches Schauspiel und gab seiner lebhaften Phantasie Nahrung. Denn er sah hierin ein Vorspiel des Sengens und Brennens, das er in Italien vorzunehmen gedachte, und die einzelnen Trümmer, die endlich zwischen Schutt und Asche stehen blieben, waren seiner Nachgiebigkeit ein erbauliches Bild der Zerstörung Neapels. —

Die Untersuchung über den Mord des Prinzen Andreas von Ungarn war zu Ende, und manche vornehme und geringe Personen als Opfer derselben gefallen. Ganz Europa kam in Aufruhr über diese verabscheuungswürdige That, als deren Urheber man laut die Königin Johanne und den Herzog Karl von Durazzo nannte.

Sie wurden zwar vom Pabste in einem öffentlichen Concilium freigesprochen, und die Königin vollzog nach einem Jahre schon ihre zweite Vermählung mit Ludwig, Fürsten von Tarent, welche Heirath von den eifrigen Christen der zu nahen Verwandtschaft wegen sehr gemißbilligt wurde und zu der sie erst des Pabstes Erlaubniß erbitten mußte; wie es aber in den Herzen dieser beiden Freigesprochenen aussah, ist eine andere Frage.

Johannens Leichtsinn bedeckte ihre Außenseite mit lächelnden Hüllen. Sie erschien stets heiter und glänzend, und der Besiz des schönen Gemahls schien alle finsternen Geister gebannt zu haben. Der Gedanke an die Strafen des Königs von Ungarn kam ihr zwar oft, aber sie wies ihn mit Festen, Gelagen und Liebesungen ihres jungen Gemahls zurück, ließ auch zum Besten des Landes verschiedene neue Verordnungen ergehen, die ihre Minister gar flügllich ausgedacht hatten.

Mit dem Herzoge von Durazzo stand es anders. Wenn bei der Königin der Kern schlecht war und nur verziert mit wenigen glänzenden Punkten, so war er bei dem Herzog reines Gold, das nur einige dunkle Flecken verunstalteten. Ehrsucht hatte ihn in das Labyrinth der Sünde gelockt; Erkenntniß und Andronicas edle Erscheinung gab er ihn den besseren Gefühlen zurück, und sein glänzendes Bild erscheint uns doppelt anziehend in den Nebeln der Schwermuth, die es umschweben. Zwar war er äußerlich derselbe, arbeitete wie immer als erster Minister im Geheimzimmer der Königin, wohnte den Ringelrennen und Turnieren bei, übte sich mit den Unterthanen seiner Herrschaften in Kriegsspielen, gab Jagden und blieb der Partei Johannens treu, aber dem genaueren Beobachter konnte doch die Veränderung nicht entgehen, die mit ihm geschehen.

Mit großer Mühe hatte er bei der Königin das Leben Paolo Manfredis und seiner Tochter ausgewirkt, doch die Freiheit weigerte sie bis jetzt hartnäckig. Wenn er auch das Seinige that, das Loos der Unglücklichen zu erleichtern, so konnte er ihnen doch das schönste Gut nicht geben. Ihr Aufenthalt war ein finsternes Gewölbe mit Marterwerkzeugen versehen und von feuchter, kalter Grabesluft erfüllt. Es war des Herzogs erstes Streben, ihnen durch einige in die Mauer gebrochene Fenster Licht zu verschaffen. Dann ließ er den Fußboden und die Wände mit Wollstoff bekleiden, Paolo Weiden zum Korbflechten, Schreibmaterial und Bücher bringen, wie Andronica ihren Webstuhl und ihre Laute. Statt der ärmlichen Kost, die den Gefangenen bestimmt war, ließ er ihnen täglich bessere Speisen reichen, und besuchte sie oft, jedes Mal den Trost milder Worte in ihre trübe Einsamkeit tragend.

Da das Gefängniß nicht mit einem besseren vertauscht ward, welches öffentliches Aufsehen erregt hätte und der Herzog die Kerkermeister durch Gold gewonnen hatte, so konnten der Königin und ihren Anhängern diese Einrichtungen leicht verborgen bleiben. Auch gedachte sie der Gefangenen kaum, und es war wohl bloßer Eigensinn, (ein Hauptzug ihres Charakters) daß sie, wenn Durazzo dringend um die Freiheit derselben bat, sie so hartnäckig verweigerte.

Ludwig von Ungarn rüstete sich indeß, nach Italien zu gehen, um den Tod seines Bruders zu rächen. Er schickte seine Gesandten voraus, von den italienischen Fürsten freien Durchzug zu begehren. Sie trafen am 24. April in Ferrara ein und wurden von dem Markgrafen Obizzo von Este auf's gnädigste empfangen. Dagegen erfüllten Ludwigs Kriegsrüstungen den Papst mit großem Mißbehagen. Es schien ihm zu beunruhigend, daß ein so mächtiger Fürst sich Neapels bemächtigen wollte, und er nahm bei allen Gelegenheiten die Partei der Königin Johanne.

Es war den Anhängern König Ludwigs gelungen, die Stadt Aquila zur Empörung gegen die neapolitanische Regierung aufzureizen. Es erregte dies am Hofe große Bewegung. Die Königin war außer sich über ihrer Unterthanen Treulosigkeit. Thränen der Wuth entfloßen den schönen Augen, und der Rosenmund stieß Verwünschungen gegen die Uebermüthigen aus und flehte des Himmels Strafgericht auf ihren vermessenen Herrscher herab. Der Herzog von Durazzo war um diese Zeit bewegter, als je, und hatte häufige Unterredungen mit den königlichen Prinzen und den Ministern.

Es war an einem Spätabende, als er schnell aus dem Geheimzimmer der Königin trat, eiligt nach seinem Palaste

zurückkehrte, wo er die glänzende Hoftracht mit einem einfachen Hauskleide vertauschte. Er warf über dasselbe einen leichten Reitermantel, schwang sich auf seinen flüchtigsten Renner und sprengte im Galopp nach Aversa.

Alles war hier still und todt. Des Mondes bleicher Strahl brach durch den grauen Gewitterhimmel und erhellte unsicher die schlummernde Gegend.

Das Schloß lag wie ein seelenloser Riesenkörper in der matten Beleuchtung, nur unten im Erdgeschoß gen Norden flimmerte durch die mit Eisenstäben vergitterten Fenster die Nachtlampe der Gefangenen, bei deren trübem Scheine Paolo der am Webstuhl arbeitenden Tochter die Legende des heiligen Augustin vorlas.

Da klangen plötzlich Tritte draußen vor der Eisenthür. Andronica erkannte sie; sie trieben heiße Flammen in ihr Anliß und beklemmten die Brust zu süßem Weh.

Aus der zitternden Hand fiel das Webschiff; Todtenblässe folgte der Fiebergluth auf ihren Wangen und sie mußte sich mit geschlossenen Augen an die Stuhllehne zurücksinken lassen, um so Fassung zu gewinnen.

Als sie die Augen öffnete, stand der Herzog vor ihr. Anziehender hatte sie ihn nie gesehen, berebter hatte die Liebe nie aus seinen Augen gesprochen, und sie fand keinen Widerstand mehr in ihrem Herzen gegen das allmächtige Gefühl, das siegend jedes andere übermannte.

„Darf ich ein Wörtchen mit Eurer Tochter allein sprechen?“ fragte Karl von Durazzo.

„Barum nicht, gnädiger Herr,“ entgegnete Signor Paolo, „die Jugend mag auch wohl Geheimnisse haben vor dem Alter. Ich verüble das nicht und entferne mich sofort.“

Wie klopfte Andronica's Herz, als die kleine Seitenthür, die in ein anstoßendes Gewölbe führte, sich hinter Manfredi schloß, und sie mit dem Herzog allein blieb.

Was sie erwartete, stand nicht klar vor ihr, wohl aber, daß es etwas tief bewegendes sein müsse.

„Euer Geist erhebt sich hoch über den gewöhnlichen Gesichtskreis des weiblichen Geschlechts,“ sprach Durazzo nach geraumer Weile, die er benutzte, seinem stürmenden Herzen zu gebieten, „und Ihr gehört zu den seltenen Frauen mit denen sich auch die ernstesten Angelegenheiten des Lebens besprechen lassen. So komme ich denn auch heute Abend, mir Euern Rath zu erbitten.“

„Zu mir, Herr?“ fragte Andronica überrascht, „wie könnte mein schwaches Lichtlein Euch, dem Höckerleuchteten frommen?“

„Es gibt Lagen im Leben,“ fuhr der Herzog fort, wo der Blick uns umnebelt wird durch Leidenschaft, und wir nicht finden können das Bessere, weil es uns abzieht von dem Lieberem. Eine solche ist die meinige. Die Königin, die Fürsten von Tarent, das neapolitanische Volk bestimmen mir das Kommando der Truppen, die gegen die aufrührerischen Aquilaner zu Felde ziehen sollen. Mich ehrt der Auftrag, mich reizt der zu erkämpfende Ruhm, und dennoch schwanke ich. Ihr Andronica, sollt das entscheidende Gewicht in die Waage legen. Ihr sollt das Nein oder Ja aussprechen.“

Durazzo's Blicke redeten fort, als sein Mund schon lange geschwiegen, warum er schwankte.

„Und haltet Ihr mich denn so frei von persönlichen Berücksichtigungen, parteilos wählen zu können?“ fragte Andronica. „Meint Ihr, daß ich Euch, unseren Wohlthäter,

Euch, unsere Leuchte in tiefer Finsterniß, gleichgültig fortziehen sehe in Kampf und Schlachtgefahr? O, hoher Herr, erspart mir die hange Wahl; ich bin nur ein schwaches Weib.“

Der Herzog trat schweigend in eine Fensterwölbung und starrte hinaus in das bleiche Mondlicht. Andronica's Antwort hatte ihm einen süßen Stachel in's Herz gebohrt. Er war von ihrer Gegenliebe überzeugt, aber sein Kampf war dadurch schwerer geworden. Ihr aber war beim klaren Nachsinnen, dem die eingetretene Pause Zeit ließ, die Ueberzeugung des Besseren geworden und glaubte sie aussprechen zu müssen. Sie erhob sich deßhalb, trat zum Herzog und sprach mit einer Stimme, die sie vergebens zu beherrschen strebte:

„Nur durch die tapfere Vertheidigung der angestammten Königin, nur durch die Beschützung von Neapels Thron könnt Ihr den Flecken löschen, dessen die Welt Euch beschuldigt. Die Eroberung Aquila's wird Euch das Thor sein, durch das Ihr eingeht zu Ruhm und Seelenfrieden.“

„Du hast das Rechte gewählt, Engel des Lichts,“ rief Durazzo und seine überwallende Bewegung zog ihn zu Andronica's Füßen. „Ich folge Deiner reinen Stimme; ich reiße mich los von Dir und meinem Glück, ich fliehe Deiner Himmelserscheinung, die mich der Tugend wiedergab, und was wird mein Lohn sein?“

„Das Bewußtsein erfüllter Pflicht.“

„Es ist viel und doch wenig. Es füllt des Verstandesmenschen kaltes Leben aus und läßt den ewig darben, der noch nach Gefühlsgenüssen strebt. O halte mir nicht den kalte glänzenden Schild Minerva's hin, wenn ich in Liebessehnsucht ringe, o sprich mir nicht von Tugend, wenn ich Dich,

nur Dich begehre. Sage mir, ob Du mich liebst, ob Du mir angehören willst, wenn ich Königin und Vaterland befreit habe und siegend heimkehre.“

„Ihr seid vermählt, Herr, und ich niedrig geboren,“ antwortete Andronica mit wankender Stimme. „Zwei unübersteigliche Schranken thürmen sich zwischen uns auf. Ehrte sie und vergesset mein.“

„Birst Du vergessen?“

„Nie!“ —

„Und verlangst es von mir?“

„Weil Eure Ruhe mir mehr gilt, als die meinige und Eurem Geschlechte höhere Pflichten vorgeschrieben sind, als Frauenliebe.“

„Auch Jagello Mailath liebt Euch,“ sprach der Herzog nach kurzem Schweigen mit finsternen Mienen, „er ist frei, er wird Euch seine Hand bieten, wenn dieser Kriegesturm ausgetobt hat. Thorheit wäre es, sie auszuschlagen und Andronica Manfredi wird, Karl Durazzo vergessend, als stolze Magnatin gen Ungarn ziehen.“

Ein trübes Lächeln belebte Andronica's bleiche Züge.

„Ihr kennt mich schlecht, sagte sie mit einem tiefen Seufzer, „doch behaltet immerhin diesen Glauben, er wird den Sieg über Euren Schmerz erleichtern. Geht nach Aquila und brecht Vorbeeren; ich werde indeß in meiner Nacht für Euch beten. Das Flehen der Frommen dringt auch durch Kerkermauern zum Himmel. Diese Feldbinde,“ fuhr sie zum Webstuhl tretend fort, „fertigte ich für Euch mit dankbarem Gemüth und heißem Flehen für Euer Glück. Sie ist gewebt in Neapels Farben und war Zeugin meines verschwiegenen

Kummer's. Tragt sie zu Andronica's Andenken, und seid glücklich!"

"Ich glücklich sein?" rief Durazzo in heftiger Bewegung. „D glaubt es nicht, begehre es nicht. Denn sei versichert, es erlischt mit meiner Liebe der schönste Stern an Deinem Lebenshimmel. Ich weiß es, und Dein Auge sagt es mir wie sich Dein Leben verklärt, selbst im finsternen Kerkergrauen."

Der Herzog hatte Andronica's Gefühlen Worte gegeben, und es that ihr wohl, daß er die Stärke derselben kannte. Sie konnte ihn jetzt ruhiger scheiden sehen.

*

*

*

Vergebens war die Belagerung Aquila's. Drei Monate lag Herzog von Durazzo mit seinem Heere unter den Mauern der Stadt, ohne etwas ausrichten zu können. Er, der siehgewohnte Krieger litt große Pein während der nutzlosen Belagerung und sandte häufig Boten nach Neapel, seine Abberufung von diesem unrühmlichen Posten begehend. Aber die Königin, die mit ihrem Scharfblick sein Inneres erforscht haben mochte, fand es gerathener, ihn fern zu halten und schlug seine Bitte wiederholt ab. Indes traf der Bischof Cinque Chiesia mit 200 wohlgerüsteten, vornehmen Ungarn in Italien ein. Er machte in Romagna und der Mark bedeutende Truppenwerbungen, erhielt von Ugolino von Trieco, Herrn von Foglino, und den Maletestas, Herrn von Rimini, bedeutende Hilfsvölker, worauf er mit seiner vereinigten Heeresmacht zu der bereits in Abruzzo in Sold genommenen Armee stieß. Die Nachricht dieses heranziehenden Ungewitters, und besonders die Erscheinung einiger ungarischer Feldherrn

die als Gesandte des Königs an den Herzog geschickt wurden, waren Gährstoff für Durazzo's Kriegsheer. Es war mit der Antwort des Oberbefehlshabers an die Ungarn unzufrieden; es nannte sich betrogen von der Königin und ihrem Schwager, die die Truppen freiwillig einem schimpflichen Loose preisgegeben hätten. Offiziere und Soldaten weigerten sich, ferner gegen Ungarn zu fechten und die Empörung ward so allgemein, der Unwille gegen Durazzo sprach sich so laut und heftig aus, daß er sein Leben gefährdet sah und aus dem Lager fliehen mußte. Einige seiner getreuen Kriegsobersten begleiteten ihn in die Ruine eines alten Bergschlosses, wo er die Nacht zubringen wollte. Hier unter den Trümmern der Vorzeit, auf bemooßtem Gestein, von wildem Gestrüpp umrankt, ließ sich der Herzog nieder, ermattet von dem fliegenden Ritt auf dem treuen Rosse, das todt unter ihm zusammenbrach, und tief betrübt über die eingetretene Uneinigkeit im Heer, die dem Feind nur zum Vortheil gereichen konnte.

„Unsere Sache ist verloren, meine Freunde,“ so redete er seine Begleiter an. „Nicht werde ich mit meinem schwachen Menschenwort jene brausend ausgetretenen Ströme in das alte Bette des Gehorsams zurückleiten können. Ihr wißt, welche glänzenden Versprechungen mir die ungarischen Gesandten gemacht, wenn ich mich mit König Ludwig vereinigen und meine Waffen gegen das Vaterland führen würde. Daß ich dies Anerbieten mit Verachtung zurückwies, war kein Verdienst, denn schlechtes Handeln kehrt den Stachel stets wider die eigene Brust. Aber ich habe die Rache meiner Truppen, die sich blenden lassen durch der Ungarn schöne Worte, auf das Aeußerste gegen mich gereizt. Sie sind des Weiberregiments schon lange müde und verlangen nach verständiger

Herrschaft. Gehts in's Lager zurück; erbittet Euch Gehör bei den Feldherren. Erkundet von ihnen, welche Forderung sie an die Königin stellen, welche Abänderungen sie wünschen in der Regierung. Johannens Sachen stehen so gefährlich, daß sie zum Nachgeben bereit sein muß. Sie zählt zudem die besten Häupter unter dieser Armee."

Nach einer Weile fuhr Durazzo fort: „Ich bin bereit, als Gesandter nach Neapel zu gehen, Aug' in Auge mit der Königin zu reden, mein Haupt zu bieten ihrem Zorne. Handeln, sterben will ich für das Glück meines Vaterlandes, aber nicht erkaufen durch Treubruch. Einmal faßte mich der Höllegeist — zeigte mir sein glänzendes Gold — da sandte der Herr einen seiner Engel und ich war erlöst."

Die alten Obersten verstanden den Herzog nicht. Sie meinten die Schwärmerei seiner verstorbenen Frau Mutter sei wohl auf ihn übergegangen, und er habe zu Zeiten überirdische Gesichte. Sie ließen ihn deßhalb auch still gewähren und störten das tiefe Sinnen nicht, in das er versunken schien. Als er jedoch einigen Stunden zu sich selbst kam und fragend seine Begleiter anschaute, meinten sie: die Gährung in der Armee sei zur Stunde wohl noch zu stark, als daß seine Vorschläge ruhig angehört werden könnten.

„Die Generale geben den untern Graden nichts nach an blinder Wuth," setzte der Oberst Crevia hinzu, und die ungarischen Botschafter haben alle Köpfe verwirrt."

„Ihr könnt Recht haben," entgegnete Durazzo, und ich füge mich willig der klaren Einsicht. Laßt sie denn ihren Rausch austoben diese Nacht; mit der Morgen Sonne wird ihnen hoffentlich die bessere Erkenntniß zurückkehren."

Der Herzog hatte Recht gehabt, denn kaum erschien das

Nicht im Osten, als er eine waffenblitzende Truppenabtheilung sich durch die Ebene der Schloßruine zu bewegen sah. Sein Herz klopfte laut den geliebten Landsleuten entgegen, und es bedurfte nicht ihrer abbittenden Worte, ihn zu versöhnen. Er empfing Sie ernst, aber sanft und ohne Vorwurf, und erneuerte seinen Vorschlag, nach Neapel zu gehen und das Beste des Reiches ihrer Königin an's Herz zu legen. Doch widersprachen sie diesem mit Entschiedenheit und wollten den geliebten Feldherrn nicht ziehen lassen an den parteizerrissenen Hof, wo, seit Ludwig von Tarent Johannens Gemahl war, dieser leichtsinnige Fürst und dessen ehrsüchtige Brüder unumschränkt herrschten.

„Glaubt es mir, Gnädigster,“ rief der General Pandulpho, „sie graben Euch eine Grube, ehe Ihr Euch verseht, und was dann?“

„Ich falle hinein und habe Ruhe, alter Freund,“ entgegnete der Herzog mit trübem Lächeln. „Ein Mal muß es ja doch sein und wohl dem, der hinübergeht in der Stille seiner Kraft. Den Geist sterben sehen, während der Leib lebt, muß ein großes Unglück sein. Ich habe welcke Blüthen, und sind sie nicht des Alters traurige Befrängung? Doch was beschließen meine Getreuen, die durch eigene Erkenntniß zu mir zurückkehrten?“ fügte er heiter um sich hersehend hinzu. „Ich ergebe mich ihrem Willen.“

„Wir kehren Alle nach Neapel zurück,“ rief Drelaffo, einer der erfahrensten Feldherren. „Unsere Schwerter schützen Euch, keine Heimtücke soll Euch erreichen. Mag dann Johanne von Neapel entscheiden. Sie hat dazu das Recht; sie habe auch die Verantwortung.“

Der Vorschlag ward einmüthig gebilligt, und binnen

vierundzwanzig Stunden war die Ebene Aquila's von neapolitanischen Truppen leer.

*

*

*

Viel reden die Chronikenschreiber von der ehrenvollen Aufnahme, die dem König in Oberitalien geworden. Die Herren von Padua und Scala bewirtheten ihn prächtig und gaben ihm 300 Reiter bis Neapel zur Begleitung mit. Auch der Markgraf Obizzo von Este kam ihm zu Modena mit vielen Ehrenbezeugungen entgegen, sowie die Herren von Forlì und Maletesta ihm Beweise ausgezeichnete Hochachtung gaben. Ueberall beugte man sich vor seiner Macht, nur wollte ihm der Graf von Romagna auf päpstlichen Befehl den Durchgang durch Imola und Faenza wehren. Als der päpstliche Legat zu Foligno vor ihm erschien und ihm bei Strafe des Kirchenbannes untersagte, sich zur Eroberung Neapels zu rüsten, antwortete er trotzig: er habe auch noch von seinen Ahnherrn her Rechte auf dieses Land, die durch die Ermordung seines Bruders verstärkt worden.

„Ich stehe der Kirche für das Lehn,“ setzte er hinzu, „und werde ein treuerer Vasall sein, als jene weltliche Königin, die alle Staatsschätze an Männer und Feste verschwendet. Droht immerhin mit Eurem Banne,“ fuhr er lachend fort, und sah dem Legaten starr in's Auge, „ich schüttle ihn ab, wie den Staub von meinen Füßen und weiß, was meine Waffen vermögen.“

Der Legat sank nach diesen Worten todt zu des Königs Füßen nieder; ein Schlagfluß mochte dem blutreichen Prälaten getroffen haben, doch legte der Aberglauben jener Zeit dies überraschende Ereigniß auf andere Weise aus.

Die Unterhandlungen waren durch diesen Todesfall abgebrochen, und der König von Ungarn zog in Aquila ein. Die Nachricht, daß er dem Banne des Papstes durch hochmüthige und leichtfertige Reden Trotz geboten, zog wie ein dunkler Schatten vor ihm her, und das Gerücht schmückte dies Ereigniß auf's Zeitgemäße aus.

Es hieß: der Ungarkönig sei mit dem Widersacher im Bunde und habe, von seiner Macht beseelt, den päpstlichen Legaten durch seinen stieren Basiliskenblick getödtet. Bläuliche Flammen seien dann aus dem Haupte dieses frommen Mannes emporgestiegen, und dies sei das Höllengift gewesen, das nicht habe weilen können in geheiligtem Gefäß.

Es ist zu begreifen, daß die Bewohner Aquila's, so vorbereitet, dem jetzigen Oberherrn nicht ohne Scheu entgegen sahen. Wirklich erinnerte die ungarische Kriegerschaar, die sich durch die Ebene herbewegte, auch an jene dunklen Straf-wetter des Herrn, die unheilbringend heraufziehen am heitern Horizont. Ihre dunklen Rüstungen, die zum Theil von Leder und vorne mit feinen Eisenketten überschnürt waren, gaben ihnen etwas Finsternes, und das Pelzwerk, oft von der schlechtesten Art, das überall angebracht war, vermehrte das Rauhe, Wilde des Anblicks. Die Armbrüste und Streitärte waren kolossal; die Rosse, auf denen die wildblickenden Gestalten schnurgerade und kühn thronten, waren zum Theil schwarz und riesig groß, die Gesichter der Reiter härtig und stark gebaut. Selbst die bluthrothen Fahnen, auf die der König, in Bezug auf seinen gemordeten Bruder, um dessentwillen der Krieg begonnen, einen Todtenkopf hatte abbilden lassen, gaben dem Zuge etwas Schauerliches. Kein Anderer, als der Magnat Jagello Mailath war es, der dem Könige bei seinem Ein-

zuge in Aquila als Commandant dieser Festung entgegentrat, und ein Knie vor ihm beugend, die Thorschlüssel überreichte. König Ludwig war kein edler Mensch, aber dennoch fähig, hochherziges Handeln anzuerkennen und zu belohnen. Er sah den verkannten, zurückgesetzten, gedemüthigten Jüngling als Denjenigen wieder, der ihm durch Aquila's tapfere Vertheidigung die Thore des Ruhms öffnete.

„Edler Mailath,“ rief er, „Ihr habt den Flecken an Eurem Namen gelöscht, welchen Lohn begehrt Ihr?“

Jagello's Feuerblick ergriff in diesem Momente den Magnaten Joseph Bitiacki, der kalt und stolz wie immer neben dem König stand, aber voll innern Mergers, über das Lob, das dem verhassten Nebenbuhler geworden.

„Versöhnt mich mit diesem, Hoheit,“ rief Jagello im Ueberfließen seines großmüthigen Herzens. Meinen zweiten Wunsch kann ich Euch nur allein aussprechen; er gilt das Glück meines Lebens.

„Und seine Erfüllung wird mir darum wichtig sein,“ fiel der König ein. „Kommt diesen Abend zehn Uhr zu mir. Die Tagesgeschäfte sind dann beendigt, und wir werden ungestört reden können.“ —

Mattes Lampenlicht erhellte die gewölbten Schloßgänge, durch welche Jagello zu den Gemächern des Königs schritt.

Joseph's Blicke waren ihm nicht entgangen, er kannte sie und ihre Bedeutung aus früherer Zeit.

Höhnisch hatte der Magnat gelächelt, als er von Versöhnung sprach, und König Ludwig absichtlich überhört. So glühte in Bitiacki's Herzen noch der Knabenhaß, während der Jahre Wechsel ihn in Mailath's Herzen getilgt. Wehmüthig dachte dieser darüber nach und schickte sich zu dem abendlichen

Gänge an, versah sich indeß vorsichtshalber mit einigen wohlgeschärften Waffen. Er kannte Josephs Hinterlist aus früherer Zeit, und sie sollte ihn zum wenigsten nicht unvorbereitet finden.

Er hatte nicht geirrt. Denn eben war er die letzte Treppe hinaufgekommen und wollte in die Halle vor des Königs Zimmer einbiegen, als ihm Joseph Bitiadi aus einem dunklen Nebengange gerüstet, aber mit offenem Bisir entgegen trat und ihm mit gezogenem Schwert den Weg hemmte.

„Was ist das?“ rief Jagello, „was stellt denn einen Magnaten Ungarns dem anderen feindlich gegenüber an diesem Tage, der dem gemeinschaftlichen Könige einen glorreichen Sieg gesichert? Wie kann Fehde sein zwischen uns, die wir uns rüsten, dem angestammten Herrscher eine Krone zu gewinnen, die wir hingehen zu siegen oder zu sterben unter seinen Fahnen?“

„Ihr springt von der Sache ab,“ rief Bitiadi mit höhniischem Lachen, „und denkt mich mit schönen Worten zu bestechen. Aber Ihr irrt. Nicht vom Allgemeinen ist die Rede, sondern vom Persönlichen. Jagello Mailath steht Joseph Bitiadi gegenüber, und der Mann fordert Genugthuung für den dem Jüngling zugefügten Schimpf. Gedenket des Tourniers zu Pest!“

„Nun wohl,“ rief Jagello, und seine leicht gereizte Heftigkeit loderte in hellen Flammen. Er sah dem Nebenbuhler in's kalte, stechende Auge, und diese Natur, die nur Gift hatte und Eis, reizte ihn zum Wahnsinn auf. „Nun wohl denn,“ fuhr er mit bebender Stimme fort, „wenn Ihr denn nicht Frieden haben wollt, so habet den Krieg, mein ist nicht die Schuld.“

Nach diesen Worten begannen die entblößten Schwerter im trüben Lampenschein zu funkeln. Wüthend fochten die Magnaten, und nur gleiche Geschicklichkeit ließ den Sieg noch immer unentschieden.

Da trat der König, der sich zufällig näher befunden, als sie's geglaubt, durch das Waffengeklirr aufmerksam gemacht, auf den Gang hinaus und stellte sich zwischen sie. Dieser Anblick enwaffnete die Kämpfenden, und Jagello legte sein Schwert zu des Königs Füßen nieder.

Joseph hingegen steckte das seinige trotzig in die Scheide, warf das Visir flirrend zu und entfernte sich in heftigerer Bewegung, als man an ihm je zu bemerken gewohnt war.

„Laßt derlei Thorheiten in Zukunft bleiben,“ sprach der König, indem er sich, in seinem Gemache angelangt, auf die Chaiselongue niederwarf und Jagello einen Platz anwies. „Es gibt für uns der ernsten Kämpfe genug; spart Eure Kräfte für sie. Es gefällt mir nicht, daß die kindischen Fehden zwischen Euch und dem Magnaten Witkiacki noch immer fortdauern.“

„Ich wollte Versöhnung, Hoheit.“

„Die Worte thun es nicht.“

„Mein Herz wäre auch dabei gewesen; es barg keinen Groll mehr.“

„So hätten sich diese guten Gesinnungen auch vor ein paar Minuten bewähren müssen.“

„Mein Gegner reizte mich.“

„Ihr hättet nicht ausflodern sollen.“

„Duldung würde meine Ritterehre verletzt haben.“ —

„Tod und Teufel, laßt die hochklingenden Worte aus dem Spiel und sucht Eure höchste Ehre in der Gunst Eures

Monarchen. Dieser Zweikampf vor seinen Gemächern war unanständig, und es würde Euch mehr Ruhm gebracht haben, hättet Ihr ihn vermieden. Geht einander aus dem Wege, wenn Ihr Euch nicht leiden könnt, nur verschont mich und meinen Hof mit thätlichen Versechtungen Eurer Ritterschre; wir lieben sie nicht.“

Der Magnat fand viel Wahres in des Königs Worten und schwieg daher.

„Ihr wolltet mir einen Wunsch vortragen,“ fuhr Ludwig nach kurzem Schweigen mit milderen Blicken fort.

Wie verwandelte sich Jagello's Innere bei diesen Worten, wie wich der eben noch so lebhaft empfundene Ehrgeiz den Forderungen des Herzens.

„Ich liebe, Hoheit,“ sprach er fast schüchtern, „eine Jungfrau niederer Geburt, aber hohen Sinnes und wünsche sie zu meiner Gemahlin zu erheben. Eure königliche Einwilligung wollte ich erbitten.“

„Liebe, und nichts als Liebe!“ rief Ludwig finster in sich hinein. „Daß doch dieß Gaukelspiel so viel brave Herzen betört!“

„Ihr Vater war der wärmste Anhänger des Prinzen Andreas,“ fuhr Mailath fort. „Er gab seinem Leichnam Obdach, als er, aller Unbill preisgegeben, unter freiem Himmel ruhte, und seine Tochter durchwachte bei ihm die erste Nacht.“

Jagello hatte seinen Zweck erreicht. Die Erinnerung an seinen Bruder erweichte das Herz des Königs.

„Ihr sollt das Mädchen haben,“ rief er, dem Magnaten die Hand reichend. „Ihr seid ein guter Mensch, und dem Königshause treu ergeben. Drum sollt Ihr auch nicht ge-

ringer behandelt sein, als Euer Nebenbuhler. Auch er hat mein königliches Wort in einer Liebesangelegenheit, und ich habe ihm ein Pfand desselben gegeben. Da nehmt," fuhr der König fort, ein auf Glas gemaltes Contrefei der heiligen Jungfrau hervorziehend, „ich löse es ein, wenn Ihr die Dame Eures Herzens zum Altar führt."

Ein furchtbares Gefrache ertönte bei des Königs letzten Worten.

„Wunderbar," rief er, um sich herschauend, „ich darf wohl kein Versprechen mehr geben, wie es scheint. Dies werde ich doch wohl halten können, und will's halten, beim Barte des heiligen Petrus! Wäre es auch nur diesen spuckhaften Mahnungen zum Troß."

Jagello verstand den König nicht, aber seine Erscheinung war ihm schauerlich. Die Gerüchte über den wunderbaren Tod des päpstlichen Legaten kamen ihm plötzlich in den Sinn, und es wollte ihn bedünken, als hätten Ludwigs Augen wirklich einen Basiliskenblick. Und aus seiner Hand sollte ihm sein Glück kommen? Es wollte ihm nicht erfreulich scheinen, und er beurlaubte sich tief herabgestimmt.

* * *

Es war um das Weihnachtsfest des Jahres 1348, als die noch immer gefangene Andronica Tritte vor ihrem Gefängniß erschallen hörte. Der Vater war schon seit einigen Stunden zur Ruhe gegangen, sie aber nützte die kurze Zeit völliger Einsamkeit, ihren Schmerz auszuweinen, den sie Paola Manfredi verheimlichte.

Es war heute Abend der leichte Schritt des Dichters Francesco Petrarca, den sie draußen hörte. Er kam von

Zeit zu Zeit als Abgesandter des Herzogs von Durazzo zu ihr und mochte auch heute eine Botschaft haben. Darum öffnete sie hochklopfenden Herzens ihre Kerkerthür, die von innen verriegelt war, und sah dem Eintretenden forschend in's Auge.

„Ich muß von Euch Abschied nehmen, edle Jungfrau,“ sprach Petrarca mit jener melodischen Stimme, die ihm eigen war. Zu lange schon weilte ich in Neapel. Die Königin zog mich an ihren Hof, der Mode des Zeitalters zu huldigen und sich von mir Sonetten dichten zu lassen. Da mich aber ihre Schönheit nicht in dem Grade begeistern konnte, daß ich zu ihrem Preise meine Leyer gestimmt, zerrann auch Johannes's Begeisterung für mich und ward zu Haß und Verfolgung. Mein Herr, Johannes Visconti, Erzbischof von Mailand hat mich überdies zurückrufen lassen. Er will mich als Gesandter an die Venezianer schicken, um mit ihnen und der Republik Genua Frieden zu vermitteln, und meine süßen Tändeleien müssen demnach ernstern Beschäftigungen weichen. An Neapels politischem Himmel ziehen drohende Wolken herauf. Die Königin hat sich selbst mit ihrem Gemahl und den Prinzen des Hauses an die Spitze der Truppen gestellt und ist nach Capua gegangen, um dem Könige von Ungarn den Uebergang über den Volturno zu wehren. Die Sache ward eilig beschlossen und dem Herzoge blieb keine Zeit, sie Euch selbst mitzutheilen. Durch mich sendet er Grüße und Wünsche nebst Versicherung ewiger Treue.“

„Dieser Brief,“ fügte Petrarca hinzu, „enthält einige Verfügungen für den Fall seines möglichen Todes. Er meinte, Ihr würdet es, trotz der mancherlei Hindernisse, die sich Euch entgegenstellen möchten, doch möglich machen, seinen Wünschen nachzukomen.“

Der Dichter legte tiefbewegt ein zusammengefaltetes Blatt Baumwollen-Papier in Andronica's zitternde Hand, das wie ein Herz geformt war und auf dem das prächtige Durazzo'sche Wappen prangte.

„Gott sei Eurer armen Liebe gnädig,“ fügte Petrarca hinzu. „Sie wuchs wie eine seltene Blume unter umnachtetem Himmel auf, und keine Sonne des Glückes hat ihr gelächelt.“

Andronica war tief ergriffen von den wenigen Worten, die so viel sagten.

„Ich wende den Blick nach oben,“ entgegnete sie gesammelt, „dort ist ja die Heimat der schönsten Gefühle.“

Die Kasse Petrarca's stampften draußen ungeduldig den Boden, als ob sie ihres Herren Eile ahnten. Er folgte ihrem Mahnen und beurlaubte sich.

* * *

Ludwig von Ungarn ging nicht über den Volturno, sondern nahm seinen Weg nach Benevent, wo er den elften Januar eintraf. Er zog hier ein beträchtliches Kriegsheer zusammen, und schien in stolzer Ruhe zu erwarten, was Neapel beginnen werde. Es that, was er hoffte und kam ihm, dem Mächtigeren demüthig entgegen. Alle Großen des Landes beeilten sich, ihm ihre Aufwartung zu machen.

Die Truppen in Capua wollten von keiner Schlacht wissen, und die Erinnerung an Aquila schien noch zu lebhaft in ihnen zu sein, um sie auf Sieg hoffen zu lassen. Die Spaltungen der Hohen wirkten überdies schädlich auf sie ein, die Prinzen Robert und Philipp von Tarent hielten es im Geheimen mit der ungarischen Partei; der Gemahl der Königin war ein schwankendes Rohr, das jedes Lüftchen beugte; sie

selbst begünstigte oder verwarf, wie Laune und Leidenschaft es ihr eingaben, und ihre Rathgeber wurden demnach nicht weise gewählt, und so stand der Herzog von Durazzo eigentlich allein auf neapolitanischer Seite. Seine Stimme war zu schwach in diesen Stürmen und verhallte ungehört.

Die königlichen Prinzen verließen Capua, um sich nach Neapel zu begeben. Doch der Herzog war nicht unter ihnen. Er wollte allein reisen und seinen Weg über Aversa nehmen, um die Geliebte vielleicht zum letzten Male zu sehen.

„So lebt denn wohl, königliche Frau,“ sprach er zu Johannem, mit der er am Ufer des Meeres stand, das vom Mondlicht magisch beleuchtet ward.

Vor ihnen schwankte die Galeere mit neapolitanischer Flagge, die die Königin sammt den in der Eile zusammengebrachten Schätzen nach der Provence führen sollten.

„Nicht müßte ich Euch Vorwürfe machen in diesem bewegten Augenblick, der Euch auf dem Punkte sieht, als Flüchtlinge Euer Reich zu verlassen. Doch, ich möchte bitten, dies trübe Ereigniß nur auf die Spaltungen zu schieben, die Euern Hof seit langer Zeit zerrissen, und diesem Unheil in der Folge abzuhelpen. Ich bin nicht immer Euer Freund gewesen; jezt aber bin ich's und der Herr wende sein Antlitz von mir ab in der Stunde des Todes, wenn ich nicht Euer und Neapels Glück beabsichtige. Der Himmel gab Euch treffliche Anlagen; o bildet sie aus; erweckt einen reinen Willen in Eurer Brust, laßt nicht Leidenschaft die Oberhand behalten in öffentlichen Angelegenheiten; regiert in Zukunft Euer schönes Erbe mit größerer Weisheit.“

Der Herzog hatte tief bewegt gesprochen, und seine Worte trafen die Königin mit wunderbarer Gewalt.

Seine Gestalt stand so gebietend vor ihr; sein schönes Auge leuchtete so kühn und edel zugleich, und sie bereute es in diesem Augenblicke, nicht ihn zum Gemahl zu haben. Von dieser Empfindung beseelt, rief sie inniger, als es sonst wohl geschehen wäre:

„O, Durazzo! Ihr würdet Neapels Thron würdiger geschmückt haben, als jener rohe Andreas von Ungarn, als jener schwache Ludwig von Tarent, der eher die Spindel handhaben könnte, als das Scepter. Gebt mir Euren Segen mit,“ fuhr sie weicher fort, „wie gerne stehe ich unter Eurem Schutze. Fürchtet indeß nicht für die Zukunft,“ fügte sie stolz hinzu, da der Herzog ihren zärtlichen Blicken nichts entgegenstellte, als schroffe Kälte: „ich gehe in mein zweites Reich, und die Provence wird sich für seine Königin waffnen. In jenem Lande, wo der edle Rittergeist sich zuerst entfaltete, wo Minnesang und Schwerterklang sich so schön verschwistereten, wo Lorbeer und Rosen vereint erblühen, wird man den Thron der Frau zu beschützen verstehen.“

„O laßt doch Eure weiblichen Schwächen aus dem Spiele, wo es so Ernstes gilt,“ rief der Herzog dringend. „Gedenkt der Vergangenheit und seid demüthig. Gedenkt jener Mitternachtsstunde in Aversa, die Euch im Nachtleide am Fenster sah, mit irrem Blick hinabstarrend auf Prinz Andreas Leiche. Damals thatet Ihr mir das Gelübde: diesen Blutstreck Eures Namens auszulöschen durch edles Handeln. Johanne von Neapel, tiefgefallene Enkelin König Roberts! Ich mahne Dich an Deinen Schwur in dieser feierlichen Stunde.“

„Aber was wollt Ihr denn von mir?“ rief die Königin, unangenehm berührt von Durazzo's Worten, „redet Ihr doch wie ein Beichtvater, scheint es doch, als solltet Ihr Rechen-

schaft geben von meinen Sünden am Tage des Weltgerichts. In der That," fuhr sie lachend fort, „auch Eure Mienen haben den geistlichen Ernst angenommen, und es fehlt nur das Ordenskleid, um den Priester vollständig zu machen.“ —

„Noch schmachten Paolo Mansfredi und seine Tochter in Kerkermauern“, fuhr der Herzog fort, „löst ihre Fesseln durch ein Wort des Mundes. — Es sei Eure letzte Handlung auf Neapels Boden. Sie begleite Euch wie ein freundlicher Engel über's Meer und ebene den Eintritt in die Provence.“ —

„Alberner Schwärmer,“ rief die Königin; „bittet Ludwig von Ungarn um diese Gnade; er hat Neapels Scepter in den Händen. Ich gebe Euch die Erlaubniß, mit der Dame Eures Herzens zu tändeln nach Gefallen. Sperrt Euch meinerwegen mit ihr ein, oder schwärmt mit ihr sonst in rührend-romantischer Liebe.“

Der Herzog stieß sein Schwert wüthend in die Erde, und rief mit mächtiger Stimme:

„Was ich will, weiß ich wohl. Gut stände es um Neapels Königin, lägen die Triebfedern Eures Handelns so klar und durch die bessere Einsicht bedingt, in Eurer Brust. Seid versichert, daß ich, wenn auch tief verletzt, doch Neapels Bestes stets im Auge behalten, und dafür handeln werde nach meinen Kräften.“ —

„Lebt wohl,“ klang der Königin Stimme, wie ein leises Echo wieder. Sie reichte dem Herzog die Hand, in der er ein leises Zittern zu fühlen glaubte, und schlüpfte dann schnell in die Barke, die unter dem eintönigen Gesange der Gondoliere vom Ufer stieß.

In welchem tiefen Nachsinnen Karl von Durazzo den Weg nach Aversa verfolgte, wird der geneigte Leser begreifen.

Sein Vaterland stand auf dem Punkte, in die Gewalt eines fremden Herrschers zu fallen, und wenn auch Ludwig für Ungarn ein guter König, so ließ sich nicht erwarten, daß er es auch für Neapel sein werde. Die Völker waren in ihren Grundeigenthümlichkeiten zu verschieden, um auf gleiche Weise regiert werden zu können, und des Königs starrer Eigensinn, der von den gebräuchlichen Formen nicht gerne abwich, ließ dies nur zu sehr befürchten. Durazzo war überdies von glühender Vaterlandsliebe beseelt. Neapel war ihm eine heißgeliebte Braut, die er hätte schmücken mögen mit seinen besten Schätzen. Er hatte im Wahn, das Glück derselben zu begründen, gesündigt; er hatte in stolzem Höffen, dereinst ihr Herr zu werden, das Bewußtsein der Schuld auf seine Seele geladen. Und jetzt?

Wie hatte sich die Zeit gewandelt. Er, einst der nächste am Thron, stand jetzt einsam und verlassen auf dem Boden seiner Ahnherren, welchen fremde Raubhorden zu verwüsten drohten. Sollte er, der Enkel König Roberts, sich beugen als Vasall vor dem übermüthigen Ungarn? Edler Stolz verwarf diese unwürdige Knechtschaft. Sollte er unter die wenigen Getreuen, die ihm geblieben, das Aufgebot der Empörung ergehen lassen und sich mit ihnen opfern? Klugheit widerrieth dies zwecklose Auflehnen, und ihm blieb nichts übrig als Parteilosigkeit. Er ersuchte vom Himmel Ruhe für diese, seiner heftigen Natur ungewohnte Rolle, und trat mit müde gekämpftem Geist zu Andronica ein. Er fand sie lebhaft aufgereggt. Der Vater war erkrankt und nach des Arztes Ausspruch gefährlich. Man hatte nebenher die schrecklichsten Gerüchte über des Ungarnkönigs Einzug in ihre Einsamkeit getragen. „Er bezeichne“, so hieß es, „seinen Weg mit Hand-

lungen der Grausamkeit und habe beschlossen, alle königlichen Prinzen seiner Wuth zu opfern. O geht nicht zu ihm, Herr," schloß Andronica ihre Erzählung, „spart Euer edles Haupt für höhere Zwecke, als das Sühnopfer seiner wilden Rache zu sein."

„Du träumst zu schwer, Mädchen," rief der Herzog.

„Wie dürfte es König Ludwig wagen, mich, den durch Papst Clemens Freigesprochenen, hinzupfern, gleich dem gemeinen Mörder? Was mein ist an dieser That," fuhr er düsteren Blickes fort, „liegt schwerer auf meiner Seele, als Menschen ahnen. Aber die Lippen haben es dem Diener des Herrn ausgesprochen im Beichtstuhl und mir ist Absolution geworden. Der König von Ungarn ist mein Richter nicht. Der wohnt über den Sternen und wird mein Urtheil fällen. Nicht werde ich mich demüthigen vor Neapels jetzigem Herrscher, aber ebensowenig ihm feige ausweichen. Beides würde mich entehren. Aber wie es auch komme," hob der Herzog nach kurzem Schweigen wieder an, „Du erfüllst meinen Wunsch, Du lösest das Gelübde, das ich am Sarge des Prinzen Andreas abgelegt."

Ein heißer Thränenstrom war Andronica's einzige Antwort.

Die Gefühle stütheten zu heftig auf und ab in ihrer Brust, als daß sie hätte Worte finden können.

„Weine nicht, Du Ewiggeliebte," fuhr Durazzo fort und schlang seinen Arm um die Lebende. „Auch Du wirst Ruhe finden an jener heiligen Stätte, zu der ich Dich hinweise, und alle Klage wird sich dort in Frieden auflösen."

Es waren einige Tage nach dieser Unterredung verfloßen.

Andronica saß an der Leiche ihres Vaters und bewachte seinen Todtenschlaf mit trüben Blicken. Mariana, des Kerkermeisters Tochter, theilte freundlich Schmerz und Sorge, und hatte vereint mit ihr den Leichnam geschmückt. Ein schneeweißes Sterbekleid waltete um die welken Glieder, das ehrwürdige Haupt mit dem reichen Silberhaar bot ein Bild der Ruhe nach langen Stürmen, und die gefalteten Hände hielten ein schwarzes Gebetbüchlein, auf dem ein Cypressenzweig lag.

Signor Barbo, der Kerkermeister, trat eilig zu dem Mädchen ein und meldete den Magnaten Jagello Mailath. Wie überraschend dieses Ereigniß Andronica treffen mußte, begreift sich. Sie hatte ihn während ihrer Gefangenschaft gar nicht gesehen, und wenn auch der warme Antheil an seinem Herrn ihn ihr werth gemacht, so war er doch jetzt Neapels Feind.

Was er ihr bringen würde, ahnte sie, und fand es bewegend, daß der Hochgestellte sich zu der Gefangenen herabließ.

„Zum zweiten Male begegnen wir uns an einem Todtengerüste, Andronica!“ rief Jagello, und sein Blick weilte innig auf der bleichen, abgehärmten Gestalt im Trauerkleide. „Das erste Mal war es Euch der Eingang zu langen Leiden; heute werde ich Euch von demselben in ein neues, schöneres Leben zurückführen. Ich habe beim König von Ungarn Eure Freiheit bewirkt; er läßt Euch auf's Schloß einladen, das frohe Mittagsmahl mitbegehen zu helfen, das dort angestellt.“

„Was soll meine Trauergestalt in dem Kreise der Freunde?“ rief Andronica.

„Laßt mich im Kerker bei des Vaters Leiche. Ist diese zur Erde bestattet, werde ich des Königs Geschenk benutzen und in die Welt zurückkehren.“

„Reizt nicht des Herrschers Zorn, Jungfrau!“ flüsterte Signor Barbo, während der Magnat sich gerührt zu Paolo's Leiche hinabbeugte.

„Geht und bittet für Euer Vaterland, es könnte vielleicht frommen und wäre nicht das erste Mal, daß das Lamm den Tiger zähmt. Ich Sorge für den Vater; verlaßt Euch darauf.“

Ein Blitzstrahl schien Andronica's Auge zu erleuchten.

„Ich gehe,“ rief sie entschlossen, „Euer Rath kann Gottes Stimme sein.“

Welch einen Wechsel erfuhr Andronica. Aus dem dumpfen Kerker trat sie in's Sonnenlicht; aus dem Sonnenlicht in Aversa's prächtig geschmückten Festsaal, wo auf reichbehangenem Throne eine gebietende Gestalt in königlichem Schmuck sich ihr als Ludwig von Ungarn darstellte. Um ihn her standen die Prinzen Neapels, unter ihnen auch Karl von Durazzo.

Ihnen reichten sich die Großen Ungarns und Neapels an, im reichsten Festzuge, und auf der Versammlung ruhte ein feierliches Schweigen, wie es wohl großen Ereignissen voranzugehen pflegt. Auch war es ein schreckeres Unwetter, das die Rachsucht vorbereitete, und daß der Knoten von Andronica's Schicksal so grausig zerrissen ward in diesen Stürmen, mischt dem zu malenden Bilde noch dunklere Schatten hinzu.

Wunderbar bist du, o Schicksal, in deinem geheimnißvollen Walten! so möchten wir ausrufen, indem wir in der Heldin unserer Blätter das Urbild jenes Conterfei erscheinen sehen, die die Seele Joseph Vitiacci's zu warmem Liebesleben beseelt. Ein junger Maler hatte sie einst, von ihrer Schönheit ergriffen, in der Messe gemalt, und späterhin mit mehreren Bildwerken jenem Harfenspieler verkauft, der an König Lud-

wigs Hof kam und, wie es in jener Zeit Brauch und Sitte war, Handel mit derlei Malereien trieb.

„Andronica Manfredi,“ rief der König mit lauter Stimme, die von dem zahlreichen Männerkreise Verschüchterte, näher zu sich heranwinkend, — „Ihr habt eine trübe Zeit vertrauert im Kerker, und zwar Eurer Treue wegen gegen meinen Bruder, den Prinzen Andreas von Ungarn. Ich weiß solche Treue zu belohnen. Der Magnat Jagello Mailath liebt Euch und erbat meine königliche Erlaubniß, Euch zum Altare zu führen. Euer Werth löscht den Flecken niederer Geburt, und ich werbe für den Edlen um Eure Hand.“ —

„Mein ist diese Hand“, rief Joseph Vitiacki, alle gewohnte Fassung vergessend, und ein silbernes Kreuzifix nebst einem Miniaturgemälde hervorziehend, welch ersteres er fast drohend dem König entgegenhielt.

„Kennt Ihr das Pfand Eures königlichen Wortes, Hoheit? Einlösen wollt Ihr's wenn ich das Original dieses zum Altar führte.“ —

Wie hätte der heftige Jagello ruhig bleiben können bei so entsetzlicher Ueberraschung? Das Bild Andronica's in Joseph's Händen? Die Geliebte ihm verlobt durch des Königs Zusage? Er sah sich betrogen durch ein teuflisches Lügenpiel, sah sich wie am ungarischen Hofe, ein Opfer der Hinterlist seines Nebenbuhlers und des Kronprinzen.

„Auch ich besitze ein solches Pfand“, rief er, das auf Glas gemalte Bild der heiligen Jungfrau emporhaltend; „auch mir gelobte König Ludwig von Ungarn es einzulösen, wenn ich Andronica Manfredi zum Altar führen würde. Ich werde meine Ansprüche nicht aufgeben; sie sind in der Wirklichkeit begründet. „Die Eurigen“, fuhr er, dem Magnaten Vitiacki

einen verachtenden Blick zuwerfend, fort, „liegen im Reich der Phantasie. Ob Euer todtes Conterfei sich jemals beleben wird, ist die Frage, denn es bedarf der Beweise, daß meine Braut ihm zum Original gebient.“ —

„Schweigt, Jagello Mailath,“ rief der König mit gebietender Stimme, „und Ihr Joseph Bitiadi verfügt Euch in Eure Gemächer, wo ich Euch vierundzwanzig Stunden Zeit lasse, zu bereuen, daß Ihr die Schranken überschritten, die das Gesetz zwischen König und Unterthanen aufgeführt. Ein wunderbarer Zufall hat hier gewaltet und mich wie ein neidender Robold zu Versprechungen verleitet, die ich nicht erfüllen kann. Das Schicksal warf dies schöne Weib als einen Apfel des Zankes zwischen zwei edle Magnaten meines Reiches und da beide mir gleich nahe stehen, und ich keinen zurücksetzen möchte, so entscheide das Schwert diesen seltsamen Streit. Ich werde ein Turnier ausschreiben lassen. Die beiden Bewerber mögen vor der versammelten Ritterschaft in ehrenwerthem Zweikampfe um die Braut ringen.“ —

„Das werden sie nicht,“ fiel Andronica mit fester Stimme ein. „Keinen würde mein Herz wählen, darum vergönnt, Hoheit, daß auch meine Hand Keinem gehöre.“ —

Eine unwillkürliche Bewegung der Freude unter den neapolitanischen Herren, der ein lautes Beifallrufen folgte, verfinsterte des Königs Mienen immer durchdringlicher.

„Ihr weigert Euch, thörichtes Weib?“ rief er mit donnern-der Stimme, „Ihr verwerft eine Gnade, um die Ungarns erste Töchter gebuhlt hätten? Ich lese in den Mienen meiner Umgebung“, fuhr er, zu den neapolitanischen Großen gewendet fort, „daß der Jungfrau stolze Antwort Neapels Stimme war. Schon längst war es meine Absicht, diesen Tag durch ein

nachdrückliches Schauspiel zu feiern und dem Schatten meines gemordeten Bruders ein Freudenfeuer anzuzünden. Denn seid versichert: nicht todt ist in mir das Vergangene und erwacht lebendiger in diesen Räumen, wo die entsetzliche That geschehen.“ —

Auf ein Zeichen des Königs entfernten sich einige Ungarn, worauf sich der Saal mit Bewaffneten füllte. Ludwig stieg von seinem Thron herab und begehrte das Fenster zu sehen, aus welchem die Leiche des Prinzen Andreas in den Garten hinabgeworfen ward.

Des Königs Haß gegen den Herzog von Durazzo war durch dessen stolzes Betragen bei Aquila und späteres, kühnes Entgegentreten zu einem hohen Grade gestiegen.

Auch mag die Bedeutung Karl's ihm für seine Zwecke gefährlich erschienen sein und dies Alles, vereint mit dem ewig wachen Verdacht, der des Mordes wegen auf ihm ruhte, den König bestimmt haben, gerade diesen unter den königlichen Prinzen zum Opfer auszuersuchen.

Er rief ihn, wie uns die neapolitanischen Geschichtschreiber berichten, zu sich in die Fensterwölbung und beschuldigte ihn der Mordthat.

Der Herzog beantwortete alle Fragen und Vorwürfe mit starrem Schweigen.

Sein Gewissen ließ ihn sich nicht freisprechen und sein Stolz verbot ihm, einzugestehen.

Nur, als Andronica von Jammer und Liebe ergriffen, sich zu des Königs Füßen warf und ihn ansuchte, ihr Leben als Sühneopfer hinzunehmen, brach er das Schweigen und rief gebietend:

„Nicht vor dem Unwürdigen beuge Deine Knie, Du

Höhe! Leben unter seiner Herrschaft ist bitterer, als der schmachlichste Tod; ich empfang' ihn ohne Murren."

Der die letzten Worte begleitende Blick, der auf Andronica geheftet war und in dem seine ganze Seele lag, sagte ihr, daß er in diesem Tode die rächende Göttin verehere.

Des Königs Zorn hatte jetzt seinen höchsten Grad erreicht.

Er winkte einigen Hellebardenträgern, die den Herzog, wie es schon zuvor verabredt war, mit mehreren Stichen zu Boden stießen und seinen Körper zum Mittelfenster des Saales hinabwarfen.

Das Werk der Rache war vollbracht!

Der tapferste Mann Italiens lag, ein Opfer seiner Irthümer, von roher Rache gerichtet, seelenlos auf kalter Erde, und eine Todtenstille hielt die Versammlung gefesselt.

Der König unterbrach sie durch den Befehl, die anderen königlichen Prinzen in die Schloßgewölbe abzuführen und auf Andronica Manfredi blickend befahl er, sie in ihren Kerker zurückzubringen.

"Nicht also," rief sie mit fester, fast gebietender Stimme, "Ihr habt den Geliebten ermordet, der Vater ist als Opfer der Treue für Euer Haus gefallen. Ich habe Rechte an Eurer Dankbarkeit und Ihr werdet mir nicht wehren, ein Gelübde zu lösen, das der Herzog mir abforderte in Ahnung seines nahen Todes."

"Er Dein Geliebter?" rief Jagello mit funkelnden Blicken. "Darum sei Dein Kerker noch tiefer und Deine Nacht undurchdringlicher."

"Sie ist mein," fuhr er, gegen den König gewendet, fort, "und Ew. Hoheit erlauben mir, ihr meinen gerechten

Haß zu zeigen, wie ihr unter anderen Umständen meine heiße Liebe geworden wäre.“

„Habt Ihr Euren Willen,“ rief der König unmutig. „Peinigt und martert sie meinerwegen nach Gefallen, nur laßt mich nun nichts mehr von dieser verdrießlichen Sache hören.“ —

„Führt sie in's Burgverließ des nördlichen Thurmes,“ befahl Jagello der ungarischen Leibwache. Schon wollte Andronica sich auf's Neue an den König wenden und ihn an ihr Gelübde und die Wichtigkeit desselben mahnen, als Jagello einen unbeobachteten Augenblick ergriff und ihr leise zuflüsterte:

„Geht und rechnet auf mich.“

Der Blick, welcher diese Worte begleitete, war mild und mitleidsvoll. Sie erkannte in Mailath ihren guten Engel und betrat gefaßt ihren grausenvollen Kerker.

Schon war Mitternacht mit dumpfen Schlägen verhallt, als leise Tritte sich näherten und sie draußen an der Eisenthür rasseln hörte.

Der Schein einer Blendlaterne machte die eintretende Gestalt Jagello's kenntlich.

Er näherte sich ihr leise, setzte die Laterne auf eine rohe Steinbank, daß ihre Strahlen die auf dem feuchten Strohlager ruhende Andronica beleuchteten und rief, ihre Hände mit Heftigkeit fassend:

„Glaubt Ihr wirklich, daß ich Euer Feind sei? O Ihr irrt. Nur um Euch zu retten, ergriff ich die meinem Herzen fremde Rolle. Nicht ein flackerndes Flammenspiel ist meine Liebe, das der erste kalte Hauch löscht. Sie ist ewig, wie jenes Aimpellicht, vor den Gestalten der Heiligen und wird meine Brust verklären, so lange sie athmet. Euer Geliebter

durfte ich nicht sein. Ich bleibe Euer Freund und diesen werdet Ihr nicht verschmähen.“

„Wie sollte ich, wie könnte ich?“ rief Andronica. „Ihr seid der edelste der Menschen, und mein Herz ist der Bewunderung voll.“

„Laßt das jetzt,“ bat Jagello. „Nicht kam ich hierher, mein Lob zu hören, sondern Eure Befehle zu empfangen. Ihr seid durchaus in meiner Gewalt. Die Wachen sind in meinem Solde; ich bin Euer Kerkermeister,“ fügte er mit trübem Lächeln hinzu, „und Ihr könnt gehen wann, und wohin Ihr wollt.“

Ein heißer Strom von Thränen brach aus den Augen Andronica's.

„Mein Fuß hat nur eine Richtung,“ erwiderte sie nach einer Pause, „ein ewig theurer, vom Tode verriegelter Mund bestimmt sie. Aber ich möchte Euch zuvor einige Bitten vortragen.“

„Sprecht sie vertrauend aus,“ bat Jagello, „ich werde die Sorge eines Bruders haben.“

„Wo ist die Leiche des Herzogs von Durazzo?“ fragte Andronica, von Schauer durchrieselt.

„Im Dominikanerkloster,“ war die Antwort. „Fra Bernardo holte sie, als es zu dunkeln anfieng. Die Anhänger des Herzogs wurden sogleich nach seiner Ermordung gefangen genommen, sonst wäre sie wohl kaum so lange unter freiem Himmel geblieben.“

„So eilt in die Dominikanerabtei,“ bat Andronica, nach Lust ringend, „ersucht dort Fra Bernardo, einen der Wundarzneiwissenschaft kundigen Priester, daß er den Leichnam öffne, das Herz einbalsamire und mir es überliefere. Erlaubt mir

ferner, daß ich in der morgenden Nacht der Hülle meines Vaters zum Grabe folge und verschafft mir Pilgerkleidung."

"Ihr wollt fortwandern aus Italien?" fragte Sagello, in plötzlicher Ahnung erbebend, „o Andronica, wer wird Euch schützen in den Stürmen der Nacht?"

"Wie mögt Ihr so fragen, wenn Ihr Gottes gläubiges Kind seid?" entgegnete Andronica mit wehmüthigem Lächeln, „Wißt Ihr's denn nicht, daß der Herr mit seiner Hülfe am bereitesten, wenn die Noth am größten ist? Mich reißt eine ernste Pflicht in's Leben hinaus. Dieses Bewußtsein wird meinen strauchelnden Fuß kräftigen."

Sagello schwieg.

Andronica trug Rath und Trost reiner im Herzen, als Menschen sie ihr geben konnten.

Joseph Vitiacci benutzte die kurze Zeit seiner Gefangenschaft zu Plänen der Rache gegen seinen, jetzt zweifach gefaßten Nebenbuhler. Sein erster Gang aber war, als er frei geworden, in die Schlosskapelle, wo, wie ihm sein Diener gesagt, die Gefangene bei dem Fra Bernardo die Beichte ablegte, sein zweiter zum König. Wie ihn dieser empfing, ist nicht bekannt geworden, doch muß es gnädig gewesen sein, da jener eine beträchtliche Zeit im Geheimzimmer verweilt, und mit triumphirendem Gesicht daraus zurückkehrte. Er nahm seinen Weg zu Sagello's Gemächern, dem er herrisch den Befehl ertheilte, seine Gefangene augenblicklich zum König zu führen.

Mailath kannte des Feindes Blicke; sie sahen ihn mit demselben Ausdrucke an, mit dem der Knabe Joseph dem Knaben Sagello begegnete, wenn er ihm einen recht schmerzhaften Streich bereitet hatte. An Widerspruch war in diesem

Augenblicke nicht zu denken' das wußte Mailath und begab sich in den nördlichen Thurm, seiner Schutzbefohlenen die neue Mähr zu verkündigen.

Sie hörte sie mit festem Muth, fühlte ihr Inneres von wunderbarer Kraft durchdrungen, und ihr frommer Sinn sah darin Gottes unmittelbares Wirken.

„Ihr wollt in's gelobte Land wallfahrten?“ fragte sie der König mit finsternen Blicken. Ueberrascht, dies nur im Beichtstuhl ihrem Seelsorger anvertraute Geheimniß verrathen zu sehen, konnte Andronica einem leichten Zittern der Glieder nicht gebieten. Dies bemerkend und übersehen wollend, fuhr Ludwig schnell fort: „Ihr habt ohne meine Erlaubniß über den Leichnam des Herzogs von Durazzo verfügt und seid mir von Euren Plänen Rechenschaft schuldig.“ —

Des Königs graue Augen leuchteten Andronica fast schauerlich, wie Tigerblicke an, und sie hatte alle Fassung von Nöthen, ihm klar entgegen zu schauen.

„Tragen soll ich das edle Herz, das Ihr stille stehen machtet, zum Grabe des Welterlösers,“ entgegnete sie endlich gefaßt, „und ihm eine Ruhesätte bereiten auf dem Hügel Golgatha. So hat er mir's geboten, und so hoffe ich's zu vollführen mit Hülfe Gottes und seiner heiligen Heerschaaren.“

„Und mit Hülfe König Ludwigs von Ungarn,“ rief der Monarch mit rohem Lachen. „Ihr seid zur Stunde in seiner Gewalt, und müßt hübsch warten, bis seine Kerkermeister Euch das Gefängniß öffnen, wenn Ihr nicht durch verriegelte Thüren, vergitterte Fenster oder Mauern zu gehen gedenkt.“ —

Ihr habt mein Schicksal in die Gewalt des Magnaten Mailath gelegt,“ entgegnete Andronica, „und werdet Euer Wort nicht brechen wollen.“

Ein wüthender Blick des Königs durchbohrte Andronica.

„Ihr habt's errathen,“ rief er mit donnernder Stimme. „Weil ich weder Worte noch Gelübde brechen will, und darum auch einen der Edlen, die um Eure Hand warben, meinen Schwur zu halten gedenke, so kündige ich Euch an, daß ich nur unter gewissen Bedingungen, die auf diese Angelegenheit Bezug haben, in die Reise nach Jerusalem willige. Geht Ihr sie nicht ein, so bleibt Ihr hier, und mögt Euch und Durazzo's Herz in ewige Kerker Nacht begraben.“

Eine Todtenblässe überzog Andronica's Gesicht; der König beobachtete dieses Zeichen des Erschreckens mit einem Blicke, der aus Spott, Erwartung und Schadenfreude gemischt war. —

„Ich habe keine Wahl“, erwiderte sie endlich mit matter Stimme; „an der Lösung meines Gelübdes könnte nur der Tod mich hindern, und ich erwarte daher Eure Bedingungen.“

Diese Gewährung schien den König milder zu stimmen; seine Mienen nahmen einen sanfteren Ausdruck an, und sein Blick richtete sich mit wehmüthigem Lächeln auf Andronica. Dann zog er die beiden Pfänder, die er den Magnaten gegeben, aus dem Schreibfache eines kolossalen Schreibtisches hervor. Sie hingen an einem eisernen Kettlein, das er Andronica über den Kopf warf.

„So schmücke ich Dich, Pilgerin, denn mit diesen Gemälden der zwei heiligsten Personen, die je im Erdenstaub gewandelt,“ sprach der König, „und gebe sie Dir mit als Amulette auf die Wallfahrt in's gelobte Land. Du wirst Bußfertigen in Menge begegnen, denen es verlangt, ihre Andacht an diesen geweihten Pfändern zu halten. Es sind sinnbildliche Waffen, mit denen deine Bewerber unsichtbar kämpfen, und mögen entscheiden über ihr Glück. Wird das

Kruzifix am häufigsten von frommen Händen an Mund und Herz gedrückt, so wird Joseph Vitiacki Dein Gemahl; widerfährt dem Konterfei der heiligen Jungfrau öfterer diese Huldigung, so trittst Du mit Jagello Mailath zum Altar.“

Andronica sah tief verstimmt zur Erde. Das Gaukelspiel, das der König mit dem Heiligsten trieb, widerte sie an, und sie empfand ein Gefühl von Scham, sich darin verflochten zu sehen. Doch mußte sie schweigen, und sich dem Willen des Königs fügen, der ja am Ende einem Höheren untergeordnet war.

Und welche Hindernisse konnte nicht der höhere Wille zwischen dieses seltsame Zufallsspiel schieben! Mit diesen geheimen Hoffnungen wehrte Andronica den ihr verhassten Gedanken des Ehebundes mit einem Magnaten von sich ab und folgte dem Winke des Königs, der sie entließ. —

Ludwig von Ungarn grausames Verfahren in Aversa brachte ganz Italien in Aufruhr, und wenn sich auch manche Stimmen gegen den Herzog von Durazzo erhoben hatten, so wandelte sein hartes Geschick doch den Tadel in Mitgefühl um. Die königlichen Prinzen hatten kein besseres Schicksal. Sie wurden gefesselt nach Ungarn gebracht, wo sie Jahre lang im Kerker schmachteten. Der König zog nach diesen Gewaltthaten in Neapel ein, ohne indeß, wie uns Johannes de Balzano berichtet, den für ihn zubereiteten Baldachin zu verlangen, sondern in voller Rüstung, den Helm auf dem Haupte. Auch hier sehen wir ihn mit schrankenloser Willkür handeln und in blinder Rücksichtslosigkeit Hinrichtungen anbefehlen, die hohen Neapolitaner ihrer Aemter berauben, Ungarn an deren Stellen setzen und die öffentlichen Institutionen nach eigenem Gutdünken verändern. Die gnädige Auf-

nahme Karl Martells, des Sohnes der Königin Johanne, war ein Sonnenblick in diesem düsteren Gemälde. Er umarmte den Knaben, in dem er des Bruders Züge erkannte, mit Rührung, ernannte ihn zum Herzog von Kalabrien und schickte ihn dann nach Ungarn, wo er erzogen werden sollte. Sehr unangenehm dämpfte es des Königs hochfahrende Träume, daß der Papst ihm die Krone und Belehnung Neapels abschlug und darin beharrte, die Partei der Königin zu nehmen.

„Wenn ihre Schuld an der Ermordung des Gemahls auch je erwiesen werden sollte,“ so schloß das päpstliche Antwortschreiben, „so würde das Königreich Neapel ihrem Sohne gehören, nicht aber dem König von Ungarn.“

Ludwig zerriß die Bulle und schleuderte die Stücke auf den Fußboden.“

„Die Armida hat auch ihn bestrickt,“ sprach er dann zu seinem Vertrauten, dem Woywoden Stephan von Siebenbürgen. „Clemens ist trotz seines Nimbus für irdische Strahlen empfänglich, und die Circe mag sie ihm reichlich zugespielt haben aus ihren Flammenblicken. Aber mag er,“ fuhr der König mit höhnischem Lächeln um den rothen Zwickelbart fort. „Ich habe ein schönes Königreich fast ohne Schwertstreich erobert, man hat mir die Huldigung geleistet und mich als König einziehen lassen in die Hauptstadt. Mag der Statthalter Christi noch einmal seinen Bannfluch auf mich abschleudern; seine Strahlen erlöschen, ehe er mein Haupt erreicht; Avignon und Neapel liegen weit auseinander.“

„Da könntet Ihr Euch doch verrechnen, Hoheit!“ bemerkte der Woywode von Siebenbürgen, eine mächtige Männergestalt von bedeutendem Ansehen. „Wir leben nicht in Ungarn, wo das Faustrecht noch immer die feineren Waffen der Clerisei

befiegt. Der Neapolitaner ist ein Mann der Kirche und wird keinen König dulden, auf dem der Papstebann ruht. Seid überhaupt auf Eurer Hut, Hoheit!" fuhr Stephan mit Nachdruck fort. „Wohl ist Neapel für den Augenblick Euer, aber sein Volk ist ebenso schnell abgekühlt, als leicht erhitzt, und Johanne ist seine angestammte Herrscherin. Haltet dieses fest, und sucht Euern Thron auf Volksgunst zu gründen. Glaubt mir, diese Stütze ist sicherer, als Ihr vielleicht wähnt.“

Klug hätte Ludwig gethan, diesem Rathe ein geneigtes Ohr zu leihen.

Aber dieser Eigenwille bewährte sich auch hier. Er fuhr fort, wie er angefangen, und kehrte gehast nach Ungarn zurück, nachdem er Conrad Luzzi, einen seiner vertrautesten Minister, zum Statthalter Neapels ernannt und alle Staatsämter mit Magnaten besetzt hatte.

* * *

Sehr irrig war Johannens Meinung gewesen, daß sich die Provence gleich zu ihren Gunsten bewaffnen würde. Es war ihr das Gerücht vorausgegangen, sie habe die Absicht, diese Provinz an Frankreich zu verkaufen, um Geld zu Kriegsrüstungen für die Wiedereroberung Neapels zu gewinnen. Dies bewog die Stände zu dem Gewaltschritte, sie bei ihrer Ausschiffung gefangen zu nehmen und auf das Schloß Armagnac bringen zu lassen. Sehr demüthigend war dieser so unerwartete Empfang und hätte ohne Zweifel die Laune der Königin von Grund aus verdorben wenn nicht der Herr des Schlosses, der zugleich zu ihrem Perkeimeister ernannt war, ein schöner, junger Mann gewesen wäre, der in ihr die

Königin ehrte und der anmuthigen Frau huldigte. Sie fand jetzt ihr Loos nicht beklagenswerth.

Die romantische Einsamkeit Armagnacs, die hohen, schattigen Wälder, die rauschenden Bergströme und Wiesenthäler schufen eine gar liebliche Melodie zu dem zärtlichen Liede ihres Herzens, und sie fand es unter diesen Umständen, wenn auch nur der Neuheit wegen, nicht reizlos, Gefangene zu sein.

Wir sehen sie, schwarz und einfach gekleidet, in einem der hohen gothischen Bogenfenster Armagnacs sehnsüchtig hinausblickend in die duftige Ferne, als erwarte sie irgend etwas Liebes.

Das feine Köpfchen ruhte auf der schönen Hand; die schwarze Seide über dem Busen hob sich unter unregelmäßigen Athemzügen. Von Zeit zu Zeit stand sie auf, machte einige Gänge durch's Gemach, oder nahm die Harfe, auf der sie Accorde griff, um sie dann aber unmutig wieder wegzulegen und ihren alten Platz am Fenster wieder einzunehmen.

Sie mochte ungefähr eine Stunde auf diese Weise zugebracht haben, als sich donnernder Schall von Rosseshufen auf der Brücke hören ließ, und ein Ritter zu Pferde sichtbar ward. Er war in leichter, dunkler Rüstung. Auf dem Stahlhelm wogten himmelblaue Federn, und die schönen Augen richteten sich erwartungsvoll zu den Schloßfenstern hinauf.

Als er die Königin gewahrte, senkte er sie nach freudigem Gruße, schwang sich mit leichtem Auslande vom dampfenden Zelter, ließ durch den Leibknappen den Staub von der Rüstung putzen und schritt eilig in's Schloßportal. Johanne verließ jetzt auch ihren Sitz, trat vor den hohen venezianischen Spiegel, strich die schwarzen Locken von der blendend weißen Stirn, daß die schön gezeichneten Brauen über

den dunklen Augen sichtbar wurden, schob den Schleier in die gehörige Ordnung und setzte sich dann auf's rothsammete Ruhebett, den Gast erwartend.

„Vieher Riginald,“ rief sie, ihm die Hand entgegenreichend, „Ihr seid in der That das Gegenspiel des Ritters Persante auf der Schnecke, und ich möchte Euch mit dem Merkur vergleichen. Wenn auch meine Ungeduld keine Schranken kannte und ich schon seit lange am Fenster saß, Euch erwartend, so möchte ich doch fragen: wie konntet Ihr so schnell zurück sein?“

„Wißt Ihr's nicht, Königin?“ fragte Riginald mit Bedeutung. „Das Ziel spornte mich, und mein Renner mußte drum meinen Sporn empfinden. So ging's mit uns beiden immer voraus. Aus den Mauern Armagnacs leuchtete mir ein Stern entgegen, und, o schöne Erfüllung dieser Phantasie! Euer Antlitz war das Erste, was ich erblickte.“

„Vieher Schwärmer,“ rief Johanne, den Ritter, der sich auf ein Kniee niedergelassen, aufhebend und ihm einen Platz an ihrer Seite anweisend, „Ihr, echter Sohn der Provence tändelt jezt nicht den Blüthen des Lebens, sondern erzählt mir von seiner Wirklichkeit. Sagt mir, wie es Euch ergangen in Avignon, was Ihr erfahren, welche Hoffnungen Eure Königin hegen darf.“

„Die besten, Hoheit!“ rief der Ritter mit Feuer, „Euer Gemahl ist mit seinen Vertrauten, dem Groß-Senechal Nicolo Acciauolo, in Avignon eingetroffen, und die erste Unterredung mit dem Papste ist gütig für Euch ausgefallen. Ludwig von Tarant hat mehr Rednergaben, als Ihr ihm zugetraut, und den heiligen Vater bestimmt, mit ihm vereint für Eure Befreiung zu wirken. Dies Handschreiben Eures fürstlichen

Gemahls enthält das Nähere über die Sache; er empfahl mir die Besorgung dringend, noch dringender die Sorge für Euch, königliche Frau."

"Wahrhaftig," rief Johanne mit Hohn, „diese Güte meines Gemahls wäre rührend, wenn sie nicht versteckte Absichten zur Quelle hätte. Ihm gelüstet nach dem Königstitel, drum will er mich und den Papst gewinnen."

"Laßt ihm das Spielwerk, Hoheit!" rief der Ritter. „Die Herrschaft werdet jedoch nur Ihr haben. Wer könnte neben Euch zu regieren wäghen?"

"Jeder Thor," sagte die Königin, „und daß mein Gemahl ein solcher ist, habe ich längst erfahren. Doch fort mit dem Andenken an ihn. Habt Dank für die Botschaft, schöner Ritter! Sie soll Euch nicht unvergolten bleiben, wenn Johanne wieder Königin von Neapel heißt. Riginald d'Armagnac wird meinem Thron und Herzen einer der Nächsten sein."

Nach einigen Tagen schon langten Gesandte aus Avignon bei der Königin an, ihr die Freiheit zu verkündigen. Sie zog mit zahlreichem Gefolge, das man ihr entgegengesandt, in diese Stadt ein und ward, wie uns Muratori berichtet, als Landesmutter empfangen. Ihre schöne Gestalt, die milde Freundlichkeit und die liebliche Huld, mit der sie das versammelte Volk, die rührende Miene der Demuth, die sie anzunehmen wußte, gewannen ihr die Herzen, und von allen Lippen erscholl's: „Hätten wir unsere Königin früher gesehen, so wäre sie auch früher befreit worden." Ein stolzes Lächeln schwebte bei diesem Ausruf um Johannens Lippen. Sie hielt ihren schneeweißen Zelter an und richtete einige zierlich gestellte Worte an das Volk, in denen sie ihm sagte, wie sie seine Huld dankbar anerkenne, und es sich stets zur Ehre an-

rechnen werde, Gräfin der Provence zu heißen. Dann gab sie dem ungeduldig scharrenden Rosse die Sporen und sprengte im Galopp dem päpstlichen Palaste zu. Sie wollte Clemens ihren Dank abstatten und zu gleicher Zeit ihn sich noch fester verbinden. Daß ihre Erscheinung hierzu das beste Mittel sei, wußte sie. Der für Weiberreiz keineswegs unempfindliche Mann empfing die anmuthige Frau mit jugendlicher Courtoisie und führte sie am Arm in sein innerstes Geheimzimmer, wo er ihr politische Eröffnungen von nicht geringer Wichtigkeit machte.

Der Mond stand in vollster Klarheit über der Ruine eines noch von den Normanen erbauten Schlosses unweit des Seehafens Porto Pisano. Eine lange, hochgewölbte Halle, die nach dem östlichen Thurm führte, war nebst diesem unverfehrt stehen geblieben.

Man sah durch die kühn gebildeten Schwibbogen in den innern Schloßhof, der von verfallenem Gemäuer umkränzt war, und dessen Erdreich wildes, rankendes Gestrüpp und hochaufgeschossenes Gras überzog. In der Halle lagen hin und wieder Krieger von wunderlichem Ansehen. Sie schienen weder Italiener noch Ungarn zu sein. Ihre Fellbekleidung, die rohen Waffen, die wild herabhängenden, zum Theil röthlichblonden Haare, die zottigen Bärte gehörten einem andern Volksstamme an, sowie die, über gewöhnliche Manneslänge hinausgehenden Riesengestalten an die kräftigen Bewohner der Urwälder Deutschlands erinnerten. Während sich in der Halle vielleicht über Hundert dieser Kämpen in den Armen des Schlafes befinden mochten, wanderten eine beträchtliche Anzahl ihrer Kameraden vor derselben im Schloßhof auf und ab. Andere hatten sich auf den Berghöhen aufgestellt, welche

die Ruine umschlossen. Sie waren alle mit Partisanen, Piken und Armbrüsten bewaffnet, die, wenn auch roh gearbeitet, doch für ihren Zweck sehr brauchbar schienen. Der Ledergürtel war noch nebenher sehr vorsichtig mit einigen Pfeilen ausgestattet, und über die Schulter hing ein lederner Beutel, aus dem Bolzen hervorsahen. Die wilden Kriegslieder, die diese Gesellen mit rauher Stimme absangen, zwischen welchen sie von Zeit zu Zeit einen Schluck aus der, ebenfalls im Ledersack befindlichen Feldflasche thaten, erweckten wohl zuweilen einen der schlafenden Kriegsmänner in der Halle. Doch schien er nicht unangenehm von den vertrauten Tönen überrascht, sondern dehnte sich nur behaglich, blinzelte vielleicht einige Male mit den Augenlidern, rieb sich die Stirn und schlief wieder ein.

Wir führen den gütigen Leser aus dieser etwas unheimlichen Gesellschaft in den Schloßthurm, dessen Inneres ein etwas freundlicheres Bild darbietet. Er bildete ein Achteck und ward von oben herab mit Licht versehen.

Jetzt wurde der hochgewölbte Raum durch einen vielarmigen Kronleuchter erhellt, der, von reicher Silberarbeit einen wunderlichen Abstich mit den an den rohen Steinwänden hängenden Waffen, Schilden und Fahnen bildete. Er goß sein Licht vorzugsweise auf einen runden Steintisch, an dem mehrere Männer versammelt saßen.

Sie waren in dunkler Lederkleidung mit kurzen, normännisch geschnittenen Mänteln von Thierfellen. Der Mantel des ältesten der Männer war mit kostbarem Pelzwerk und mit goldenen Haken versehen.

Wir erkennen in demselben den deutschen Herzog Werner, der zuerst als Anführer einer Rotte Freibeuter, späterhin als

Bundesgenosse und Verräther Ludwigs eine so schändliche Rolle in den Geschichtsbüchern spielt. Seine Außenseite war der getreue Spiegel des Innern.

Die Züge des breiten, unedel geschnittenen Gesichtes waren hämisch und finster, in den grünlichen, tief liegenden Augen lauerten Verrath und Mordlust, und die großen, gelblichen Zähne, die sich bei jedem Mienenspiel ganz sehen ließen, gaben dem Gesichte etwas Wildthierartiges.

„Ihr fandet die Sachen in Neapel, wie ich's Euch vorhergesagt, nicht wahr?“ so fragte er den neben ihm Sitzenden, einen Krieger von wildem Aussehen. —

„Allerdings,“ entgegnete dieser mit mürrischer Stimme. „Das Volk schreit blind und toll nach seiner Königin, die dem Papste die Stadt Avignon für 30,000 Goldgulden verkauft haben soll, um die Kriegsrüstungen zur Wiedereroberung Neapels machen zu können. Zum Lohn, daß der heilige Vater bei diesem Handel einen guten Schnitt gemacht, ist er so gnädig gewesen, dem Gemahl Johannens den königlichen Titel beizulegen.“

„Pah,“ rief der Herzog, den vor ihm stehenden Lumpen leerend, „Titel für Gold, das ist bei Hermann's Gebeinen ein schlechter Handel. Zudem da er den Schattenkönig noch schneller, als es sonst wohl geschehen wäre, in's Schattenreich befördern wird. Denn glaubt mir, einen Gefrönten duldet das Weib nicht neben sich. Sie will stets einige Stufen höher sitzen, als ihr Eheherr.“

„Mir ist's ganz recht,“ fuhr der Herzog nach kurzem Schweigen fort, „wenn die prachtliebende Dame wieder das Staatsruder in die Hände bekommt. Es versammeln sich dann wieder reiche Thoren um sie her, die Gold am Hofe

verschwenden und einen huldvollen Blick der Sirene erhaschen wollen. Das gibt lebendigen Verkehr auf den Landwegen und in den Oserien, was uns nur gelegen sein kann. Der Ungar wird sie auch nicht sitzen lassen auf dem Thron und ihr nur erst erlauben, ihre Staatsschätze eine Weile in Festen und Belagen zu verthun. Haben sich auch sein Vater und der Johanne Großvater bei der Vermählung derselben mit dem Prinzen Andreas über die Ansprüche auf Neapel verglichen, so jucken dem Ludwig doch die Finger nach der glänzenden Krone, und er wird sie nicht so leicht aufgeben. Das bringt dann Krieg und Gemetzel die Fülle, und unsereins kann vielleicht auch noch die Hände in's lustige Spiel mischen. Der König von Ungarn ist mir gewogen; ich habe, ehe ich dies Handwerk anfang, manche Lanze an seines Vaters Hofe gebrochen, und er würde schon jetzt meine Hülfe begehrt haben, wenn sie ihm von Nöthen gewesen wäre. Aber es wird die Zeit kommen, wo Herzog Werner mit seinen Teufelsgefallen ihm willkommen sein könnte, ich freue mich ihrer und will diesen Humper auf die gute Aussicht leeren."

"Stoßt an, Gefellen," fuhr er mit donnernder Stimme fort, "der rechte Krieg geht doch über Alles, und er ist besser, als das Lauerwerk in Hohlwegen und hinter Zäunen. Wenn die Schlachttrompete schmettert, die Rosse wiehern und die Schwerter blitzen, wenn die Feinde blutend sinken und röchelnd verschwinden, dann weidet sich die Brust und das Herz hüpfet vor gewaltiger Lust."

Furchtbar funkelte bei den letzten Worten Herzog Werners Augenpaar; die mächtige Faust hob den kolossalen Humper und stieß ihn so derb gegen den des Nachbarn Leuthold, daß der edle Wein überfloß und wie goldene Perlen in den Gruben des Steintisches stehen blieb.

„Aber was sighest Du so trübe und kopfhängerisch da, Udolph!“ sprach der Herzog nach einer Weile zu einem Jüngling ihm gegenüber.

Dieser ließ ein silbernes Krucifix und ein auf Glas gemaltes Conterfei der heiligen Jungfrau, die beide an eisernen Rettlein hingen, fast mechanisch hin- und herschaukeln und sang dabei mit leiser Stimme ein lateinisches Kirchenlied ab.

„Ist es nicht genug,“ fuhr der Herzog fort, „daß ich Dir die Amulette der Pilgerin verehrte zu ewigem Andenken ihrer? Willst Du am Ende gar sie selbst haben? Das würde nimmermehr angehen, und die himmlischen Heerschaaren würden Dich vom Altar zurücktreiben.“

Udolph antwortete nicht und senkte das Haupt noch tiefer; der Herzog aber erhob sich und verschwand nach flüchtigem Abschied in einer Seitenthür.

Ein Diener trug ihm ein Tischchen mit einigen Flaschen Wein und zwei Pokalen nach und beorderte dann einen der anwesenden Krieger, sich mit seinem Würfelbrette zu dem gestrengen Herrn zu begeben.

Die Gesellschaft hatte sich indeß nach und nach aus dem Thurm verloren, und es waren nur Leuthold und Winfried, zwei Ritter aus dem fernen Mechelnburg, die, unbegütet, ihr Glück unter Herzog Berners Rotte versuchen wollten, zurückgeblieben.

„Erzähle mir doch,“ sprach Leuthold, ein wilder Geselle, dessen Blick so verwiegen glühte, daß selbst der Teufel davor hätte erschrecken können, „erzähle mir doch, wie es eigentlich mit der Dirne zugegangen. Es gehen ja miraculöse Gerüchte über die Begebenheit um, als ob Engel sie aus den Händen der Werner'schen Freibeuter gerissen. Du warst, wenn ich

nicht irre, in jener Nacht mit auf der Fährte, und wirst mir Bericht abstaten können "

„Wir lagerten im Hohlwege unweit der Ruine,“ begann Winfried, „wartend mit Sehnsucht auf Beute für unsere hungrigen Säckel. Doch wollte in dieser Nacht nichts erscheinen, kein Glückritter, der den Mondschein zu seinem Begleiter wählt, und überfüllten Beutel und ein leeres Hirn hat, kein Pilgrim, der in banger Eil, das Gnadenbild nicht früh genug zu erreichen, das Nachtgesicht zu seinem Leitstern wählt, nicht einmal ein Bettler, der von einem harten Wirth aus der Osteria gestoßen, seine Lumpen durch die stille Nacht trägt. Alles war wie ausgestorben und nur der Waldbach rauschte, und die Wachen auf der Ruine ließen ihren eintönigen Ruf erschallen. Schon begann Frau Aurora mit rothem Angesicht im Osten aufzusteigen und Jungfrau Luna vor ihrer stolzen Nebenbuhlerin neidisch zu erblaffen, als eine junge Pilgerin schnell und schüchtern den Hohlweg entlang schlüpfte, häufig um sich blickend mit ein paar Augen, schön genug, die Steinbilder der Heiligen in Fleisch und Blut zu verwandeln. Ihre langen grauen Pilgerkleider umwallten sie, wie Regenwolken den Sonnenstrahl. Unter dem Muschelhute fielen schwarze Federn auf ihren Rücken herab, so glänzend, als hätten Sklavinnen sie mit des Morgenlandes köstlichsten Oelen gesalbt, und der weiße Stab, mit Blumen umwunden, schien dem frischen Jugendbilde unnöthig. Mit einem lauten Hallo stürzten wir aus unseren Verstecken hervor. Das silberne Kruzifix, das ihr nebst einem von Steinen schimmernden Conterfei der heiligen Jungfrau am Halse hing, reizte die Habsucht unserer Begleiter, und nur Adolph und ich, von Goldgier frei, sahen bloß das schöne Weib in der Pilgerin. Du

erwartest, bei unserem Ueberfall von Jammergeschrei, Thränen und Ohnmachten zu hören. Du irrst. Zwar heftig erschrocken, doch schnell gefaßt, und in dieser Fassung kühn und stolz, stellte sich die Jungfrau uns gegenüber.

„Wagt es nicht,“ sprach sie gebietend, „Hand an mich zu legen. Ich bin eine nach der heiligen Stadt gesandte Pilgerin und soll am Grabe des Gekreuzigten ein Gelübde lösen. Schon bereit liegt im Hafen das Fahrzeug, das mich nach Avignon führen soll, wo der Papst mir den Segen und die Weihe ertheilen wird.“

„Was Papst! Was Gelübde!“ rief die rohe Schaar, und riß der Pilgerin die Amulette vom Halse. „Das gilt hier nicht, denn Du bist unter Herzog Berners Freibeuter gerathen und magst nun sehen, ob Dein Papst Dich befreit.“ —

„Seine Macht reicht so weit nicht,“ rief die Pilgerin mit leuchtenden Blicken, „aber es gibt eine höhere, die sich der bedrängten Unschuld annimmt.“

Sie hatte diese, von frommen Blicken nach oben begleiteten Worte kaum ausgeredet, als die goldene Wolke über ihrem Haupte sich senkte, und ein Kreis schöner Kinder mit blauen Flügeln und goldenen Kronen, Palmenzweige in der Hand, sich um sie her schloß. Sie lächelten uns mit Triumph an, wir aber fühlten die Hände plötzlich erlahmt und sie sanken mit den Waffen kraftlos nieder. Auch Kreuzifix und Muttergottesbild entfielen Runos Händen; Adolph raffte sie auf um sie in thörichter Liebeschwärmerei der Pilgerin wiederzugeben, aber sie war fort, wie Einige behaupten, von Engeln getragen; ich sah nur ihr graues Gewand durch die Morgendämmerung im Winde flattern. Keiner konnte nachhaken, denn die Füße schienen am Boden festgewurzelt, und ein lähmender

Schlaf schloß unsere Augen. Als wir erwachten, stand die Sonne bereits auf der Mittagshöhe, und wir würden die nächtliche Scene für einen Traum gehalten haben, wenn nicht die Amulette, die Udolph beim Erwachen in seinen Händen fand, uns von der Wirklichkeit überzeugt hätte.“ — — —

Wir finden die Heldin unserer Blätter in einem Gasthose zu Avignon wieder, bleich und matt auf einem Ruhebett ruhend, an ihrer Seite eine hochgewachsene Frau mittleren Alters, die unsere regste Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Die Fremde trug ein weites Gewand von leichtem Wollstoff, unter dem an einigen Stellen ein knapp anliegendes Kleid, aus Pferdehaaren gewebt, sichtbar ward. Der Leibgürtel bestand aus einem harenen Seil, an dem ein Rosenkranz nebst einem aus Elfenbein gearbeiteten Todtenschädel hing. Ueber dem abgeschorenen blonden Haar trug sie einen weißen Nonnenschleier. Das Gesicht war bleich und hatte Spuren einstiger Schönheit, die mehr durch körperliche Pein und Entbehrung, als vorgerückte Jahre zerstört zu sein schien. Denn man bemerkte an den Armen Brandflecken, die von aufgetropfeltem Wachs entstanden sein mochten, und die zartgebauten Hände waren von Geißelhieben wund. Es war Frau Brigitte Brahe, jene hochberühmte schwedische Prophetin, welche ihrem Vaterlande die späterhin unter Christian II. erlebten Schreckensscenen weissagte. Getrieben von heiligem Eifer, hatte sie schon vor mehreren Jahren mit ihrem Gemahl, dem Lagman Ulf Gudmarson, eine Wallfahrt nach Compostella zu St. Jakobs Grabe unternommen. Seitdem lebte sie in Kerkermauern und peinigete, wie uns die schwedischen Chroniken sagen, ihren Leib mit sonderlichen Kasteiungen. Der Bann der Kirche, um's Jahr 1340 über den Schwedenkönig Magnus

Schmeß durch den Erzbischof von Upsala ausgesprochen, bestimmte Brigitte, ihre klösterliche Einsamkeit zu verlassen und dem verirrten Monarchen kräftig in's Gewissen zu reden. Der doppelte Mond, der um diese Zeit am Himmel sichtbar ward, das ungewöhnliche Feuerspeien des isländischen Berges Hella, das mit entsetzlichem Unwetter verbunden war, setzte das Volk in Angst und Schrecken, und es wurden die furchtbarsten Weissagungen daraus hergeleitet. Brigitte verknüpfte die ihrigen damit und beschwor den König, auf dem betretenen Wege der Sünde umzukehren und sein Volk zu regieren in Demuth und Gottesfurcht. Aber der leichtsinnige Fürst verachtete die Prophetin und ihre Worte, und sie eilte, das Herz voll Kummer, nach Avignon, dem Papste eine Warnung zuzurufen, die ihr von oben her geworden.

Sie flehte ihn an, den Stuhl St. Peters wiederum nach Rom zu verlegen, da ihm in Frankreich ein schleuniger Tod drohe. Wie der Papst diese Mahnung achtlos überhörte, da sie ihm Ausgeburten eines kranken Weiberhirns dünkten, ist historisch bekannt. Schmerzlich bewegt durch der Menschen Blindheit kehrte Frau Brigitte in ihren Gasthof zurück, wo sie zu ihrer nicht geringen Ueberraschung unsere Pilgerin Andronica fand. Das heilige Gewand, das auf einen frommen Zweck deutete, war ihr ein wohlthuender Anblick, und sie fühlte sich gedrungen, der von der Reise Angegriffenen möglichst beizustehen. Sie nannte Andronica ihren Namen, und wenn auch dieser nie zu der Welschländerin gedrungen war, so flößten doch die frommen blauen Augen der Schwedenfrau ein Zutrauen ein, wie sie noch nie empfunden, weshalb sie auch nicht anstand, Brigitten mit ihrem wunderbaren Lebenslaufe bekannt zu machen. „Glückliche Jungfrau,“ rief die

Seherin zu Ende der Erzählung, und legte ihre Hände segnend auf Andronica's Haupt, „Liebling des Herrn und seiner himmlischen Heerschaaren, die Dich errettet aus roher Menschen Gewalt, Du bist auserkoren, ihm zu dienen und darfst Dein Hoffen nicht mehr an die Erde knüpfen. Nur zu deutlich erkennt mein Auge den Willen Gottes in jenem Raube Deiner Amulette. Er verwarf den vermessenen Schwur des frechen Ungarkönigs; er wollte ihm zeigen, wie es nicht dem Sterblichen anstehe, in blinder Willkür über die Zukunft des Mitmenschen zu verfügen, und endigte das sündliche Spiel durch sein ernstes Schicksal. Jetzt bist Du frei, und keine bange Wahl wird Dir mehr bevorstehen.“ —

Andronica's Gefühl stimmte mit diesen Worten überein, und sie hob Herz und Auge zu dem empor, der ihr so wunderbar geholfen.

„Auch ich,“ fuhr Frau Brigitte nach einer Pause fort, „beabsichtige eine Wallfahrt nach der heiligen Stadt und sehe es als höheres Walten an, daß ich Euch hier fand. Wenn auch der Engel Schutz die Gefahren der einsamen Reise von Euch abwendet, so wird es doch Eure Andacht lebhafter anfeuern, in einer Gesellschaft gottbegeisterter Menschen die Pilgrimsfahrt zu machen. Ich gehe von hier nach Rom, weil mich mein Gelübde an das Grab St. Peters ruft. Dort werden meine Kinder und einige schwedische Priester meiner warten und mich nach Jerusalem begleiten.“ —

Andronica fühlte eine unangenehme Empfindung in sich aufsteigen des Aufschubs wegen und durfte doch nicht anstehen, auf den Vorschlag ihrer Beschützerin einzugehen. Sie reiste also nach einer Audienz bei dem heiligen Vater, in der ihr dieser den Segen erteilte, mit Frau Brigitten nach Rom

zurück, wo diese, wie uns ihre Legende sagt, mit sonderlicher Ehrerbietung empfangen und von Hohen und Niedrigen wie eine Heilige verehrt ward. —

Zwar war die Königin Johanne mit ihrem Gemahl siegreich und mit großer Pracht umgeben, in Neapel eingezogen, aber die Partei der Ungarn war noch zu bedeutend, als daß das Ehepaar im ruhigen Besitz des wiedereroberten Landes hätte bleiben können. Herzog Werner, der aus den Diensten des Königs von Ungarn in die Ludwigs von Neapel getreten war, legte mit seinen furchtbaren deutschen Reitern ein schweres Gewicht in die Schale, und die Neapolitaner siegten überall. Auch das königliche Ehepaar begab sich in's Kriegsgewühl und unternahm die Belagerung Nocera's das sich nach kurzem Widerstand ergab. Nicht so das Schloß, welches unter dem Befehle des Statthalters Conrad Lugo und seiner zwei Kriegsobersten Joseph Bitiacki und Jagello Mailath stand. Nur durch die Treulosigkeit des Herzogs Werner, der mit dem Statthalter im Geheimen verbündet war, ward der König genöthigt, endlich die Belagerung des Schlosses aufzuheben. Werner's Verrath ging soweit, daß er sich in einer Nacht, da er mit einer beträchtlichen Anzahl Reiter in Corneto zur Besatzung lag, von Conrad Lugo überfallen und gefangen nehmen ließ. Er verlangte 30,000 Goldgulden zu seiner Befreiung, und da der König von Neapel ihn um einen so hohen Preis nicht loskaufen wollte, trat er mit all' seinen Deutschen wieder in des Ungarnkönigs Dienste.

Es ist in derselben Nacht, daß wir zwei junge Männer wüthend kämpfen sehen, in denen wir den deutschen Ritter Udolph und den Magnaten Joseph Bitiacki erkennen.

Ersterer, die Treulosigkeit seines Herrn nicht ahnend,

war schmerzlich durch dieselbe überrascht worden und verwarf, edel geblieben trotz seiner Umgebung, mit Abscheu dies teuflische Lügenspiel.

„Ich bin nicht Dein Freund, ewig nicht,“ rief er dem Magnaten entgegen, „und mag der Herzog sich feige in die Fesseln schlagen lassen, um dem neapolitanischen König ein Lösegeld abzupressen und es mit Deinem Statthalter zu theilen — ich verwerfe diese niedrige Knechtschaft und bin frei. Wie ein Chamäleon hat mein Herr die Farben gewechselt, doch jetzt dient er der guten Sache und ich bleibe, bei Tusnelda's Liebriez, für Neapel.“

„Thörichter Schwäger!“ rief Vitiaci „verächtlicher Wege-
lagerer und Freibeuter, wie darfst Du es wagen' mit einem Magnaten Ungarns über die Forderungen der Ehre zu reden. Davon kann unter uns nicht die Rede sein und Du magst meinerwegen dem Leibhaftigen dienen. Es war etwas Anderes, was mich zu Dir führte. Ich begehre nur zu wissen, woher Du jene Amulette hast, die Du am eisernen Kettlein um den Hals trägst. Für einen Krieger geziemt sich solch' geistlicher Tand nicht und Du machst Dich verächtlich damit. Bekenne, fuhr der Ungar, sein Schwert aus der Scheide ziehend fort, „bekenne im Augenblick, wo Du Kreuzifix und Muttergottesbild geraubt!“

„Davon werde ich Euch am jüngsten Tage Rechenschaft ablegen, denn einer von uns bleibt auf dem Wahlplatz!“ rief Udoiph mit hell aufloodernden Zornesflammen, und sein blizendes Schwert funkelte im Mondstrahl.

Lange dauerte der Kampf, denn was der Magnat an Kraft voraus hatte, wog der Ritter durch größere Geschicklichkeit auf. Doch endlich ermattete der Arm, und der Ungar

führte den Todesstreich. Er sank blutend zur Erde und griff im Fallen nach der Amulette, die er kramphast umklammerte.

Aber mit spöttischen Mienen entwand sie Bitiadi der kalten Hand, durchschnitt mit seinem blutbefleckten Schwerte die eisernen Kettlein und rief dann mit furchtbarem Hohn-
gelächter:

„Und wenn die Pilgerin mit den guten Geistern im Bunde steht, so will ich der Pilger sein, und mir mit Satanas Hülfe den Preis erkämpfen. Liebe ist's nicht mehr, die ihn mir so reizend erscheinen läßt. Es ist Troß, der mich zu blinder Wuth aufstachelt, Troß gegen das Schicksal,“ setzte er mit donnernder Stimme hinzu, „das sich gegen mich empört.“

Da zuckte plötzlich greller Blitzeschein um den Gotteslästerer und schmetternder Donner übertäubte die sündhaft-frechen Worte. Getroffen von den Wettern des Herrn sank er leblos zur Erde; die Amulette rollte neben ihm in den Sand.

Jagello, der über Josephs Ausbleiben unruhig ward, ging hinaus, ihn zu suchen. Wie erstaunte er, den Waffen-gefährten bleich und todt neben Adolphs Leichnam zu finden, wie erstaunte er noch mehr, als ihm Kreuzifix und Muttergottesbild, die königlichen Pfänder, die er in Andronica's Händen wähnte, vom zuckenden Blitzeschein erleuchtet, entgegenfamen.

Nicht vermochte er, das seltsame Spiel des Zufalls zu enträthseln, aber deutlich war er sich bewußt, was ihm zu thun obliege.

„Der Streit ist durch Gottes Hand geschlichtet,“ rief er wehmüthig, und hob die blutbefleckte Amulette zu sich auf. „Mein Mitkämpfer liegt kalt und gefühllos vor mir, aber

anstatt die Geliebte dadurch als die Meinige zu betrachten, richtet dieß eine unübersteigliche Scheidewand zwischen uns auf. Nein," fuhr er fort und ergriff des Todten starre Hand, „nicht rauben will ich Dir die, die unsere Knabenfehden zu ernstem Männerstreit steigerte, die zum Versöhnungsengel berufen, dennoch den Haß unserer Herzen nur glühender entflammte. Und ihr, heilige Erinnerungszeichen!" setzte er nach kurzem Schweigen hinzu, „ruht still an meinem Herzen, bis er, der euch zu irdischen Zwecken bestimmte, euch Ruhe finden läßt an geweihter Freistatt."

*

*

*

Die Königin Johanne hatte ihren zweiten Gemahl verloren und sich zum dritten Mal mit Jakob von Arragnon, Infanten von Majorca vermählt. Sie zog ihn dem Königssohne Frankreichs, dem Herzog von Tours, vor, welches Eheband Papst Urban V., wenn auch unsonst, zu knüpfen versuchte. Johanne nämlich wollte, ihrer Herrschsucht zu Folge, lieber einen Gemahl, der ihr gehorchte, als befehle, und sie glaubte in dem Infanten von Majorca die Anlagen zu ersterem zu finden.

Er schien sanft, ohne Herrschbegier, war verliebt und, was das schwerste Gewicht in seine Schale legte, schön und voll ritterlicher Talente. Die veränderliche Königin glaubte in ihm das höchste Glück des Lebens gefunden zu haben und wähnte sich im ersten Jahre ihrer Ehe in den Himmel versetzt. Doch fiel sie nur zu unsanft auf die Erde zurück. Jakob von Arragnon wechselte die Farben, und aus dem hingebenden Sklaven ward ein Gebieter.

Daß er es nicht auch für Neapel sein konnte, quälte ihn

Tag und Nacht, und der Titel eines Herzogs von Calabrien, den Johanne ihm bei ihrer Vermählung zugestanden, wollte ihm nicht genügen. Daß indeß mit gewaltsamen Mitteln nicht zum Zweck zu kommen sei, war dem Herzog gewiß, und die Erdrosselung des Andreas von Ungarn konnte die Eheherren Johannens Vorsicht lehren. Er ging daher nach Spanien, um die Königin durch seine Abwesenheit zu dem zu zwingen, was sie dem Anwesenden versagte. Doch gelang ihm seine Absicht schlecht. Er ward in dem spanischen Kriege gefangen, und wenn seine Gemahlin ihn auch mit 60,000 Dukaten loskaufte, so hielt sie ihn doch sechs Monate gefangen, um ihm, wie die bononiensische Chronik sagt, die Lust, König zu sein, aus dem Sinne zu bringen.

Die erste Nachricht von des Infanten Abreise nach Spanien wirkte niederschlagend auf Johannem ein, und sie ging, um ihren Kummer in Einsamkeit zu begraben, auf ihr Lustschloß Tullagona an der Meeresküste, das nach Art der alten römischen Villen auf's prachtvollste gebaut und mit allen Arten der Bequemlichkeit versehen war. Sie nahm nur ein kleines Gefolge mit, und es that ihr wohl, fern vom Geräusche der Stadt in der Stille zu leben.

Wir sehen sie an einem mond hellen Abende in der Säulenhalle des Lustschlosses, trüb hinausstarrend in die wogende Meeresfluth.

Es war ihr an diesem Abend ungewöhnlich bange um's Herz; sie konnte sich diese Stimmung kaum erklären. Was sie aber sonst mit bunten Hüllen zu verdecken verstand; trat jetzt mit schrecklichster Wahrheit vor sie hin. Die Gräber thaten sich auf; sie sah Andreas von Ungarn und Karl von Durazzo's bleiche Gestalten Rache fordernd, vor sich stehen,

sie sah Jakob von Arragnon, durch ihre Herrschaft über's Meer getrieben, fremde Dienste und Heimath suchen.

Ein schwerer Seufzer entrang sich ihrem gepreßten Herzen, es ward ihr schauerlich die Einsamkeit, und sie hatte eben Blonda, das eine Hoffräulein zu sich gerufen, als ihr Auge auf eine nicht unbeträchtliche Galeere fiel, die von den silbernen Wellen an's Ufer getrieben ward und hier ankerte. In einen Nachen sprangen einige Männer und steuerten mit großer Hast der Küste zu.

Johanne, deren schnell wechselnde Gemüthsstimmung alle schauerlichen Bilder fahren ließ, um gespannte Erwartung in sich aufzunehmen, trat mit Blonda auf einen nahen Vorsprung des Ufers, um die Landenden genauer zu beobachten. Die Ruderknechte blieben in der Barke, während ein schlanker, schöner Mann in sächsischer Ritterkleidung, mit hellblonden Locken, die üppig unter dem schwarzen Federbarett hervorströmten, sich eilig näherte und einige Augenblicke stumm vor der Königin stehen blieb.

Hocherröthend senkte sie den Blick vor des Fremden düster-blauen Augen, die sie so wunderbar bedeutend anschauten und in ihrer Tiefe Geheimnisse zu bergen schienen die der Sünden nicht kennt.

„Schöne Fremde,“ sprach der Unbekannte mit wohlklingender Stimme, könnt Ihr mir nicht sagen, ob die Königin von Neapel wohl zu einem Liebesdienst aufgelegt sein möchte?“

„Dafür kann ich Euch bürgen, schöner Fremder,“ erwiderte Johanne mit jenem bezaubernden Lächeln, das ihr eigen, „die Liebe ist ihr Element; sie bewegt sich darin wie der Fisch in der Fluth. Aber was würdet Ihr von unserer Monarchin verlangen; es könnte auch über ihre Kräfte gehen?“

„Jene Galeere,“ hub der Ritter wieder an, „kommt aus Toppe und trägt edle Kreuzfahrer, die am Grabe des Welt-erlösers ihr Gemüth erbauten. Auch Frau Brigitte Brahe, die hohe Schwedenfrau, die durch ihre Mirakel und sonderlichen Sehergaben die Welt in Erstaunen setzt, ist unter ihnen nebst ihrem Gefolge. Ich, ihr jüngerer Sohn, und leider im Vergleich mit meinem frommen Bruder Birger, der am heiligen Grabe zum Ritter geschlagen ward, stets das Weltkind genannt, komme hierher die Hülfe der Königin von Neapel für meine kranke Mutter zu erbitten. Einige Neapolitaner, die mit uns an Bord sind, meinten, es wäre in Tullagona wohl irgend ein lebendiges Wesen zu finden, dem ich mein Anliegen kund thun könnte. Schon in Toppe erkrankte Frau Brigitte; ihr Beichtvater, der gelehrte Prior von Albastro, der neben anderen Wissenschaften auch die Arzneikunde studirte, verordnete der Kranken insbesondere Ruhe und Pflege.“ —

„Sie wird sie finden am Hofe der Königin, darauf verlaßt Euch,“ erwiderte Johanne, und bezwang die Blicke nicht, die sich in Liebesgluth auf den schönen Nordjüngling richteten. „Meine Gebieterin ist zur Stunde in Neapel, doch ich werde Vorkehrungen treffen, daß die Ankunft der hochberühmten Frau Brigitte ihr gemeldet werde. Laßt inzwischen nur die Kranke nebst ihrem Gefolge ausschiffen, es wird Alles zum Empfang bereit sein.“ —

Wir sehen jene Gestalt, die uns schon im Gasthofe zu Avignon begegnet, in derselben Kleidung, die sie damals trug, nur am Rosenkranz statt des Todtenschädels mehrere Reliquien tragend, gebückt zwischen ihren zwei stattlichen Söhnen, Karl und Birger, die Straße, welche zum Schloß führte, hinansteigen. —

Ihr folgte die Tochter, Catharina, in Mitten der beiden Priester Behr Oloffson, Prior von Alvaastro und Peter Mänsson, einem Cisterciensermönch.

Darauf kamen zwei Bediente, die Gepäck trugen. Alle, bis auf den Ritter Karl Ulfsson, waren in Pilgertracht und hatten sonderliche ernste Mienen, doch sein Auge glühte in Liebesstrahlen, und er lebte nur in dem Andenken jenes zauberischen Wesens, das ihm am Meeresufer begegnete.

Immer glaubte er es im Schlosse erscheinen zu sehen, bei jedem Oeffnen der Thür wendete er das Haupt in Erwartung der Goldseligen, doch ach! sie kam nicht, und fremde Gesichter begegneten ihm überall. —

Frau Brigitte war indeß in die prachtvollen Gemächer geführt worden, um hier ihren Wohnplatz aufzuschlagen. Doch verwarf sie mit frommem Märtyrereifer allen Ueberfluß, ließ die kostbaren Geräthe forttragen und ihr Betspult, den Binsensstuhl und den kleinen, unbehobelten Tisch an die Stelle setzen. Auch die schwellenden Seitenpolster wurden vom Ruhebett genommen und mit leichten Teppichen vertauscht; das kranke Haupt zu betten, behielt sie auf dringendes Anrathen des Priors von Alvaastro nur eins und vertauschte auch den bitteren Trank, den sie, wie die Legende uns sagt, täglich trank, mit stärkenden Brühen und angemessener Arznei.

Schon am anderen Tage fühlte sich Frau Brigitte gestärkter und im Stande, die Königin zu empfangen, die, umschimmert von dem Glanze ihrer Geburt, ein Steindiadem in den schwarzen Locken, zu der Märtyrerin eintrat. Sie neigte ein Knie vor Frau Brigitte und berührte ihre welcke Hand mit den frischen Lippen. Da rissen Liebe, Ueberraschung und angeborene Kühnheit den Ritter Karl von Ulfsson hin, die

Gefrönte in seine Arme zu schließen und diesen Mund, der sich so demüthig auf der Mutter Hand geneigt, mit seinen Lippen zu berühren. Alles ward von starrem Schrecken gefesselt, nur die Königin nicht. Ihr Angesicht dieser überraschende Sturm, und sie sah dem Stürmer holdselig in's kühn bligende Auge. Frau Brigitte aber schlug ein dreimaliges Kreuz und wandte Blicke und Hände flehend nach oben.

Karl Alfsson war in Schweden vermählt und der Königin Wankelsinn zu bekannt, als daß der Gedanke einer Verbindung zwischen ihnen Frau Brigitten nicht mit Entsetzen hätte erfüllen sollen.

Dennoch kam es, wie die Geschichtsschreiber uns sagen, wirklich so weit, daß die Königin sich von ihrem Gemahl trennen und den schwedischen Ritter ehelichen wollte. Aber die Legende berichtet, daß Frau Brigitte, voll Abscheu vor diesem sündhaften Bündniß, sich in die Schloßkapelle Tella-gona's begab und vor dem Altar den Höchsten anflehte, sie lieber ihres Sohnes zu berauben, als sein unsterbliches Theil den unterirdischen Mächten anheim fallen zu lassen. Die Hochgebenedeite sah nach dieser Bitte wehmüthig auf sie herab, als wollte sie sagen: „Arme Mutter, auch durch Deine Seele wird ein Schwert gehen.“

Am dritten Tage schon lag der blühende Ritter Karl, ein starres Tobtenbild, auf der Bahre. Die Königin hüllte sich in tiefe Trauerkleider, ließ ihm ein prächtiges Leichenbegängniß ausrichten und folgte seiner Hülle zu dem in aller Eile ausgeführten Monument, unter dem sie ruhen sollte. Dann nahm Frau Brigitte Abschied von dem Hofe Neapels und begab sich in's St. Laurenziuskloster zu Rom, wo sie nach wenigen Wochen starb.

König Ludwig von Ungarn saß einsam in seinem Gemache, als ein Edelknaube einen Priester meldete, der, aus Welschland kommend, ihn zu sprechen begehre. Der Name Welschland weckte unangenehme Erinnerungen in ihm, und ziemlich mißgelaunt gab er den Befehl, den Wartenden zu ihm zu führen. Ludwig schritt währenddem heftig auf und ab; in seiner Brust wogte es stürmisch, es war ihm, als würde dieser Pilger etwas Außerordentliches bringen. Nach kurzer Weile stand Fra Bernardo's ehrwürdige Gestalt vor ihm. Aus seinem weiten Dominicanergewande langte er schweigend ein silbernes Kruzifix und ein auf Glas gemaltes Bild der heiligen Jungfrau heraus und legte es auf den Tisch hin.

„Was ist das?“ rief der König überrascht, „wo sind sie, die mit dieser Amulette in Verbindung stehen?“

„Ihr meint die beiden Magnaten, Jagello Mailath und Joseph Bitiacki, und die edle Signorella Andronica Manfredi?“ fragte der Priester. „Sie sind alle dort, wo kein Pfänderspiel mehr gilt. Gott der Allmächtige hat den von Euch geschürzten Knoten gelöst, König! Den edlen Jagello fand ich sterbend auf dem Schlachtfelde von Usti, wohin ich mit mehreren meiner Brüder gepilgert, um den Verwundeten Hülfe zu leisten. Er starb, seinem Könige treu, den Heldentod, und händigte mir die Amulette und jenes Pergamentblatt ein, das Euch den Tod seines Nebenbuhlers meldet, und wie er die Pfänder Eures Wortes in seinen Händen fand, der sie höchst wahrscheinlich einem von den deutschen Rittern aus Herzog Werner's Rotte abgekämpft hat.“

„Und Andronica?“ fragte der König mit finsternen Blicken.

„Sie starb, nach Lösung ihres Gelübdes in Jerusalem,

und ihr Leib ruht neben Durazzo's Herzen auf dem Hügel Golgatha!" entgegnete Fra Bernardo mit Nachdruck. „Frau Brigitte, die hochberühmte schwedische Prophetin, deren Nähe wir uns in unserem Kloster erfreuten, machte mit Andronica die Pilgrimsfahrt, und sie starb in ihren Armen. Durch sie läßt die Signora Euch wissen, daß nicht Treulosigkeit, sondern Gewalt sie von den Pfändern trennte und somit ihr Wort brechen ließ.“

„Es ist genug,“ rief der König, „ich erkenne Gottes Walten in diesem Schicksalspiel. Tragt die Amulette in den Reliquienkasten Eures Klosters, hochwürdiger Vater! Dort mögen sie würdiger ruhen, als in meinem Schrein. Laßt auch alljährlich am Sterbetage meines Bruders eine Messe für Andronica's Seelenruhe ablesen, sie hat es an Uns verdient.“

Fra Bernardo that, wie der König ihm geboten und noch im fünfzehnten Jahrhundert wurden Kreuzifix und Muttergottesbild im Dominicanerkloster zu Aversa den Gläubigen vorgezeigt, hängend an jenen eisernen Kettlein, die Joseph Bitiacki's blutbeslecktes Schwert durchhauen.

— E n d e . —

Ein Lettre de cachet.

Nouvellette von Boë von Renß.

Nachdruck verboten.

Es war im Anfang des Julimonats des Jahres 1789.

Goldig lagerte die Sonne über den Zinnen des Schlosses St. Raynold, das aus Heinrich IV. Zeiten stammte, und noch heute die Einrichtung seines Erbauers trug. Die Seitenwände zierten gewaltige Mauerzacken, die gleich Drachenzähnen in den tiefblauen Aether hinaufstarrten, und die Hauptfacade war durch vier runde Thürme vervollständigt, die dem Schlosse ein burgähnliches Aussehen verliehen. Der westliche Thurm, durch dessen Fensteröffnungen das Auge sich bis zu den Krümmungen der Loire verlor, war von der jungen Schloßfrau zu ihrem Wohngemache eingerichtet worden. Selbst das Kinderzimmer hatte sie nach diesem Flügel des Schlosses verlegt — dicht neben ihrem Boudoir lag der Raum, in dem die Wiege ihres Knaben stand. Denn die Baronin Charannes wollte sich keinen Augenblick von ihrem Kinde trennen, das ihr ganzes Erdenglück ausmachte.

Margot von Charannes war nicht Wittve, das Geschick

lastete noch schwerer auf ihr! Die bestimmte Todesnachricht ihres Gatten würde ihr zwar heiße Schmerzen bereitet haben, aber die traurigste Gewißheit wäre dennoch eine Erlösung geblieben von der Seelenqual, die sie jetzt empfinden mußte. Kurze Zeit vor der Geburt des kleinen Gaston war Baron Charannes in Familienangelegenheiten nach Paris gereist und dort spurlos verschwunden. Die wiedergenesene Gattin hatte unaufhörliche Nachforschungen angestellt — umsonst! Nur daß dem Verschwinden des Barons ein Ehrenhandel mit einem Hofkavalier vorausgegangen war, wurde festgestellt.

Die Baronin saß auf einem Tabouret, neben der Wiege ihres schlafenden Knaben. Die „Gazette de France“, in welcher sie gelesen, war auf den Teppich niedergeglitten, aber die Neuigkeiten, die sie gebracht, beschäftigten die Gedanken der Baronin um so lebhafter. Jedes neue Blatt enthielt jetzt der betrübenden Nachrichten genug. Der König hatte sich genöthigt gesehen, dem Rathe seines Finanzministers Necker aus Genf zu folgen und die Reichsstände des Königreichs zu berufen, die seit 1614 nicht versammelt gewesen waren. Seit dem ersten Mai tagten sie zu Versailles. Aber die schwebenden politischen Fragen waren bis jetzt nicht erledigt worden, ebenso wenig hatte man der Finanznoth zu steuern vermocht — der Ausbruch des Kampfes nahte.

Die junge Baronin gedachte ihrer Verlassenheit. Als Erbtöchter der von St. Raynold hatte sie ihren Gatten vor drei Jahren geheirathet, bald darauf nachdem sie aus dem Kloster zum sacré coeur getreten war. Der Vicomte, ihr Vater, war unmittelbar nach ihrer Hochzeit gestorben. Wie sollte sich die unerfahrene Frau in den Verhältnissen zurecht finden, die sich täglich mehr verwirrten? „O, mein Gatte

— wo bist du?“ seufzte sie von Neuem und sah auf den Ring an ihrem Finger nieder. Da trat Pierre ein und meldete einen Gast. Es war der Milchbruder Margots, dem ihr Vater, der Vicomte, die ungewöhnlichen Talente des Knaben scharfsinnig erkennend, eine gelehrte Bildung hatte geben lassen. Noch jetzt befand er sich auf der école de médecine zu Paris. Charles Bernard war kürzlich aus Paris gekommen, um seine Mutter zu besuchen, die in einem zum Schlosse St. Raynold gehörigen Parkhäuschen wohnte. Jetzt kam er, um auch die Milchschwester zu begrüßen. Man hatte einander lange nicht gesehen, nur ein einziges Mal seit Margot das Kloster verlassen hatte.

„O, Margot, meine süße Schwester, pardon, Mademoiselle, nein, Madame!“ sagte der junge Mann erregt und in einiger Verwirrung, indem er der Baronin die Hand küßte, mit demselben Anstande, welchen er einst als Knabe bei Gelegenheit der Gartenfeste, die der Vicomte seinen Gästen gab, von seinem Versteck aus beobachtet hatte. Kein Marquis könnte seiner Marquise anmuthiger die Hand geküßt haben!

„Sie kommen aus Paris, Charles?“ frug die Baronin erröthend und mit voller natürlicher Bewunderung der vortheilhaften äußeren Veränderung, die mit dem Jugendgespielen vorgegangen war. Noch zierten ihn die vollen dunklen Locken, die sie einst als Psillis mit manchem bunten Blumenkranz geschmückt hatte, aber er war zum Manne geworden, dem man ansah, daß er sein Schicksal selbst in die Hand genommen hatte. Der Vicomte, ihr Vater, der einst bei den Encyclopädisten in die Schule gegangen war und mit Rousseau und Voltaire in Briefwechsel gestanden, hätte sich freuen müssen, als Philosoph und Menschenfreund, über das Resultat. —

Die Probe, die er mit diesem Kinde aus dem Volke gemacht, war vollkommen geglückt. Freilich fand die Baronin im Verlauf der Unterredung die politischen Ansichten des Milchbruders keineswegs nach ihrem Geschmack. Er hatte in Paris den bureaux d'esprit, aus denen später der Jakobinerklub herauswuchs, angehört. Anfangs hatte man sich nur mit philosophischen und schönwissenschaftlichen Gegenständen beschäftigt, jetzt waren es nur politische Tagesfragen, die man in der Bibliothek des ehemaligen Jakobinerklosters in der rue St. Honoré erörterte. Auch hatte man gleich nach Beendigung des nordamerikanischen Freiheitskrieges angefangen, sich der republikanischen Staatsform zuzuneigen. Sie folgte seinen schwärmerisch vorgetragenen Ansichten mit Interesse, aber auch mit verachtendem Kopfschütteln. Um so mehr erfreute sie seine Theilnahme für ihr persönliches Unglück. Weinend zeigte sie ihm ihren Knaben, als das letzte, was ihr von ihrem kurzen Eheglück geblieben war. Und als er nach kurzer, rasch verflogener Stunde ging, reichte sie ihm die schöne, weiße Hand, die aus dem Hauskleide von feinen gelblichen Valenciennerspizen förmlich hervorleuchtete und bat ihn, bald, recht bald wiederzukommen. Die Erinnerung an eine schöne, ungetrübte Jugend blieb ein so holdes, süßes Glück in der Leere und Dede der Gegenwart . . .

Und Charles Bernard kam wieder, morgen schon, täglich. Er hatte Margot von St. Raynold, seit er denken konnte, geliebt. Sie war ihm die Verkörperung alles Schönen gewesen, der Stern, zu dem er aufschaute. Und als er heranwachsend und sich schnell entwickelnd, das Bewußtsein und die Kraft in sich fühlte, dereinst im Reiche des Geistes etwas leisten zu können, und die Gegenwart überraschend schnell mit den alten Einrichtungen und Standesunterschieden brechen

sah, war es da nicht natürlich, daß ihm auch der Muth kam, die Geliebte einst zu besitzen? Sie pflegte sich aus den weiten, einsamen Räumen des Schlosses nach dem grünen Parkhäuschen zu flüchten, um mit der alten Amme, die ihrerseits noch immer das Kind in ihr sah, über Charles zu plaudern. Das alles war erst anders geworden, als der Vicomte der Tochter den bestimmten Gatten zugeführt hatte. Mit der sanften Fügsamkeit, die ihr angeboren, und die die Klostererziehung noch mehr entwickelt, hatte sie sich dem Willen des Vaters gefügt und die getroffene Wahl nicht bereut. Sein unerklärliches Verschwinden war der erste heiße Schmerz, den Gaston von Charannes seiner angebeteten Gattin bereitet hatte.

Es war ein heißer Hochsommertag gewesen. Wie ein Feuerball hatte die Sonne tagsüber am Firmamente gestanden; als sie hinabsank, erschien das Himmelsgewölbe wie eine glühende, feurige Kugel. Die Baronin ging mit dem Milchbruder in der Abendkühle spazieren.

„Hier auf diesem Platz spielten wir einst Federball — wissen Sie noch, wie Ihr Federball dem steinernen Tritonen persönlich auf die Nase fiel, und ich ihn herunterholen mußte, theuerste Margot? Dort am Bache befindet sich immer noch die alte Schaukel, die ich durch herabgebogene, unten verbundene Weidenzweige für uns fertigen durfte. Wir saßen darinnen beisammen, glücklich wie zwei Vögel im Neste! Hier in dieser Laube lasen wir zusammen Paul und Virginie!“

Die Baronin bewunderte das treue Gedächtniß ihres Jugendfreundes und erröthete leicht, indem sie das schöne, feine Haupt in schweigender Zustimmung neigte.

„Darf ich Sie noch einmal auf den See rudern, liebe Margot? Schon morgen muß ich nach Paris zurück!“

„Lassen Sie, Charles, es ist kühl, empfindlich kühl nach der sengenden Hitze des Tages. Ich möchte in's Schloß zurückkehren!“ sagte die Baronin ausweichend. Dann setzte sie ernst hinzu: „Ihr Versprechen, nach Baron von Charannes zu forschen und nichts unversucht zu lassen, um ihn zu ermitteln — ich weiß, Sie werden es erfüllen!“

Ueber das schöne Antlitz des Milchbruders glitt ein tiefer, finsterner Schatten und verwandelte es unbortheilhaft. Dennoch sagte er mit fester, sicherer Stimme: „Ja, ich werde es erfüllen!“

„Glauben Sie, daß, daß — er todt ist?“ forschte die Baronin.

„Todt? — Ich weiß nicht — aber es ist möglich!“

2.

Der junge Arzt war wenig länger als eine Woche von Paris entfernt gewesen, dennoch fand er die Physiognomie der Hauptstadt gänzlich verändert. Die zu Versailles tagenden Reichsstände waren durch König Ludwig XVI. aufgelöst worden; während die beiden ersten Stände, Adel und Geistlichkeit, dem Befehl nachgekommen, war jedoch der dritte Stand, das Bürgerthum, auf seinen Plätzen verblieben und hatte sich als Nationalversammlung aufgethan. Das Volk aber erklärte, dieselbe schützen zu wollen, ebenso wie seinen Liebling Necker, der sich durch die Zusammenberufung der Reichsstände bei der Hofpartei gründlich verhaßt gemacht hatte und Paris verlassen sollte. Die Stadt schien ein Pulverfaß, das ein Funken entzünden konnte.

Am Morgen des vierzehnten Juli schien die Spannung ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Von innerer Unruhe ge-

trieben, verließ auch Charles Bernard frühzeitig sein Dachstübchen im lateinischen Viertel, und ließ sich von dem fluthenden Menschenströme weitertragen. Auf dem ersten freien Plage angelangt, blieb er mit den Andern vor einer eben angehefteten Bekanntmachung des Advokaten Camille Desmoulins stehen, der von Anfang an in der Nationalversammlung sich durch phrasenhafte Beredsamkeit hervorgethan hatte. Der Anschlag lautete:

„Bürger von Paris!

Der Diebling des französischen Volkes, Neckers, ist schändlich entfernt worden. Wer von Euch weiß, wo er sich befindet? Er soll Paris verlassen haben, sagt man, wer aber hat es gesehen? Es ist Grund anzunehmen, daß man Eure Wachsamkeit getäuscht hat!

Ist es nicht wahrscheinlich, daß er sich gleichfalls in der Bastille befindet, dieser Zwingburg mit hundertjähriger Knechtschaft und empörender Tyrannei?

Bürger von Paris: Freiheit oder Tod!“

„Freiheit oder Tod!“ wiederholte das Echo aus den Reihen des umstehenden, aufgeregten Volkes, zum brausenden Donner anschwellend. „Ja, Freiheit oder Tod!“ klang es wüthend und jauchzend und triumphirend im Kreise. Man umarmt einander und ballt die Fäuste, die Frauen lachen und schluchzen laut. Und weiter geht der Menschenstrom, fast unbewußt sammeln sich die Schaaren auf dem Bastillenplatz, der durch den Anschlag Camille Desmoulins nunmehr zum bestimmten Zielpunkt der Bewegung geworden ist.

Auch Charles Bernard folgte den Vorandrängenden, gleichfalls drängend und gedrängt. Auch er war ein Freund Neckers, dessen Patriotismus und Talente er immer Be-

wunderung gezoßt hatte. Der Anschlag Camille Desmoulins traf auch ihn ins Herz. Während die Sturmglocken zu läuten begannen, wurden jetzt überall Waffen aus den geplünderten Zeughäusern vertheilt. Einem halbwüchsigen, zerlumpten Knaben das geplünderte Spielzeug entziehend, stürmte er mit der erbeuteten Waffe vorwärts, gleichfalls dem Bastillenplatz zu.

„Freiheit oder Tod!“ braust es auch dort. Dazu knallen jetzt die ersten Flintenschüsse, und bald knallt und knattert es in der Runde.

Daß sie die mächtigen altersgrauen Mauern der Feste nicht erschüttern können, ist sicher. Dennoch winkt dem Pöbel bald der Sieg. Der Muth der aus zweiunddreißig Schweizern und zweiundneunzig Invaliden bestehenden Besatzung ist durch den energischen, unvorhergesehenen Angriff schnell erschüttert. Auch der Kommandant Delaunay fühlt sich dem Sturme nicht gewachsen. Bei der neuerdings oft bewiesenen Unzuverlässigkeit der Pariser Truppen durfte er nicht auf Entsatz der Feste rechnen, dazu war dieselbe schlecht verproviantirt. Das sind die Gründe, die ihn zur Kapitulation bestimmen. Nachdem der Kampf bis fünf Uhr nachmittag gewüthet, erfolgt die Uebergabe des Kastells, gegen die bestimmte Zusicherung, daß der Besatzung kein Leid geschehen solle.

Schwer und knarrend öffnen sich die Thore — siegestrunken dringt der bewaffnete Pariser Pöbel ein, dann folgen Menschenmassen aus allen Ständen, selbst Weiber sind darunter, die durch die neumodige, antike Tracht ihren Patriotismus und ihre Reize zugleich zur Schau tragen. Auch Charles Bernard folgt dem Strom und betritt den Festungshof.

Plötzlich brechen neue Flintenschüsse aus den Reihen der Angreifenden — schnell und treulos ist das Versprechen des

Sieges vergessen. Man schießt auf's neue auf die Schweizer, die sich in den innern Festungshof, den jetzt auch die freige wordenen Gefangenen des Kastells füllen, zurückgezogen haben.

Ein Mann aus dem Pariser Pöbel, in zerlumpter Kleidung und von abstoßendem Gesichtsausdruck, erhebt jetzt neben Charles Bernard die Schußwaffe und zielt auf einen jungen Schweizer, der seinen Posten neben der großen Eingangspforte der Festung noch nicht verlassen hat.

„Glender! Feigling!“ herrschte der junge Arzt ihn an und versuchte die Waffe niederzuschlagen — umsonst!

„Was thut's?“ hohnlacht der Mann zurück. „Wir wollen ordentlich Jagd halten zu Paris — wie die großen Herren auf ihren Schlössern.“

Aber der Schütze trifft schlecht. Anstatt des Schweizers stürzt der Gefangene, der neben ihm steht, und nach vielleicht jahrelanger Gefangenschaft zum erstenmale wieder an's Licht der Sonne tritt. Mit einem Schrei des Entsetzens bricht sich Charles Bernard zu dem Verwundeten Bahn. Und während draußen im Festungshofe noch einmal der erbitterteste Kampf sich entwickelt, und die Invaliden, welche die Thore eröffnet haben, nachträglich massakrirt werden, gelingt es dem jungen Arzte, dem schwerverwundeten Gefangenen die erste Hilfe zu leisten.

3.

Die ersten Sonnenstrahlen des fünfzehnten Juli 1789 beleuchteten ein Bild grauenvollster Verwüstung. Der erste Blitzstrahl des großen Völkergewitters, welches jahrelang drohend und unheilverkündend am Himmel gestanden, hatte eingeschlagen, gezündet und vernichtet! Auch das bescheidene, friedliche Dach-

stübchen im lateinischen Viertel, welches Charles Bernard bewohnte, und das die Stätte seines eifrigen Fleißes geworden war, trug die blutigen Spuren des gestern plötzlich herein-gebrochenen Kampfes.

Charles Bernard hatte den verwundeten Gefangenen, der ein Opfer der Treulosigkeit geworden war, auf einer Tragbahre in sein Haus schaffen lassen; denn auf eine anderweitige, regelrechte Pflege war bei den augenblicklichen Verhältnissen nicht zu rechnen. Die Kugel, welche in die linke Schulter gedrungen, war noch gestern Abend von dem jungen Arzt entfernt worden, und damit die erste, unmittelbare Gefahr beseitigt. Aber der Blutverlust des Verwundeten war sehr groß gewesen, lange Ohnmachten waren wiederholt eingetreten, auch jetzt lag der Verwundete wieder in einem Zustand ohnmachtähnlicher Schwäche. Die Sonnenstrahlen umspielten das bleiche Antlitz des Kranken und färbten es mit trügerischem Roth. Erst jetzt nahm der junge Arzt die Schönheit des Angesichts vollkommen wahr. Wer war es? Einerlei! Aber daß der Verwundete vornehmer Geburt, ist ihm nicht zweifelhaft, das edelgeschnittene Gesicht, der schlanke Bau des Körpers, die Feinheit der Hände ver-rathen den Franzosen von edler Abkunft. Selbst wenn die Krankheit ohne Zwischenfall verläuft, werden vielleicht Tage vergehen, ehe der Verwundete im Stande sein wird, Auskunft über seine Person zu geben. Aber dort auf dem Tische lagen verschiedene Gegenstände, die der Gefangene bei sich getragen hatte: ein Portefeuille, ein Kästchen oder Etui und eine elegante, grünseidene Börse, gefüllt mit einem Duzend Goldstücken. Diese Gegenstände würden wahrscheinlich Auskunft geben können über die Person des jungen Mannes und es

Charles ermöglichen, dessen Verwandte zu benachrichtigen. Unwillkürlich greift Charles Bernard zuerst nach dem Kästchen, das auf dem Portefeuille stand, und drückt auf die Feder. Es springt auf und zeigt das Miniaturbild — Margots, der angebeteten Milchschwester Der junge Arzt taumelt förmlich zurück, wie Schuppen fällt es von seinen Augen. Der Verwundete dort ist Baron von Charannes, der Gatte seiner Jugendgeliebten. Der Schlag traf tief ins Herz. Der einzige Mann, den er haßte, dessen Tod sein Lebensglück machen würde — ihn hat er gerettet! Denn daß Margot von St. Reynold ihn lieben könne, wenn sie den Gatten todt wüßte, ist ihm nicht zweifelhaft. Die einfachen, ländlichen Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen war, hatten sie ein wenig schwärmerisch gemacht. Er war immer der erste gewesen in ihrem Herzen, bis dieser zweite gekommen war und ihn verdrängt hatte. Und was Geburt und Reichtum betrafen, die ihn von der Geliebten trennten — nun die Kraft in seiner Brust und die Verhältnisse draußen würden sie besiegen. Aber da war der trennende Schatten, der plötzlich Gestalt gewonnen — konnte dieser Schatten nicht Schatten bleiben? Was hinderte ihn, die Wunden aufzureißen, die er verbunden hatte? Wenn das warme Blut über seine Hände sickerte, floß das Blut seines Nebenbuhlers dahin Aber vielleicht ist der Zusammenhang doch ein anderer, überlegte er wieder. Ein Bild kann in jedermanns Hände gelangen.

Er griff zum Portefeuille, es mußte sicheren Aufschluß geben. Es enthielt Notizen, Briefe — von Margot war keiner darunter.

Er blättert weiter und findet ein zusammengefaltetes Aktenstück. Das Papier auseinanderschlagend, erkannte er

darin einen Verhaftsbefehl, der gegen die Person des Barons von Charannes aus St. Raynold erlassen war. Es ist kein Zweifel, daß er ein Exemplar jener gefürchteten und verhaßten *lettres de cachet* in seiner Hand hält, die der Gerechtigkeit Hohn sprechend und der Willkür Vorschub leistend, unendlichen Kummer über Frankreich gebracht haben. Der Verwundete war also unzweifelhaft Margots Gatte und der *lettre de cachet* war der Verhaftsbefehl, der den Baron in die Bastille gebracht hatte, vermutlich aus Veranlassung des Ehrenhandels, in den er verwickelt gewesen war. Mit Recht bildeten die *lettres de cachet* einen Angriffspunkt der royalistischen Partei. Sie ergingen im Namen des Königs, aber die Namen der Betreffenden pflegten die Minister auszufüllen, der gegenwärtige war vom Grafen Maurepas, dem allmächtigen Minister Ludwigs XVI., erlassen.

Nein, er braucht keinen Mord zu begehen, um die Geliebte zu besitzen. Das Papier macht es ihm leichter!

Noch gilt das königliche Gesetz im Lande. Was ist einfacher, als den Verwundeten wieder auszuliefern? Es gab Fälle genug, wo die Eingekerkerten jahrzehnte lang im Gefängniß gesessen hatten, oder gänzlich vergessen worden waren, denn die *lettres de cachet* lauteten auf unbestimmte Zeit. Weder Justiz noch Polizei nahmen Notiz davon. Der ausgelieferte Gefangene der Bastille würde schleunigst anderswo untergebracht werden, wahrscheinlich außerhalb Paris, und im Drang der Zeit und Verhältnisse würde sein Name vergessen werden. Margot aber konnte man wissen lassen, daß ihr Gatte in der Bastille gefangen gewesen, aber vermutlich bei Erstürmung derselben um's Leben gekommen sei. Was in der Welt war glaubhafter? Wie einen gefundenen Schatz

barg er das Papier auf der Brust. Der Verwundete rührte sich, die Bewegung rief den jungen Arzt instinktiv an's Bett. Die Lippen waren trocken, Charles Bernard nahm ein Glas, um mit kundiger Hand etwas Wein einzulösen. Das brachte den Verwundeten vollkommen zur Besinnung. Er schlug die Augen auf und sah sich um.

„Wo bin ich?“

Charles Bernard berichtete ihm die Ereignisse der letzten zwölf Stunden, und rief damit im Gedächtniß des jungen Barons die Erinnerung an die gestrigen Vorgänge einigermaßen zurück.

„Welchen Dank schulde ich Ihnen, mein Herr? War es schlimm, das Massacre?“

Charles Bernard nickte nur stumm mit dem Kopfe — reden mochte er nicht. Die Freiheits-scenen, die er erlebt, hatten seine Träume grausam zerstört, ja seinen Glauben an die Menschheit erschüttert! Noch sieht er das entsetzliche Bild vor sich, wie man den Kommandanten de Launay insultirt und mit einem Bajonettstich durchbohrt, weil er seinem Peiniger einen Fußtritt gegeben hat. Später wird sein Kopf triumphirend durch die Stadt getragen. Niemals wird er die Erfahrungen des letzten Tages vergessen! Er weist die Bilder gewaltsam von sich, indem er den Kranken fragt: „Wollen Sie etwas kaltes Huhn essen, mein Herr?“

Aber der Kranke schüttelt mit dem Kopfe, dafür verlangt er das Stui, das er auf der Brust getragen hat, und greift nach dem Portefeuille. Indem er es mit Anstrengung durchblättert, fragt er ängstlich: „Wo ist mein Todesurtheil? O, man soll sie mir nicht wieder entreißen, die Freiheit!“

„Ihr — Todesurtheil?“

„Ich ward verhaftet durch einen *lettre de cachet*!“

„Was war die Veranlassung? O, ich möchte sie kennen, die Urheber dieser Ungerechtigkeit!“

„Nah, ich beschimpfte einen Neffen des Grafen Maurepas. Weil er sich im Duell feige benommen, drohte ich die Sache bekannt zu machen: das ist's!“

Die Ungerechtigkeit ließ das Blut Charles Bernards aufkochen, er fühlte sich in diesem Augenblick wieder vollkommen als das Kind des Volkes. Der Edelmann wollte nicht Schande haben von einem Gliede seiner Familie, darum wurde der Gegner vergewaltigt. Gern hätte er weiteres gehört, aber die Kräfte des Kranken waren erschöpft. Als Arzt muß er ihn nothwendig zur Ruhe verweisen, auch schläft der Kranke bald ruhig und fest. Charles Bernard zieht die Gardinen des Bettes zusammen, um ihn vor jeder Störung zu schützen.

In höchster Aufregung, aber mit leisen Schritten durchmiszt er das Zimmer. Dann tritt er an einen Tisch, um eine Landkarte daselbst auszubreiten. Der unvollkommenen Zeichnung folgt er lange mit höchstem Interesse. Plötzlich ergreift er den Hut und eilt auf die Straße hinab, um eine der verschiedenen Laienschwestern oder Nonnen heraufzuholen, die seit gestern in den Straßen umherirren, um den Verwundeten beizustehen und mit den Sterbenden zu beten. Denn der Straßenkampf hat in der Gegend der Bastille bis tief in die Nacht gedauert. Auch gelingt es ihm, eine Schwester vom Orden der heiligen Ursula als Pflegerin zu gewinnen. Zurückgekehrt sitzt er am Schreibtisch nieder, um an Margot zu schreiben:

„Theuerste Schwester!

Ich bitte Sie, unverzüglich nach Paris zu kommen, da mich daß Schicksal den Baron von Charannes finden ließ. Von einem Meuchelmörder verwundet, liegt er in meiner Wohnung. Den lettre de cachet, der seine Einkerkierung in der Bastille veranlaßte, und der in Kraft bleibt, bis er zurückgenommen ist, schließe ich bei, da ich den erschöpften Kranken morgen zu verlassen gedenke. Der große Reisende Jean de Lapeyrouse, dessen Bekanntschaft ich im bureau d'esprit machte, forderte mich auf, ihn auf seiner Reise in die Südsee zu begleiten. Wenn ich zurückkehren sollte, hoffe ich Frankreich in Frieden zu finden, und einen Bruder und eine Schwester an das Herz zu ziehen!“


Schweizerische
Familien-Bibliothek.



Gratis-Beilage

zur

„Schweizer-Chronik“.



Thun.
Druck und Verlag von Niklaus Dürrenmatt
1890.

Die „Schweizer-Chronik“,

ein Organ für die Interessen der Heimat und der
Schweizer in der Fremde,

eine Wochenzeitung im größten Format und in hübscher Ausstattung, ein selbständiges, objektiv vermittelndes Blatt, empfiehlt sich einem geehrten Lesepublikum zu Stadt und Land als sehr reichhaltige, gediegene und billige Lektüre.

Die „Schweizer-Chronik“ bringt zeitgemäße Leitartikel, Korrespondenzen und Nachrichten aus allen Gegenden des Vaterlandes, sowie aus dem Auslande, interessante, populärwissenschaftliche Abhandlungen, Plaudereien, Mittheilungen und Notizen aus den verschiedensten Gebieten der Unterhaltung und des Wissens; sie ist auf ein gutes Feuilleton bedacht und erfreut ihre Leser überdies mit einer

Familien-Bibliothek,

d. h. einer werthvollen, buchförmig gedruckten, allwöchentlich 16 Seiten umfassenden Beilage, welche jährlich eine Büchersammlung von über 800 Oktavseiten ausmacht und für sich allein eine Gegenleistung darbietet, die den sehr bescheidenen Gesamt-Abonnementspreis für die „Schweizer-Chronik“ mehr als aufwiegt. Auf diese Weise gelangt also jeder Abonnent ohne besondere Auslagen für Bücheranschaffungen, binnen kurzer Zeit zu einer hübschen Unterhaltungsbibliothek.

Der Abonnementspreis für die „Schweizer-Chronik“ beträgt:

a. Für die Schweiz:		b. Für das Ausland:	
Jährlich	bloß Fr. 4. —	Jährlich	bloß Fr. 8. —
Halbjährlich	„ „ 2. —	Halbjährlich	„ „ 4. —
Vierteljährlich	„ „ 1. —	Vierteljährlich	„ „ 2. —

Zu zahlreichen Abonnementsbestellungen ladet ergebenst ein

Die Expedition der „Schweizer-Chronik“
in Thun.

Uf em Bübeli.

Bilder und Geschichten
aus dem schweizerischen Volksleben

von

Joseph Joachim.



Me het em Zuheehübeli gseit.

's Zuheehübeli — wül's so schön höch glege isch, mit em Rüggem a Frieniswald, gegen Oben a Channebüel, nid-fig a Schwendichracha. Sunnshts aber isch die prächtigsti Aussicht gsi — und isch sie au hütt no — i's Dorf abe, i d' Ebeni: uf die schönen Obsgärten, wo die großen und chlyne Buurehüüser mit ihre rothen und bruune Firste drus ase luege und dr mächtig Chilchsthurn, mit sym glizerige Blechmänteli uf dr Achse; uf die wyte Zelg- und Gemeinsmatte, ebe wie na Tisch; uf die fruchtbare Felder, die Bäch und Heeg, Steg und Weg bis überen a Berg; uf die Höf und Dörfer Land uf und ab.

S' Zuheehübeli — wül früher, zue olte Zyte, dr Geißhirt sy Heerd druf ghüetet het, und d' Buebe g'johlet und g'juuzget hei vo Morge bis Nacht.

S' Zuheehübeli — wül spöter dr Heinischuehmacher nes Hüüsli druuf bouet het und wül — doch das wei mir mit Verlaub es Bixeli gnauer erzelle.

Also het dr Heinischuehmacher es Hüüsli druuf bouet. Und das het si au so zutreit, wie no Mängs uf dr Welt. Es isch nämlic e Zyt cho, wo me gfunde het i dr Gemein

inne, es syg nümme schädlig, aß die achzg nünzg Schuelchinder länger i's Schuellehrers Strouhütten ine schlüüffe, scho wege dr enge nidere Stube und au wege m' vile Rueß, dr Feisteri. Drum het me bschlosse, nes schöns lustigs, neus Schuelhuus z' boue, nooch bi dr Chilche, z'mitts im Dorf. — Nooch bi dr Chilche, z'mitts im Dorf — do isch kei anderi Glegeheit gfi und keiz schöners Plätzli, as em Heini-schuehmacher syz Heimetli, es Hüüsli olt und gwaggelig, ebe-recht zum Abryße. — Was witt drfür? het's gheisse. Dr Heini, gar nit fuul, seit: Mhz Heimetli, das verchauft i nit! Doch vertuusche thuen i's: Dir gät mr s' Gemeinhübeli drfür, s' Zuheshübeli, und Holz zum boue und so und so viel Geld. — —

So und so viel Geld — dorum het se si ebe zlegt no ghandlet. Doch endligen isch mr enig worde bi chli Wy und Wurst, wie's brüüchlig isch bi settige Händle. Und dr Heini het i s' Füllstli glachet und denkt: S' isch kei üble Schick my See! — — —

Ne fröhligeri Huut het's feini gä, wyt und breit, as dr Heini uf em Hübeli, im neue Hüüsli!

Wien 'r do im heitere suubere Stübli gessen isch und s' Leder klopfet und d'Löcher gstoche und d' Dröht pechet und use gluegt het i 's wyte Thal, uf die grüene Matte und Baum-gärte, und d'Bögelu kört het psyfe im nooche Buechwald äne, uf de Bäume, i de Stunde, zäntume, do het au er aso singen und psyfe, eis Gsägli um's ander, aß mr 's wyt kört het unden im Thal. Und isch d' Frau cho säge: „Aber, Heini, schäm die au, so z'haseliere, du, ne bständne Ma!“ — so het 'r druuf g'antwortet: „Los, Bäbi, los! Sett i öppe flenne und muugge? Gieng's de bas? Jöre nei, viel schlimmer!“

Gsang und Klang git frösche Mueth
 De schafft me ring und rueihet guet.
 Und d' Sorge, wenn si ine wei,
 Verschüücht me mit keim Jerehei!
 Do bruucht's nen andri Medizin,
 Die chaust me i keim Chloster in;
 Das isch dr Fihß Johr us und y —

und e Fuchzer obenuus — Fuhei! — Oder sott i, wenn i
 brav schaffe, nit au lustig dörfe sy, do obe, uf em Hübeli?
 My Großmuetter selig, nes gebornigs Guldethalerkind, isch
 nüünzg Johrolt worde, jo nüünzgi uf e Tupp! Und wenn
 me si gfrogt het, wie si 's au agstellt heb, für soolt z'werde,
 het si grad 's Rätzättli agä: I ha dr Chummer nie über 's
 Strumpfbändli ufe g'oh."

Dr Heini aber isch nit Nüünzgi worde, nit emol recht
 Bierzgi.

Do het nämlich sy Schwester Künigunde 's Nervefieber
 übercho. Sie het bi ihrem Schwoger gwohnt im Nid. „Bäbi“,
 het dr Heini gseit, „wettisch nit au einisch go luege, was d'
 Gundi macht? D' Schwögeri isch im ene Zuestand, wo mr
 nit Als ma vrlhyde, die Alti a Chindesstatt — 's isch Christe-
 pflicht, aß mr do uushilft. Z'Macht de gohn ig!“

's Bäbi isch go uushelfe. Und überschunnt dr Grause
 und bringt 's Fieber hei. — — —

Au dr Heini leit 's i 's Bett.

Und i siebe Wuche, won 'r wieder zum Brstand cho
 isch, und luuter fröndi Lüüt gseh het unnen ume, het 'r groösi
 Auge gmacht und gfrogt: „Wo isch my Frau, 's Bäbi?“
 Do hei d' Lüüt enand verlegen agluegt; und 's Lunzi's Grit
 het gseit: „Si isch zum Chrämer gange — — — Bisch du
 nume rüeihig, Heini, und schlof, das thuet dr am beste!“

Aber dr Heini het nit welle schlofe. „Bäbi! Bäbi, wo bisch?“ So het 'r gruese und fei Rueih meh gha, nimm im Bett welle blybe. Endlige, z'De, het em 's dr Pfarrer gseit, so hübscheli hinte dure: „'s Bäbi isch im Himmel — — Schick di dry, Heini, und denk 's isch Gottswill gsi!“

Und dr Heini het si dry gschickt. Das heist, er het keis Wort me gseit, nume so furios dry gluegt. Z'Macht het 'r wieder aso fiebere, stärker as nie und „Bäbi!“ nüt as „Bäbi!“ gruese. „Bäbi, se wart mir doch i chumme jo au!“ — Und am nünte Tag het au 'r d'Auge zuetho, für eister.

Und d' Lüt hei gseit: „Bi aller Fröhligkeit, — ne brävere Ma het's keine gä, wyt und breit! So friedlig, gschaffrig und huuslig! Geb em Gott die eebig Rueih!“

Druuf isch 's Inventari zoge worde über Guet und Schulde. Do het si vorgfunde: Das Hüüsli mit sant drüü Maad Juheehübeli — Werth dreituusig Franke, vielleicht au vieri. Nes Chüehli und nes Geißli und Schiff und Gschirr und Huusroth und Grümpel aller Art — macht wieder tuusig Franke. Drvo ab d'Schulde: zwöituusig Franke, blybt so und so viel, hei die Herre grechnet.

Ferner zwöi umerzogeni Chinder, 's Buebli vieri, 's Meiteli drü Jahr alt. „Was si die werth?“ frogd dr Amme.

„Nüt!“ seit dr täubbelig Sedelmeister. „Die cha mr zue de Schulde reche; de sie werde müesse vrchoftgeldet sy. Und wenn einisch 's Vermögeli nümme längt, goht's uf d' Armeasse los. Wie wett au d' Gemein chönne huuse däweg?“

Em Heini sy Schwester, 's Gundi, het si drwyle wieder ordli ebchymt gha vo ihrer schwere Chranket. Grad isch sie 's erst Mol wieder a d' Sonnen use gange, i 's Gärtli vor em Huus — herrje, wie mager und bleich! Do chunnt dr

Amme 's Fuesßwegli ab und dr Gemeinschryber mit 'm Brodikol und göih vrby. „Wo sy sie ächt gfi?“ frogt 's Gundi.

„Af em Hübeli obe, i 's Heinis Huus“, seit 's Noochbuuren Anni. „Die Sache werden am Donnstig vrsteigeret, 's isch vrlese worde. Und wer d' Ghinder a d' Ghost well näh, sel si bim Seckelmeister melde — — 's isch au grüßli, so jung und kei Vater und Muetter meh!“

„Was du nit seisch!“ seit 's Gundi und thuet d' Auge wyt uuf.

3'Nacht het 's gar kei Schlof chönne finde, het gstuunet ohni End, au mörderisch no, dr ganz Tag. I dr Ghiltnacht chunnt d' Schwögeri i 's Chämmerli ine und meldet: „Dr Jofeb isch do — — Was sell em säge?“

„Säg, i sig go schlofe. Er sell morn de cho — i löih en grüesse! Dä guet Jofeb!“ süßzget 's. „Sit nüün Johre isch 'r zue mr cho i Lieb und Treu — — Het ghuuset und graggeret Johr uus und y, für öppis z'säme z'bringe, und geduldig gwartet, bis d' Schwestere gmannet hebe, aß 'r my chönn ine näh, i 's Huus. Jetzt hei sie gmannet, sogar d' Sasanne mit ihrem giftige Muul het no Einen übercho — erbarm Gott dä Tschumpelhans — — — Jo, nüün Johr het 'r gwartet, dä guet Jofeb, und mr d' Händ unter d' Füß gleit und si schier hinterfinnet währed myr Chranket! Jetzt, won i wieder e chli hergstellt bi, wird 'r welle cho froge um 's Wort — — grad jetzt, wo das grüüßlig Unglück ytreten isch bim Heini! Wege mir isch d' Frau, wege dr Frau isch dr Heini chrank worde und ligge beedi teuf im Grab. Und die zwöi arme Hübeli si Weisli, setten bi frönde Blüeten umegstoße werde — nei, nei, das chan i nit zue gä, um Lyb und Sterbe nit — — — Aber was sell i em Jofeb

säge? Sell ig de uf alli Liebi, uf 's ehlig Glück verzichte, für alli Bzite? — Z'erscht dr Läubizimmerma — mir sy scho versproche gfi, ig nes jungs, fröhligs Bluet, er ne Burscht wie ne Flueh, hübsch und gflingg wie selten eine. Do fällt 'r abe, vom huuszhöche Giebel — muustod! Du lieber Gott, wenn i dra denke, goht mir jehz no ne Stich i 's Herz. So lieb, wie dä, isch mir halt doch keine meh worde — — — Achedryhgi, scho achedryhgi — und jehz, wo dr Weg endlig g'ebnet und Als zweg isch, chunnt das! Uf einer Syte die Chinder, wo kei Muetter me hei, uf dr andere dä guet Josef mit sym Hürothsantrag — o du heiligi Muettergottes, roth mir doch!"

Und am Morge druuf isch 's Gundi zum Amme gange, trotz aller Müedi und Schwächi.

"Dr wellest i 's Heinis Chindere ihri Sach vrchaufe, Herr Amme?"

"Jo, grad morn. So isch 's agsezt."

"Thüleit das nit, Herr Amme, i bitten ech!"

"Jä, i Gottsname, was cha mr anders mache?" D' Chind si chlei, und niemer do, wo zue ne luegt, und zue dr Sach!"

"Ig wüll zue ne luegen, ig!"

"Wo denkstch au hy? Du wotsch jo hürothe, han i g'hört, i churzer Bzt" —

"S thue 's nit, thue 's nit, de Chinde z'lieb! Wüll ne Vater und Muetter sy!"

"Isch 's müglig?" seit dr Amme und luegt das Meitli mit grohen Augen a. "Wotsch uf alli Freud verzichte, ganz und gar? Bsinn di wohl, Gundi! Es brüucht es chächs Herz und e große, starke Mueth — bsinn di wohl!"

„I ha mi bsunne, Herr Amme, die ganzi Nacht — — Und wo 's Früehglöggli glüütet het, hüt morge, und i betet gha ha zue dr heilige Jungfrau, do isch mi Entschluß gfaßt gfi: I goh i 's Hüüsli ufe, uf 's Hübeli, zue dene zwöi Chindere! Syt so guet, Herr Amme, und vrtrauet mir si a, Alls, was dr Heini selig hinterloß het. I wüll drzue luege, Tag und Nacht, und my Kraft und my guet Wille dra seze — — — Gstöht mer 's zue, Herr Amme, i bitten ech!“

„Du bisch nes haudentisch bravs Meitli!“ seit dr Amme grüehrt. „Es sell di, was do thuesch, nit greue, es sell dr Sege bringe!“

2

So isch de 's Gundi uf 's Fuheehübeli zoge, mit sym Bett, mit syr Sach. —

Am Brünneli vor em Huus wäschet 's Chindsstrümpfli und Hömmeli, und denkt drby Allerhand, wie's öppe chunt: A die Chinder, wo nebezue im Gras umerülze und d' „Tante-Gotte“ scho ordli gwohnet sy — — a ihre Brüeder Heini selig, wo das Heimetli gründet het mit Flyß und Sparsamkeit. „Wenn 'r si gsääch, 's Gundi und die Chinder binand, gwüß thät 'r si rechtschaffe freue: und ere danke — — 's denkt au a Jofeb und süßzget schwer: „Was macht 'r ächt, was denkt 'r ächt? 's Herz het's em schier versprengt, won em abgseit ha, oheye.“ —

Do stobt dr Jofeb neben anem, wie zum Boden uus gwachse.

„Jesis! wie hesch mi au erschreckt!“ seit 's Gundi. Au het's würklig recht rothi Bäckli übercho. — „Wo chunsch her? Wo wotsch hy?“

„Won i her chumme? Grad vo Heimet dur e Wald. Won i hy well. Halt zue dir!“ seit dr Jokeb. — „Gundi! i cha nit von dr sy! Mr wei hüürothe — — Und ig chume do use, uf 's Hübeli. Die Chinder sellen au mi ni Chinder sy!“

's Gundi schüttelt traurig dr Chopf. — „Bueg Jokeb, 's cha nit sy! Schick di diry — — Mit de Chinde — da 'sch gly gseit, aber schwer zholte, bsunders, wenn zwöierlei umelaufe thäte — — Nei, nei, Jokeb, 's cha nit sy! Au han i 's em Amme versproche, versproche em Liebeherget, im stille Gebet — — Du duuresch mi, aber 's Schicksal het so welle ha, as ig sell ledig blybe. Du aber, thue du nume wybe! Chunst fauft en Anderi über, ne bravi, hübschi, granschierti, so ne dolle huuslige Burscht, wie d' eine bisch!“

„Nei, nei!“ seit dä olf Chnab unwillig. „Wotscht du ledig blybe, so blyb ig's au — do hesch d' Hand druuf! I tuusche nit um d' Schätz, wie d'Bueben um ihri Chappe. Dofür bin i z'olt worde — — I goh hei und huuse mit myr Muetter furt, wien i cha und ma. Und hesch du Hilf nöthig, Gundi, sig's was 's well, im Holzen und Mäihen und Säye — mach mr Bricht! Für dy spring i dur 's Füllir dure zue jeder Stund!“

So isch 's denn au gange furta.

Uf em Juheehübeli, dr früechere Geiseweid, wachst jeh Gras, gar schöns und chräftigs. Us dem Gras, wo dr Jokeb und 's Gundi zsäme mäihe, git's gar dustigs Heu, nez ordligs Stöckli, grad gnue für's Chüchli und 's Geißli.

Scho dr Heini selig het die Hasel- und Redholderstuude uusgrüütet und jungi Obsbäum hipplanzet, uf em Hübeli ume, und Spöhnherd drzue tho und feißi Gülle. Die Bäum si gwachse zum Bestuune und trybe scho Bluest.

Aber ebe so schnell wie d' Bäum, si au die zwöi Chinder gwachse, und hei grüzt und gluzget und glachet und sy gsprungen und gumpet schier dr ganz läng Tag, aß 's e Freud gfi isch zuege. Und die größti Freud het 's Gundi gha. „Gott bhüets!“ het's gseit, zum tuusfigste Mol, de si sin em bereits so lieb gfi, wie wenn 's sini eigene gfi wäre.

Dr Heireli gar, da 'sch nes bsunderbar hübsches, aufgeweckts Buebli gfi, wie nit bold eis; es fröglet ohni End, Tanti das, Tanti diejes, und isch so gwunderig und wüll Alls wüsse, wie's ne Bschaffenheit heb, aß die gueti Tante mänggisch nit weiß z'antworte.

„Dört dr Mon“, frogt 's Buebli — „was luegt dä ein eister a, so gspässig? Und ei Backen isch em gschwulle — er wird denf au Zahnweh ha, wie du, Tanti, die letschti Woche? — Und dr Ma drin — isch 's wo hr, het 'r Holz gsrevlet, nom Betzhtlüüte, und cha jeh numm vom Fleck, sit viele hundert Johre nit — isch 's wo hr, Tanti? Und die Sternli alli, groß und chly, was thüei die dort obe, Tanti? Worum glizeren und zwigere sie so häl?“

„Das si“, seit d' Tante, „die viele tuusfig Engeli, won is mahnen und winke, aß mr felle zue ne cho i 's Himmel-rych. Au dy Vater und Muetter si dört und luegen obenabe, ob dr wigig siget und brav und fromm, du und 's Anneli“ —

„Köre si 's au, Tanti, wenn mr wüest thüei und händle?“

„Allweg jo! De briegge sie und chlage 's em liebe Gott; und dä seit zum Schutzengeli: Paß mr uuf und säg mr's gschwind, wenn sie em Tanti nit folge! De chöme sie am Christchindlistag keiz Chröömli über.“

Do seit 's Anneli lsfeli: „Gel Heireli, mr wei ömel schön folge!“

Dä aber het si Gwunderfäg schier nit chönne stelle. „Dört anen uf em Berg“, frogt 'r, „z'oberist obe — isch's wohr, Tanti, si däs Soldate? s'Michels Gregori het's brichtet.“

D'Tante lachet und seit: „Nei wägerli nit, dr Gregorli het leg. Das si grofi, lāngi Tanne, wo übere Berg uus luege. Soldate — was meinsch au, Heireli, die möchte's jo nit vrlhyde, dört obe zstoh, zuer Winterszht, im teufe Schnee, oder wenn dr Byswind goht!“

„Und selb dört, uf dāir graue Fluh — isch 's wohr, isch däs es Schloß?“

„Jo 's isch wohr.“

„Do bruucht's ne grofe Schlüssel dzue!“

„Du Narrli“, seit d' Tante und lachet überlunt, „das isch feis Schloß für Thüren und Thor! Nes Huus isch's, nes großmächtigs Huus, mit Muure so dick wie eusers Heustöckli, mit enge Fenster und teufe, gruufige Chellere. D' Stei dzue hei d' Buuren uf ihre Büggel müesse zueträge und deßgliche die schwere Träm. Und für's Pflaster azmake het me dr Schweiß vo denen arme Tüüfle gno, drum isch's au so hert worde wie Stei — — — Und drinn hei d' Grofe gwohnt.“

„D' Grofe? Was isch das?“

„Weiß selber nit, wien i 's säge sell — — — Also die Grofe si Adelige gfi. Und die Adelige hei gemeint und meine's z'Pläkewys jeh. no, dr Herrgott heb zwo Klasse Lüt erschaffe, expreß, eini as chönn befehle und gnieße, die anderi wo müeß folgen und schaffe und faste. D' Buure hei si würklig nume für Beh gholte und si plogt und uuszgugget bis uf 's Bluet.“

„Si sie denn au gstorbe, Tante? Und hei sie dört obe

dr glych Himmel. wie mir? Oder öppe ne bsundere, fürnemmere?“

„Im Himmel“, meint d' Tante, wird's wohl kei großen Unterscheid sy. Die einzigi Frog isch's nume, wer ine chunnt oder wer mueß duße stoh. De dr Herrgott könnt sicher nume zwöierlei Klüt, die Gueten und die Bösen; und wohl müglic, aß die, wo do unte höch obe gesse si, uf em Aede vo den arme Buure, dört z'unterisch abe chöme, recht teuf abe“ — —

Es großt Noth isch gsi mit em Wald, wo nordsyten a das Hübeli grenzt. „Voset, Chinder, göiht mr nit dört ine!“ So het dr Tanten ihres Brhot gluutet und drzue het si no dr Finger uuf gha.

De, wenn dr Heireli de Geiske glaubet het em Waldbrand noh und ine gseh het dur die dicke Hasel- und Wyßdornstunde i das stille Heiligthum ine, die viele Bäum mit de höchste Stämme und em schattige Laubdach, wo d' Sonnenstrahle nume ganz vrstohle hei chönne duredringe und uusgseh hei wie glitzerigi, silberigi Streipfe; und am Bode dä grünen Miesch, wo 's gwüß so schön und lind druff z'rülze gsi wär — do het's en schier bi alle Hoore zoge.

„Heireli, was gseh?“ het einisch 's Anneli gfrogt.

„Chumm lueg au!“ antwortet dr Heireli. Und au 's Anneli chneuet a Bode, und Beedi stecke 's Chöpfli dur die Stunde dure und luege schier d'Augn uus

„Ach Gott, wie schön!“ seit 's Anneli. „Wenn me numen au ine dörft!“

„Jo, wenn me dörft!“ süßzget 's Buebli. Doch schlüüft 's eister wie wyter ine, dur das Gstüüd, ganz sätteli — — — und 's Meiteli uuf und noch. Jekh si sie dinn — ach wie chlopfet ne 's Herzli — worum? 's isch bald errothe: d'Tante! —

„Sie gseht 's ja nit“, meint dr Heireli, „sie isch jo im Bohnepätz, und au d' Sternli schyne nit“ — —

Sie hoßen unter dr erst best Baum, ne mächtig dicki Eich, i 's linde Miesch; und luege linggs und rechts, schier d' Augen uus. Am Bode, chuun paar Schritt wyt, stöih d' Blüemli, wyß und zagget, ohni Zahl, Waldmeisterli im schönste Bluest.

„Wem si sie ächt?“ frogt 's Anneli glustig, „denk em Amme — — — O, es si so viel, er merkt 's jo nit, lueg dört und dört, so wyt me gseht!“ — Und 's streckt 's Händli uus und gwünnt nes ganzes Hämpfeli und setzt si nieder zum Brüederli, wo dr Amse zuelost, wie schön si singt dört oben uf em Baum im grüene Zwyg, und em Specht, wien 'r chlopset, e Büchseschug wyt, am Eichenstamm. „Wunderlig“, denkt 'r, „wie wunderlig!“

Druuf gschaue si die Meieli und schmöcke dra und flechte Chränzli — doch, was isch das? Dört dur die Waldbäum dure, 's mieschig Wegli ab, chunnt es gälz Thier cho z'laufe, nei cho z'gümperle, so groß, jo wohl so groß wie d' Rak drheim, dr olf Maudi! Mit länge, breiten Dhre und eme Mutzschwänzli, wo 's vrwegen i d' Hööchi stellt — — Setz stoht's still, macht 's Männli, strüüßt d' Dhre und luegt die zwöi Chinder mit syne Volaugen so böhmisch a. — —

„Jesis!“ rüest 's Anneli und nimmt syz Brüederli erschrocken um e Hals ume. Au em Heireli wird's uf ei mol süttig heiß vor Angst und Schrecken: Oben an em ruuschet öppis, und wien 'r i d' Hööchi luegt, gseht 'r am Eichenstamm obe nes bruuns Thierli hange, mit em e spitze Schnörkli, spitzen Dehrlene, nem große, ghoorige Schwanz; und 's luegt mit syne bruunen Auge so vrwegen obenabe — —

„Jesiz!“ schreit jeh au dr Heireli, ganz erbärmlich, und springt uuf und drvo, was gisch was hesch, 's Anneli uuf und noch, dure Stundehaag dure; sie achte weder Zwyg no Dorn — wenn si i Gottsname nume duße sy, us dem grüßlige Wald, wo so schröckligi Thier huuse. Und Laubsack hy, Laubsack her — sie springe mit leere Hände hei zue, und erst wo si hinterem Ofe hoche, im sicheren Eggeli inn, dörfe sie wieder herzhast schnuusen.

Wo d' Tante mit dr Haue hei chunnt, frogt sie: „Was isch gange, Chinder? Dr gseht jo so ergelsteret und vrzuust uns, wie d' Hühner, wenn dr Tubevogel unter sie gfahren isch! Und du, Anneli, bisch ganz verchrixt a Gficht und Händlene — use mit dr Sproch, was isch gange?“

Do hei sie bychtet! „Gseht dr“, seit d' Tante und het 's Lache schier nit chönne vrwehre, „gseht dr, wie 's goht, wenn me nit folget!“

3.

Dr Spotherbst chunnt, de Martistag, und dr Heireli sett i d' Schuel. D' Tante goht selber mit, denn er fürchtet si fast vor dene frönde, wilde Buebe. Sie bringt em Schuelmeister nö frükschi süeße Niedlewäihe, aß 'r ömel süüßerli umgöih mit dem zarte Buebli.

Im Heigoh goht sie bi dr Schwester vrby. Dört vernimmt si allerlei: Wie chrank dr Oltischuelmeister sig; aß 's Metzger-tonis nes Chind übercho hebe; und d' Verlobig vo 's Becke Mareili. Au 's Bammerts Maribab sig druf und dra, z'hüürothe mit em Wagnerduräli. Sogar vom Wegmarie werd grebt, 's werd abfahre, das Advent no, mit sym Niederämterchnab.

„Als hüürothet!“ süßzget 's Gundi vor anem ane.
„Mir ellei — mir ellei isch 's verseit — i Gottsname!“

Es macht em doch no Müeih, so dann und wann!

Und deheim, wo 's am Spiinnrad hocket, und 's Anneli
mit em Dotti gfätterlet, chunnt em das Lied i Sinn, wo 's
albe gfunge het mit 's Hechlers Martha:

Es Meitli goht i Stundes Schlag,
So muetterseelelei;
Es sinnt und stuunt ne ganze Tag
Und hocket uf em Stei.

Am Rain do blüeihe d' Blüemeli
Do gseht me hül und wyt,
Do wachse süezi Beerelei —
Das Meitli gseht si nit.

Sez us em Busch ne Jäger chunnt,
Mit Pfyl und Hirzegweih,
Luegt aden i dä sunnig Grund,
Gseht 's Meitli uf em Stei.

Er küpst sy Huet vor luuter Freud
Und juuzget luyt drby:
Grüezi Gott, du allerschönsti Maid!
Wotsch du mys Schäkli sy?

I flüehre di i 's schönste Schloß,
I kleide di mit Pracht,
Muesch ryten uf em schönste Roß,
Chansch Freud ha Tag und Nacht!

Das Meitli seit: Ne dunkli Zell
Isch künstlig jo mys Schloß,
Ne Chutte ruuch, nes hölzigs Gstell
Mys Prachtkleid und mys Roß.

Mh Vater het um Geld und Guet
Ne schwere Meineid tho.

Jez, won en 's böse Gwüsse quält,
Sett ig i 's Chloster goh.

Das isch ne schweri, herti Bueß,
Drum thuet mir 's Herz so weh,
Dafß ig vo allem scheide mueß,
My Schatz sell nümme gseh —

„Zwar“, denkt d' Tante, „grad so streng chlösterlig gfeh't's hie obe nit uus. Aber myde mueß i doch mängs, myde grad was mir 's herzliebste wär — — — Furt mit däm Gedanke, 'r macht mir nume 's Lebe schwer. Will's vergeße, vrgrobe i teufft Herzensgrund. Und einisch de, wenn 's uusglitten und uusgstritten isch, wird i im Himmelrych au nes Bruutchränzli übercho, vom liebe Herrgott selber.“ —

Dr Heireli goht flyßig i d' Schuel.

Und z'Oben, wenn 'r i dr Fibel liest: „K—K—Krei—de, M—M—Mei—Meise, H—H—Hu—hn“, do luegt en de 's Anneli andächtig a und denkt: „Ach, wie glehrt!“

Sogar dr Schuelmeister seit, es syg 's witzigisch Buebli i dr ganze Klatz, em Amme syz natürlig uusgnoh vo Amtswege.

Au i dr Chindelehr weiß das Buebli gar guete Vscheid und het vom Vikari scho nes Bildli übercho, dr Sant Heinerich mit der Kaiserkron — er gäb 's nit um tuusig Gulde!

Wie 's aber zum Bychte sett goh, soht 'r grüüßli aso briegge: „I darf 's nit säge, i darf 's nit säge!“

„Was de, Chind?“ frogt d' Tante mitlydig.

Do seit 'r endlige: „Ge wege Fraß und Böllerei — — wege 'm Depfelwegge, färn am Santiklaustag, wo mir so Buuchweh gmacht het! Gwüß thuet 'r mi nit absolviere“ —

D' Tante tröstet: „Säg's du nume herzhast, Buebli!

Und denk, es sigge scho viel grüüsigere Sache bychtet worde, as das mit dem Wege“ —

„Und ha nüt gmördet“ —

„'s macht nüt, 's macht nüt!“ seit d' Tante! „'s isch nit abjelut nöthig, as mr alli Gebot übertrete selle, im Gegetheil! Wo de halbe settisch du nume gar nüt wüsse, byr Lebzig nit!“

Au 's Anneli het müessen i d' Schuel goh. Ach, 's isch so schüüch gfi, so grüüsi schüüch! Und mit em lehre het's Müeih gha, gar viel Müeih.

„Am End isch 's ömel nume nes Meitschi!“ het d' Tante denkt, „wenn 's nume brav schaffe lehrt, spinnen und näie, pflanzen und choche — da 'sch doch d' Hauptsach! Ig selber ha 's i dr Schuel au nit viel wyter as zum Lese brocht und dr Name z'schrybe, und stoh doch i alle Stucke, was d' Huusholtig atrifft, keineren us Weg, nit emol dr Frau Ammene!“

Und wo dr Huustage cho isch mit sym gulbige Sunneschyn und dr Schnee vtribe het ab em Hübeli, us em Wald; und d' Merzeblüemli füregschlosse si i windstille, sunnige Gründe — o, do het's die zwee Buuze nūme länger glitten i dr enge Stuben inne; do si sie use gsprungen uf d' Weid, i Busch i Wald. Jek hei se si nimme gförchtet vor em Hääsli, vor em Eichhörnli und au nit vor em Guggen.

„Rörsch, Anneli, wie d' Bögel pytse?“ rüeft dr Geireli. „Und dr Fink dört uf 'm Buechezwyg — weisch, was 'r singt? Im Buechli stoh't's vo 's Wirths Babeli, und e schöni Wyz drzue;

Gili, fifi!

Jek isch 'r vrbh

Dr Winter mit sym Nsch und Schnee,

Sh grnusig Sturm, dä wäiht nimm meh,

Er isch brbh —

Filisi, fisi!

Filisi, fisi!

Uf 'm Hübeli

Stoht scho dr Früehlig im Blumekleid

Und winkt vo wytem, 's isch e Freud,

Gus alli herbh —

Filisi, fisi!

Filisi, fisi!

Lueg wie 's Büüßeli

Uf em Haselzwyg lys Chöpfli streckt,

Und d' Sunne lys us 'm Schloß erweckt

Blüemli groß und chly —

Filisi, fisi!

Filisi, fisi!

Ach wie schön si sie

Die Matte z'ringsum, dr Berg und 's Thal!

Ade, du Winter voll Chummer und Dual,

All Sorge brbh!

Filisi, fisi! —

D' Tanten aber seit: „Seh, Chinder, hört's uuf mit dem „Filisiere“, mit dem Ländlerlen und Pfänderle! 's Schaffe goht a — jä lueget mi nimm a — au dir müest schaffe, lehret's nimm jünger! Müest nämlig au wüsse, wo 's Brot herchunnt, es dunkt ech de viel besser! Gütt göih mr uf d' Rütli use, uf e Channebüel, go Herdöpfel seke. Du, Heireli, nimmsch däi liechti Haue dört, du, Anneli, dr Chratte! Und ig 's Charli mit de Sezlige“ —

„Wih!“ juuzge die Chinder, „da 'sch lustig, go Herdöpfel seke!“

„Uf dr Rütli ligge Furen a Fure; dr Winter het si

murb gmacht und zahm. Do werde Löcher dry grabe, dr Schnuer noh, schön grad i dr Reihe. 's Anneli leit Herdöpfel y und Aesche.

„Chehr d' Aengli schön obenuuf!“ mahnet d' Tante, „aß si guet chönne cheiste — — I vier Wuche, wenn's schön warm isch, si sie füre zum Hacke, i wytere drei Wuche cha mr si hüüfle, druuf thüei sie blüeihe, und z'Joheshtag, no dr Ern, si sie scho ryf, bsunders die Blauängler. Freuet ech, Chinder!“

Do dr Rütli us gseht me wyt überen i's äner Thal.

„Aber nei“, rüeft 's Anneli, „wie schön! Dört die Schilchthürn, die Hüüser und Dörfer, zäntume verstreut. Und die breiti, wyssi Strooß wo i de Ränken ume goht, dur Wölber und Matten und Gheid — wie heist selbi Strooß, Tanti?“

„Da 'sch d' Aare, Chind, ne Bach, mehr as hundert Schritt breit und teuf, es weiß kei Mönisch! Dä chunnt us de Schneebergen use — gseh'sch d' Schneeberge, Anneli, dört inne, dört obe, ein hintere'm andere, dell spiz, wie ne Zuckerhuet, dell rund wie ne Türggebund, i alle Gstalte? Gseh'sch's, wie sie gligere i dr Sunne?“

„Si 's au Büt druf, Tanti? Und Thierli? Und änedra? — isch's änedra au no Welt?“

„Büt und Thierli chönne wägerli nit lebe uf dem gfrorne, eebige Schnee“, antwortet d' Tante; „sie müesste jo vrhungere, vrfrüüre — — — Aenedra wird wohl au no öppis sy, aber was, chan i gwüß nit säge. Bi halt no gar weni wyt ume cho: I d' Stadt go firme; Mit dr Gotte z'Greibt i 's Niederamt abe; nes paar mol z'Märet go Lange-thal übere; einisch i d' Ern go Galleried, mit eusem Anni

selig; him Dofter im Fädelbüchli; uf e Born abe go wolfarte und einisch i Horngrabe — das si ungfähr alli myni Reife gfi, myr Lebzig! Wie sett i au wyht hi cho si, ig, nes ärmers eifältigs Wybervölchli — haß, Heireli, haß! — Aber nen Ueberrächter hei mr albe gha, nen olte Soldat. Dä isch gar wyht i dr Welt ume cho, glaub no mängi Stund füruse. Und het de i dene länge Chiltinächte Gschichten erzellt und Märli, me het schier 's Schmuuse vrgesse, oder au isch 's eim ganz chruuselig worde drby. Wenn de no dr Christeschüefer drzue cho isch, de hei die Zwec z'säme brichtet, 's isch eim schier trümmelig worden im Chopf und mängs mol het 's ein dunkt, es chönn nit sy. Denn au dr Chüefer isch schynts ordli wyht ume cho i syne junge Johre, bis inen i 's Entlibuech, abe bis Mumpf am Rhyn, wo die süeße Wybeeri und die dicke Gälts wachse felle, hiehar em Badiße; und ufe bis uf Rüttschele, wo syß Fraueli her isch. Und si Brüeder isch ebefals Soldat gfi z'Holland im Prückische und bi de Frankrychere z'Paris — — wenn 's so chlyni Seglig sie, Anneli, se muesch zwee in es Loch thue — so! — Und vo dene Burschte z'rede — do hei si denn albe brichtet vo de füürspeuige Berge, wo z'Nacht lüüchte, stundewyt, wie ne Chienfachele; vo dene Wasserfälle, wo hööch über d' Bergen abe ghebe; vo de Bäume, wo 's ganz Johr uus und y grüene, blüeihe und Frucht träge; vo de wilde Thiere und Schlange, wo eim no'm Lebe trachte; vo de Lüüte, wo brandschwarzi Huut hebe zäntume; vo de Schiffe, wo uf em Meer ume schwümme, so groß wie nes Buurehus; vo dr Hiz i dene warme Ländere, wo me chönnt Eier siede und Säurüppeli brote a dr Sonnen uf; vo dem vielen Ungsüüfer, wo eim d' Huut vrstüpf, aß sie gly usgseht wie ne Schuumschelle; vo dem chrumme Thurn

und dem z'Stroßberg unte, wo innwendig, wie me säg, noch zeh Schueh hööcher sig as ußwendig; vo de Rünige, wo Tag und Nacht e guldigi Kron ufhebe, so groß wie nes Schäfferchörbli; vo de Wilde, wo im Chyb enand uffresse mit Huut und Hoor; vo den Affe, wo's ganz Johr nüt thüei as turne, und au uf enen Art Lüüt syge, frili ganz apartigi — — — O, i chönnt ech ne ganzi Buchen erzelle, wenn i nit scho 's Halbe vrgesse hätt! Denn es si wol über zwänzg Johr vrbhy, sitdem dr Scheerischlyser gstorben isch."

Dr Heireli het gar gstryf zuegloöst, und seit drno d'Händ i dr Chitteltäsche: „Au ig wüll furt i d'Fröndi, wenn i einisch groß bi! De wüll dr au brichte, Tanti!"

Do isch d'Tante grüüßli erschrocke und seit: „Du Hezers Bueb, was dir nit i Sinn chunnt! Nei, nei, ne Napelitaner muesch du nit werde, sei Fahramen und Nütznuz, bhüet is Gott! Au dr Chüeferchrüte isch nit dr besser gsi, hät Alls uuszgchänzelet, die fromme Brüüch, d'Anghüür, d'Hexen und 's banne, het weni glaubt — o d'Großmuetter selig het doch mänge Brdruf gha drwege — aber, Chinder, so schaffet doch au! Süst hör ig uf brichte, und dr überchömet erst nüt Zimmiß!"

4.

Am Brenetag, wo d'Tante vo dr Meß hei goht, roht dr Statthalter vor dr Schüür und handtiert am ene Pflug ume. „Gundi“, seit 'r, „chumm los doch e chly! — Was wüll i säge: Die nööchste Täg, wenn 's Wetter hübsch blybt, thät i gärn 's Beh uuszloh uf d'Matte. Der Kareli isch chränfli, dr Peterli no z'jung, 's Meitschi aber isch halt doch nume nes Meitschi, förchtet si vor de Chüehne, vor de Schofe

fogar. Do isch mir grad nächti dr Sinn a eue Heireli cho, mi Götli. Da 'sch nes donners heiters, gflinggs Bürschtli, ha 's scho mängisch gseh, wenn 'r i d'Schuel cho isch, 's Hübeli ab. Also han i denkt, das Bürschtli chönnt dr 's Beh hüete ganz prächtig, uf dene große, wyte Matten use. Do git's jo gar nüt z'thue, as e chly ufzpassse, as si keiz bläiht oder vrlauft. Bös mueß 'r nit ha, i thät's rit und d'Muetter no viel weniger. Er überchunnt recht z'esse und au ne Bage Lohn ägetera — 'r mueß z'friede si, und du au, Gundi! Was seisch drzue?"

Gern hätt d'Tante Mei gseit; de 's Buebli het sie rechtschaffe duuret wege dene viele Strapagen und Gföhre. Aber gege 'm Stattholter het si 's nit wellen übere, gege sy Wunsch nit dörfen openiere. De 's isch im Ganze en agsehne, guete Ma gfi und het em Heireli all Neujohr nes schöns Göttingeschent gä, druckti Nasellümpe, Büüg für nes Paar Hösli, ne wullige Tschoope und ne Ring, drzue und ne silberige Feufbäzler drin — — Drum seit sie: „Mira wol, wüll's Euch isch, Herr Stattholter! 's Buebli isch zwar no gar jung, blöfeli Delfi — nu, dr chönnt 's jo probiere, ob 's dr Dienst chönn vrsehl!"

Aber dä Heireli! Demitts i dr Stuben isch 'r uf e Chopf gstande und hät häluuf gjuuzget vor luuter Freud! „Nih! da 'sch lustig, z'Weid fahre!" seit 'r. „Z'Weid fahre mit dene viele Chuehnen und Rindere, wo Gloggen ahei, eini schöner as die ander! Und ig de hintedry mit dr länge Geisle und chlöpfe — o du wirdsch luegen und lose, Tanti, wie das goht!"

Schön isch dr Mai, wenn die ganzi Natur us 'm Schlof erwachet, fogar die olte, todte Hoffnigen im Wönscheherze neu

glockener Zupfhang ring

auslebe; d'Matte, d'Baum und 's Gstrüüch — — — Schön
isch dr Summer, d'Fruchtfelder i ihrer Pracht.

Schöner aber, as beidi, isch dr Herbst.

Das het sogar euse Heireli empfunde. Wenn 'r rüggligs
do glegen isch uf dr grüne, linde Grasdecki, im heimelige,
warne Sunneschyn und über die Matten ewegg gluegt het
wo tuufsig und tuufsig dünni, wyßi Fäden usgspannet gsi si
und gschimmeret hei wie ne sydige Zettel; oder a d'Obstbäum
ufe gugget het, wo zwüsche 'm bruune Laub guldgäli Depfel
und Bire oder blaui Zwetschge ghanget si; oder gar a klar-
blaue Himmel ufe, wo zarti, wyßi Wölchli wie chlyni Schiffli
sätteli drher gfahre si uf ihrer große Rundreis um d'Welt;
und de das harmonische Glüt vo wyt und nooch, vo dene
Chüehnen uf dr Weid — do het 'r mängisch d'Augen zuetho-
vor luuter Andacht und traumt und traumt — — — Bis
's em plötzlich wieder i Sinn cho isch, wege was 'r eigetlig
au do sig, nämlich zum Beh z'luege, as 's nit öppe z'wyt
goht i syr uvernünftige Freßlust.

De si 's Stattholters Chind cho mit eme Chrättli voll
süß Depfel und teig Bire und Ankebrod oder gar nes Stückli
Wäiße, zum Zimmis, nes Füllrli het scho brönn, perseh --
da 'sch jo 's Hirte Bruuch. Do het me d'Depfel i die heiße
Aesche gstoße, desglische d'Deckelschnege oder neu Herdöpfel.
O, keir Prinzessi gschmückt ihres Zuckerbrod, wie dene Bueben
und Meitschene das bähte und ruehige Züg!

Wo nooch und wyt tönt dr Gsang und 's Gjohl vo de
Hirtebuebe, so übermüethig lustig! Me rüeft enander zue,
vo Matte zue Matte, vo Hubel zue Hubel, und antwortet
mit eme häle Juuzger, as 's im Wald äne luut aschloht —
me juuzget ohni End, uf enes Doze mehr oder minder

chunnt's gar nit a, 's chost jo nüt, as 's Muul ufzthue und ne gueten Dthe — — Me springt und gumpet und macht allerhand Spieli: Stigeli-Stägeli ab 'm Sädeli, 's Wolfsjage, dr Herysprung, 's Wespihof — — oder me thuet uf em Schofbock rhte — — und goht ne gfräßigi Chueh oder nes übermüethigs Chutschi*) über 's March use, so müesse selbstverständlich die chlyne Buuke go umewehe, die sie jo au für öppis do. Bis si d' Sonnen em Berg zueloht, ume langsam und hübscheli, as thät 's ere weh, so frueh z'scheide us dem schöne Thal, und ihri Strahle ganz schräg schyne und d'Bäum längi, längi Schatte werfe; de heist's zsäntume uf dene Matte: „Heigoh! Heigoh!“ Und z'Allerlegt wird no nes Peutschekunzert ufgeführt und gjolet dzue: „Ho!ho, hodelbudo!“ — —

Und z'Nacht no, im Schloß, traunt 's em Heireli vo all dem lustige Trybe und 'r sporet as 's Bettstgctbrett chrachet und rüest überlaut: „Hü! Rothi! Gottume, Blösch! Holihö — hohö!“

Fryli, das schöne Lebe duuret chuum nes paar hurzi Wücheli. Bald no Michelstag soht's notiznoh aso ungmüethlig werde, cholti Nyffe, füechti Nebel, scharpfi Wind und frösteligi Negetäg stelle si y. Heist 's jo i dr Buureregel: „Gall stellt vor e Stall, Simon und Judi stellt ganz y!“ Und die Buure, dene 's Beh lieb isch und d'Hirtebueben au e chly, stelle wirklig y.

So het 's au dr Stattholter gmacht. Em Heireli aber het 'r nes halblynigs Chleidli gschenkt und ne schöne Baze dzue und gseit: „Gesh die Sach guet gmacht, Götti! 's nööchst Johr channsch de wieder cho — gel? Grüeß mr 's

*) Chutschi = Hind.

Gund — d'Tante wüll i säge! Si het so grüüsli Chummer gha wege dr, du chönnsch öppe vrfriüre oder süscht Schade nä — 's het dr doch nüt gmacht, gel Götli?"

„D nei“, seit dr Heireli, „da 'sch recht lustig gsi — dank recht schön, Herr Götli! — „Und 'r springt mit syne Sache heizue 's Hübeli uuf und juuzget vor Freud und rüeft scho vo wytem: „Tanti, lueg, was mr dr Götli gä het! Gel?“ —

Und spöter, wo dr Winter ne ganzi Kutte voll Schnee uszgleert het über d'Matte, Felder und Wälder, do het me dr Schlitte füre guo ab 'm Eßrig abe — dä Gätterlischlitte, wo scho dr Aetti selig bruucht het i syne Buebejohre — und ne Geisrolle dra bunde und en Hälsig zum führe. Dr Heireli gutschiert, 's Anneli sitzt hintenuf — hui! wie isch das gange, grad wie ne Pfyl 's Hübeli ab, aß ne frei gsuußet het i den Öhre! Und het men au paar Mol uszgleert dört am schräge Bördli, unte i de chneusteuf Schnee, und het 's au rothi Näskli gä und blaii Händli und gstryf Finger und nassf Strümpf — lüstigers git's jo doch nüt as das Schlittesfahre, kei Chilbi nit, nei wahrli!

I dr Ern het d'Tante gseit: „Uf den Acheren uf, im Feld, ligge 's Aehri z'Hüüfewys; so hahlig isch 's Chorn! Bueget dört im Weg unte: z'Schaarewys zieh si usz, die arme Lüüt, chly und groß, go Aehri uussese. Göiht au dir! Dr heit ech nüt z'schäme, de was mit Gottswille gwachsen isch, sell mr nit z'Schande lo goh. Göiht und syt flykig!“

Das fryli isch kei Chilbi gsi! So am Bode ume z'buggele, vo Morge bis Nacht und no den Aehrene z'sueche bi dr großen, erstuunlige Sitz und de böse Muggen und Bräme! Bieli vo dene Chindere hei no baarfiz müesse i dene herten Stufflen

ume laufe und nüt z'esse gha, as herts Brot. Eusi Zwöi aber hei nes Chrüegli gueti Milch bin e gha und nes Hämpfeli dürri Zwetschge für e Durst.

Und wo, no dr Ern, die Mehri fürnt und puht gsi si, siebe Mäs prächtings Chorn, und 's Chorn gmahlen und bachet gsi ist, zeh schöni Leibli Brot und no zwo groß herrlig Wäihe, seit d'Tante: „Gseht dr jeh, was dir zwöi Höckli vrdienet heit die paar Tag uus? Gelet, das Brot isch viel besser?“

Und bi Zyten im Herbst het dr Heireli wieder sy Hirtepeutsche zweg gmacht. — „Das Mol“, meint 'r, „wüll i dr böse Rämichueh scho zeige, wer Meister isch, und em Schägghalbeli au! Sie selle wieder cho gäbele gege mr ine, wie färn — wol, dene wüll ne's vrleide: Bi ebe feis so erschrocknigs Buebli meh!“

Hüür isch 's Stattholters Mina mit 'm z'Weid gange, ömel bi schönem Wetter.

Uf dr große Bodematt ufe, unter em breite Wildbirlibaum, ~~het~~ dr Heireli us Stecken und Ruthe ne Hütte bout, und mit Miesch tabiziert, und nes Ladebänkli ine gmacht, und us Bachschlamm und Chieselftei ne Chochherd ufgesetzt, und es Schäftli abrocht für 's Gschirr. D'Mina und anderi Chinder hei flyßig ghandlanget und drwyle zum Beh gluegt, as 's si nit vrlauf.

Und es Pfänni isch au gly bi dr Hand gsi und Wasser gnue im Bach. Und do het men aso rüsten und choche, Herdöpfel und Wyßrüebe, Depfel und Bireschnitz und au Suppe. Und isch das Gföck au vrsalze gsi oder gräuelig worde und hets ne Farb gha wie nen olte Fälschuet, und vo Anke nit die lyfesti Spur — die Bueben und Meitschi hei 's gradglych gschnabeliert bis uf 's letscht Brösmeli und 's Muul no

gschleckt und grüehmt, wie guet das sig, so herrlig, wie nüt uf dr Welt! — Z'Oben aber, wenn sie hei cho si, het d'Frau Stattholteri d'Händ obem Chopf zämegschlagen und gseit: „Uns Himmels wille, Chinder, wie dir au Müüler heit! Und du, Mina, gschau au dyne Händ und 's Schäubeli, wie dreckig, wie schwarz! Schämst die nit au? Pfi tuusig!“

Sunntig und Fyrtig isch au 's Anneli mit use cho z'Weid. De isch d'Hütten in e Chilche verwandelt worde und dr Heireli het dr Pfarrer gmacht. Vom Chänzeli, das heist vom Chochherd abe het 'r 's Ewangeeli vrlése und prediget nom Täg, und drby d'Arme vrworfe, und luut gschraue, aß mer 's wyt ume fört het und si d'Bueben und Meitschi zsäme grottet hei, fogar vo de Gemeinsmatte her. Au g'antet isch worden und ghesperet und Choral gsunge nach Note — — — bis öppe plötzlich ne ruuchi Mannestimme i d'Andacht ine gfahren isch: „Nu dir Malefizbuebe! Heist das Vieh ghüetet, wenn d'Chüeh uf ander Lütte Plätz weide und dr Chabis abfresse und 's Rüeblichruut i de Blünte? Wol, i wüll ech lehre, dir Raze!“ De isch Alls usenand gstobe, dr Pfarrer, dr Sigrift, d'Minstrante und d'Sänger, eis do use und 's ander dört use, für ihres Beh go z'säme z'sueche. Und hei Gott danket, wenn sie unghooret und ungschläret ab dr Chilbi cho sy.

Es anders Mol isch Hochzyt gfyret worde, oder Chinds-
taufi mit Götli und Gotte. Au am ene Festmöhli het 's nit dörfe fehle. Chabisblätter si d'Platte gfi, druf si Depfel und Biren und Chruuthbüscheli glege, wo dr Brotis und dr Salot und dr Türggebund hei müesse vorstelle. Us Herbst-
rüebe si Teller und Schüffeli und Gläser gschniczlet worde, drum het me dr „Wy“ und dr „Thee“ trunke, wo jo rhydig

glossen isch im — MatTEGRÄBLI. Und me het „Gfundheit“ gmacht und apütst, herzhast und zimpher, und enand Ehr atho, grad wie die Große. Schließlich si mit 'm Brotis und 'm Nohtisch au d' Platten und Teller und sogar 's Chind — nes großes Nieferüebli — aufgefesse worde, rumpis und stumpis. Und me het aso singen und jublen und tanze und thue wie närrisch — vo dem viele, gnoffne, starke Wy!

Oder mr isch prozessionswys, mit Ehrütz und Fahne, Pfarrer und Sigrift, um d'Bäum ume zoge und het betet und gsunge und gschellet us Zybschräfte, grad wie am Lieberhergetstag; und Meie gsammellet für d'Chilche z'ziere, Chilterblueme, Gänseblütsli, Bachbunnele und rothi und schwarzi Beeri us 'm Haag.

Und das Mol isch Simon und Judi em Heireli viel viel z'früeh cho, numen ungeru het 'r vor däm schlechte Wetter und de choltte Fröste z'Feld gruunt und isch hei zoge i das stille, enge Stübeli uf 'm Hübeli.

Doch so gar still isch 's furta au dört nit blibe. Die Bekanntschaften und Fründschaften vom Herbst noch si furtgesetzt worde ganz lebhaft. Zwüsche dr Schuelzyt si 's Statholters Chinder, d'Mina und dr Peterle, flyßig uf Buech cho. Und neuu Spieli si aufgeführt und Gottsdienst gholte worde, Meß, Metti und Vesper. Und ne glehrteren und gflinggere Pfarrer het's nit gä, aß euse Heireli. Das het sogar dr Tante, wenn sie vom Spinnrad us dem Spieli zuegluegt het, aso vlyüchte, und eister wie mehr isch si uf e Gedanke cho, ganz ernsthaft: „So gwüß, dr Heireli mueß geistlig werde, oder 's müest au gar nit z'mache sy! 'S isch so nes diffigs, gschyds Buebli — dä bringt's scho zweg, so

ring as Eine! O das wär doch schön! Und 's gäb au, mir u d ihm, ne Staffle i Himmel" — —

Und si het ihre Plan, wie Bruuch und Recht, em Pfarrherr mittheilt. Au däm het's gar nit übel gfallē. Er het sogar si Hülſ versproche, i alle Theile. Vorab müeß dr Herr Vikari em Bueb Unterricht gā im Weltsche und Lätinische. De chönn mr, wenn 'r guet Lehr, jo wieder luege. —

So isch de dr Heireli all Oben es Stündli i Pfarrhof gange. Au i de Chiltträchte und a Sunntigen und Fyrtige het 'r z'lehre gha uf Lyb und Lebe.

Und d'Tanten isch furta ne Stund länger am Spinnrad gseffe und het ghuusjet und gspart, uf das Studiere hi, us alle Ehräfte, und em Anneli abgewehrt, es sell ömel ganz süüferli mache bim Rüste und Hasple, aß 's Brüederli nit gestört werd i sym geistlig Studiere.

5.

Zwöi volli Johr het der Heireli bim liebe Herr Vikari fini Stunde gnoh und si mit 'm Korneeli Nepos umegschlage mit großer Lust und Tapferkeit.

Drno het's gheisse: Furt, uf Engelberg zue, a d'Chlosterschuel!

Und d'Tante het 'm nes Halbdoke selberspunneni, rustigi Hömli i 's Guffeli packt, und nes Doze rothi Fazeneetli und zwöi wyßi für e Helgetag, und Strümpf und Sogge, wulligi und boueligi, wo das Anneli so emsig dra gestrickt, und die bruuni Muntierig, funkelneu vom Schnyder — — — Und uf jedes Stück isch ne Thränetropfe gfallē, us Leid wege 'm Abschied, us Freud wege dr hööche, segeryche Zuekunft, wo dr Bueb, ihre Bueb etgege göih — — Z'unterisch i 's

Göfferli, unter d'Hömlü untere, het si nes Märetsedli tho; und das Sedli het etholte: nes chojets dürrs Säuschüüfeli, ne Ziebelewäihe, schön zsäme gleit; anderhalb Doze rothbackig Zimbhüslersöpfel, zwänzg Höck Baumnuß, ne groösi Gouffele dürr Zwetschge — aß dä Bueb ömel nit müeß Hunger lyden uf dr Reis und au im Kollegi e chly chönn chäfele. Denn schmal gnye werd 's dört wohl zuegoh. „Wenn me die Herrelüüt gseht esse“, het sie zum Anneli gseit, „wenn mr sie so gseht esse, so dunkts ein, sie hebe luuter Untergschlächtili im Mage. Und 's Glasers Theres, wo viel Johr bi Herrschafte dienet het, het mänggisch bhauptet, so nes Stadtfräuli chönn mit eme Hühnerbeinli und eme Zuckerbrötlü und eme Täßli Blüemelithee ne ganzi Wuchen uusbringe, so lang as es Vögeli im Chräzli — — Es si aber au nume Vögeli, die Meiste wo me gseht, rahh und dünn wie ne Besestiel. Jesis, wenn die müeßte cho die zääche Fure hache uf e Channebüehl!“

Und em Heireli het sie gar e schöne Zuespruch gha: „Folg schön dyne Borgsekte und lehr ömel flyßig — heßch fört? Und bisch brav und hößlig und manierlig urd fromm! Und heb Sorg zue dr Gsundheit! Am Tisich thue nit z'schwytig, aber au nit gar z'schüüch, und im Bett deck di ömel schön zue, aß nit vrfrüürsch! Und vor Allem uus bet brav — — Dört im Schiletäschli isch dyr Muetter selig ihres Noster und i dr Chitteltäsche 's Waters Meßbüechli — — Denk au a eus, a 's Anneli und a my“ — —

Sie het nümm wyter chönne rede, die gueti Tante; und wo 's em d'Hand gä het zum Abschied, het sie aso flenne wie nes Chind.

Druuf isch 's uf eimol so still worde i dem Hübli uf 'm Hübli.

„Wo isch 'r ächt?“ „Was macht 'r ächt?“ Das isch d'Red gsi täglich und stündlig. Sie hei au, d'Tanten und 's Anneli, all Obe ne Rosenkranz betet, aß 'm ömel nüt passier a Lyb und Seel i dr Fröndi, und mit Schmerze b'anget uf en erst Brief.

Und dä Brief isch cho, d'Adresse mit prächtige Fraktur-buchstabe und viele Postzeiche druff. Und drin isch gstande, er, dr Heireli sig uf syr wyte Reis weder vo Räuberem agriffe no vo wilde Thiere verrißte worde, sondern gsund und hähuf aho und fründlig aufgnoh worde i dem romantische Thal, teuf i de Schneebergen inne. Au a Fründ- und Kameradschafte chönn 's em wohl nit fehle, denn es sygen ihrene mängs Döge, luuter jungi, munteri Bürschtli. Keinen aber vo Allne heb so ne gütigi, fürsichtigi Tante deheim und nes liebs Schwesterli, wie er, dr Heireli!

Dr Winter isch vrstriche, dr Frühlig isch cho — eigetlig het 'r dä Name gar nit vrdienet, so ruuch und naß isch 'r gsi bis wyt i Maien ine. Desto wärmer isch dr Summer worde. Wuchelang keiz Wüschli am Himmel Tag für Tag heiße Sunneschyn, am End het's nit emol meh nes Thau welle gä. Do si Stundgebet gholte worde und das het endlige ghulfe.

Am ene Samstag Nomittag, Erds Augste het 's aso Wolche gä. Dr Rauch het nümme zum Cheemi uus welle, d'Turbe hei badet im Brünneli und d'Güehner fräiht wie wild, und me het fört am Sunntig ine lüüte, uf vieli Stund wyt, so ring und häl. Und z'Obe het 's obfig uuf, vom Wyßestei bis überen i 's Fryburgerbiet, uusgseh so schwarz wie ne Cholsack.

„Gottlobedank!“ hei d'Büüt gseit, „endlige chunnt 's!

'S isch aber au die hööchsti Zyt. Lueg mir nume, wie gäl d'Bohnestuude, und wie 's Chruut lampet, und 's Emdgras ewegg brönnt und d'Depseli vo de Bäume falle vor luuter Tröchni!"

D'Tante het em Huusierer Becki z'hefte gä. Da 'sch nez olts, übelzigtigs Mannli gsi, us 'm Aeärgäu use. Und wo 's so eismol het aso feistere und chuuten im Wald äne, und d'Radewänd klöpft hei, wie wenn sie thäte asenand ryße, het Tante gseit: „Blybet dyr do, Mano! Wüll ech scho nez Gliger zweg mache, aß dr chönnt rueihe. Und eistheils bin i recht froh, aß 's Mannevoldch do isch, wenn 's so stark chunnt cho wettere!"

No 'm Nachteffe het das Mannli au sy Lebeslauf erzellt.

Vo Huus us nez gflinggs, alärts Bürschtli, heb 'r d' Zibserprofession glehrt und d'Flachmolerei, deheim im Städtli. Druuf sig 'r uf d'Walz gange, mit frohem Mueth, 's Herz voll Hoffnige. Der Vater heb 'm nes paar Gulde Zehrgeld mit uf d'Reis gä und ne guete Zuespruch:

Wo d' stohsch und gohsch, sig's do, sig's dört,
Denk a Gott, wo Alles fört,
Wo Alles gseht bi Tag und Nacht
Und über alli Gschöppli wacht.

Herr oder Chnecht, Meister oder Gsell —
Heb d'Bohret in Chr, treff 's was 's well!
Halt immer Maß i alle Sache,
Im Schaffe, im Rede und Lache
Und schloß dy Zyt, dy Zyt thue wache,
Se wird si Alls gar ordli mache.

Vor Hochmueth gwahr di! Denk nume dra:
Dä füehrt i's Pech gar mänge Ma!

„So hätt i numen eister a das Sprüchli denkt!" süüßget

das Mannli, „de wär i halt gselliger gsi und müesht hütt nit go Chessel flide Land uf und ab und gar no, wie hinecht, vo guete Lüte lebe — — — Euch, Muetter, wüll i my Gschicht erzelle, ganz kurz“ — —

„I bi also go Waldshuet cho zuem ene Meister. Dört han i gnueg Arbet gha und au gnueg z'esse, aber Alls nume runck. Gradglych ha mi glitte, bis dr Fröhlig cho isch. Drno bin i em Rhy no abe greist, Basel zue. Dört ha mr d'Auge schier misgluegt a dene mächtige Thore, dene prächtige Hüsere und Stroße, denen schöne Brünnen und olte, großmächtige Chile, dem Rycthum allen Orte und dem Glärm und Trybe zäntume. Und endlige, no langem Gassen und Stopfe hin und her, han i Arbet gfunde. Und zwar si 's dasmol keini feischtere Buurestube gsi und grobhölzig Garteheeg, won i ha müesse helfe astryche, sondern prächtig hööchi Sääl und Gäng und Summerhüsli und Kapelle, mit Verzierige und Stuckatur aller Art. Do isch my Lehrzyt frösch agange. Und i ha mi düüft und uufpaßt wie nes Eichhörnli, bis i Alls los gha ha uf's Tüpf; und myni Bägli zsäme gspart und alli Lustbarkeite gmide mit Flyß. Do eismols isch mi wieder 's Wanderfieber acho; dr Schütz het mer Lohnuufbesserig vrsproche, dies und jenes. Aber 's het nüt g'hulfe; my Nebegsell, ne Schwob, het mr dr Chopf z'voll gschwächt gha vo dr Herrligkeit im Weltchland, wo dr best Wy so billig sig, wie hie dr schlecht Most, so daß d'Buure i guete Johre no recht froh sige, wenn nen öpper dr gringer, olte Wy eweggtrink — umsonst, persch — numen aß d'Fässer leer werde, für dä fuürig Suuser. Und dere Fable meh. Also si mr mitenand duruuf zoge, 's Baselbiet uf, Soleturn und Biel zue, und Neuestadt und Landere, und Neuburg

und Ferte, bis usen uf Obohne, Mung und Wibiz, grad im
Lefet — — Und hei glebt wie Gott i Frankrych, aber
notebeni nit umfunst. Scho bi Zyten isch em Schwöbli si's
Geldseckli leer worde und drno gly druuf mys au. Und mr
si froh gsi, für gringe Lohn Arbeit z'näh, de dr Winter isch
vor dr Thüre gsi und d'Meister stolz. Item, mr hein is
glitte. Und wo dr Huustage cho isch mit sym Suuneschyn
und Lohnuusschlag, het mys Schwöbli gseit: „Nähä, do blybe
mr nimme, i thät em 's gar nit z'Gfalle, dem Schindbas!
Mr gange retuur und schlön is dur d'Berge dure, em Luggli
und Ratschoterfung zue!

„Da 'sch grad die Zyt gsi, wo Bricht cho isch, my Vater
sig gestorbe. Und my öltisch Brüeder heb ghürothet und d'
Sach übernoh — — Die ganzi Reis uus bin i traurig gsi
und nüt aufgleit zum gspäße — —

„Z'Ratschoterfung, i dem großen Uhremachernest, isch
Arbet gsi volluuf. Ganzi Stroße si eigetlig nume so us em
Boden uus gwachse; wo im Huustage no magere Weibbode
gsi isch oder ne Chruutplätz, hei im Herbst d'Lüt scho zue
de Fensteren uusgluegt, hei gfielt und dräht und ghusteret
uf Zyb und Lebe. D'Uhremacherei ist just im höchsten Schwung
und Floribus gsi, und d'Lüt hei Geld vrbienet wie Laub,
jo wie Laub. Sie hei 's aber au nit hööcher gschekt as
Laub, hei 's ewegg gworfe mit volle Hände. Ring drzue,
ring drvo! het 's gheisse. Zg aber ha neuerdings dr Vorsatz
gmacht, em Vater selig z'Lieb und z'Ehre, wieder brav z'sy
und z'huuse.

„My Meister isch ebefalls ne Schwob gsi, ne diffige,
durribue Ma, mit ere große Rundsammi. Und sicher wär
'r bi dene guete, so z'säge guldige Zyte ne steirische Ma

worde, hät sy Frau und sy ganzi Familie nit e Gstaad
 gfuehrt über alli Mäße und d'Buebe Geld vrtho z'hüüfemys.
 Dr Eint von e het müesse d'Handlig lehre, dr Ander nes
 Gassfee übernäh, denn em Vater si Profession furt z'fuehre,
 das het die z'eifältig dunft und z'gmein. Und d'Tochter?
 Die isch d'Schuld gsi, as i drüü volli Johr bim Alten uus-
 gholte ha; denn i die Person bin i sterblig verliebt gsi, ver-
 liebt wie ne Narr, Anfäng, was sell i 's breitschichtig erzelle?
 I bi Polier gsi und wol eine vo de gschidtesten und solidesten
 Arbeiterere und ha bereits Geld verdienet gha, nes schöns
 Sümml. Drum han i 's Herz i beed Händ gno und um
 Tochter agholte. Dr Meister het die Sach ganz natürlig
 gfunde, die Alti aber d'Nase grümpft, as wär ihri Tochter ne
 fürnemmi Prinzessi und ig en elende Hudel. Am End han
 i 's doch z'wegbrocht, das heisst durezwängt. Und vo hold
 druuf dr Schwächer gstorben isch, han ig das Geschäft über-
 noh mit der ganze Chundsammi. My Frau aber isch mr
 Tag und Nacht i den Ohre glege: „Schang, lo doch das
 schmierige Zibse lo si! Lueg, dä und dä isch vor Byte nume
 nen eifältige Muurer oder Zimmerma gsi und jek seit mr em
 Mussiö Architekt und isch bereits steirich und fahrt mit
 Scheesen und Pferd, dell sogar i prächtige Gutsche. Channsch
 du 's nit au so mache? Bisch du ellei z'dumm drzue? Nes
 Plänli z'mache oder mache z'loh und es Hüüsli z'boue, das
 wird ömel keiz Herewerch sy! Dr Papa het 's jo mängisch
 gseit, wenn 'r no jünger wär, 'r thät 's probiere“ — —
 Da 'sch dr Hochmuethstüüfel gsi, wo us eren use gredt und
 z'letscht, no langem Stuune, au my übernoh het.

I bi richtig Boumeister worde. 's erst Gebäu, ne grossi
 Wirthschüür mit Chnechtewohnig, isch guet usgfalle, au 's

zwöite, nes Wohnhuus mit Atelieh. I ha viel Geld gwunne, my Frau aber isch 'm volluuf Meister worde; d'Frau Architegtene het si nüt meh um d'Huushaltig kümmeret, het prächtigi Ehleider agschaffet und isch z'Rumpeneie gange zue andere Schleatwyber, i d'Rumeedi, allen Orten hy, wo öppis los gsi isch; und deheim hei d'Mägd gscholtet und gwoltet nach Beliebe, 's isch e Gruus gsi. Und wien ig nes Wörtli gseit und si a ihri Pflichte gmahnt ha, do isch si schrädli uufbrunne und het gschraue: „Vrdien du, aß mr chönne sy! Settisch di doch wol müeße schäme, wenn nit emol dys Fraueli erhalte channsch! Oder sell i öppe selber go Wasser hole und dr Salot wäsche zum Brunne oder d'Böde fege?“

So isch 's es Johrli drüü gangen oder vieri, und i hät 's gradgldy chönne durerare, de i ha gschaffet und gluegt i allen Eggen inn schier Tag und Nacht. Bis d'Ahremacherei uf eimol het ofo stoße, und 's ne Ehrach gä het, aß d'Hüüser zitteret hei vo eim End dr Stadt bis zum andere. I ha jußt nes großes Huus bouet gha, mit Atelieh und Wohnige, und nes anders, nes Wirthshuus, i dr Gumme — Alls uf Spekulation hi. Aber Niemer het meh chaufe welle, nit emol miethen. D'Gelder, won i uf die Gebäud entlehnt gha ha, si mr kündet worde, plözlig, ohni Aufschueß — wo näh und nit stehle? I laufe zue myne Herre Schwögere, au die si uf 'm Hund, jo für en eint hät i no felle Bürgschaft zahle, ne großi Summ — — Röret 'r wie 's dommeret?“

„Bhüetis Gott vor Dbewetter!“ rüeft d'Tanten erschrocke. „Ameli, gang, leg gsegneti Palmen uf d'Glüeth und het dr Huusfege!“ Und no me Wyli frogt sie: „Und drnoch — wie isch 's ech drnoch gange? Dr heit mi recht gwunderig gmacht!“

„Wie 's drnoch gange sig? I wett 's lieber gar nit säge!“ antwortet 's Mannli und fahrt mit dr Hand über d' Stirne. 's Falliment isch uuszbroche, bi mir, bi viel Dogen Andere. Als isch über my hercho, wo ne Bage z'fordere gha het. Au my Frau hät ihres Ybrochte ygäh und 's au richtig übercho, dr gsechlich Theil. Und isch mit dem Geld uf und furt, bi Nacht und Nebel — — und het my Polier mitgnoh, über dä groß Bach, das Schwöbli, dem i eigelig scho längeri Zyt nüt Guets meh trauet ha — — I bi gfi wie hintesfür! I hät mi im Chyb und Ueberdruß mögen erschieße, vrtränke — — I ha mi au würklich vrtränkt! Mänge Tag lang han i nüt gmacht as dr Chopf ghenkt, de han i aso ribotte us luuter Brzwyfflig und bi nimm zum Dufel use cho Tag und Nacht. Das Wönsch, wie mi das betroge het! die ganzi Welt, Himmel und Höll, Als isch mir uf eimol glych schwarz und öd vorchö, ha feiz Vrtraue meh gha, weder zue Gott no zue myne Mitmönsche! Und as ig 's grad säge: Vorher dr solidisch Ma, bin i dr lieberligst Bürschel worde, bi i dr Welt umezoge, chrüz und quer, ha gschaffet und gschnurret, gschnurret und gschaffet und ha 's zue feim Chrüzzerli meh brocht, wüll mr ebe dr guet Wille gmanglet het und 's Puntenör — — Z'Fryburg isch es gfi, am neue Chlebou, do fall i huushööch abe 'm Grüst abe, und briche d'Guft und dr recht Arm zwöi Mol. Und chumen i's Spittel, siebenezwänzg Wuche, und chumen as e Chrüppel druus, as e Chrüppel, der i hütt no by — — gseht dr 's, wie 's bligget dur 's Umhängli dure?“

„Und duße chlopfet öpper a d'Huusthüre!“ seit 's Anneli erschrocke.

D'Tante thuet d'Stubesthür uf: „Wer isch do?“

„En arme Reisende — — — frogt um Herberg“ —

„D jere!“ seit d'Tante, „bi dem Wetter!“ 's isch zwar scho Eine do und hei gar enge Platzg — aber i wüll luege“ —

's Anneli aber schreit: „Tante, 's isch euse Geireli, gwüß, gwüß! I können a dr Stimm a, 'r thuet si vrstelle!“

Und wirklich isch 's dr Geireli, wo ine gsprunge chunnt und dr Tanten um e Hals fallt und em Anneli au und lachet, so luut und freudig! Grad sig d'Bakanz agange seit 'r, und do heb 'r denkt, 'r well syni liebe Büütsli überrasche, wege dem heb 'r au gar nüt gmelde. Sechs Wuche dörf 'r jehg deheime blybe und 'r freu si gar!

D'Tanten aber und 's Anneli chönnen e nit guue aluege. Erstens isch 'r ömel ne Chopf gwachse sider färrn und viel rahner worde. Und 's Gesicht und d'Händ so syn und wyß, wie ne Modiste! Und d'Manier so lustig und hößlig und 's Thuebidum so ganz anderisch as bi dene Buurebuebe — —

Do lachet dr Geiri und seit: „Chumen ech de so spanisch vor, as dr mi so gschauet? Mir wär jeh lieber nes Gasseeli und ne Ziebelewäihe — weisch no, Tante? — — wie mr eini mit gä hesh uf e Weg? Eufere Drei hei sie ufgeffe und dir nes Lebehoch brocht — hei dr d'Dhre nit glüütet, Tanti? — Aber wie du au gwachse bisch, Anneli, und 's Chnöpfli aufthuesch! Bisch so nes recht ordligs Zümpferli worde!“ —

Die ganz Nacht het 's donneret und blitzet und gwitteret wie wild. De Morgen aber het d'Sunne wieder füre güggelet us dene graue Wolchen use. Und so wyt me gseh het vom Hübeli uus, dr Berg und d'Wölder und d'Matten und d'Hüüfer und Bäum, Alls isch im guldige Widerschyn do gstande,

zum vrstuune schön! A jedem Grassalm isch nes Tröpfli ghanget und het glänzt wie Edelstei; dr Güggel isch mit syr Schaar Hühner gravitetisch cho ufespaziere uf d'Weid und het so luut und stolz kräiht, az wär er d'Schuld a dr ganze Weltherrlichkeit!

Do het si dr Heireli nümme länger chönnen überha und ne Juuzger usgloh zum Fensterli us, aß 's luut agschlage het am Wald äne.

Druuf macht 'r si z'weg, für z'Chilche z'go und syni Bisiite z'mache.

Z'erischt, wie recht, i Pfarrhof. Und won 'r die guete, sehr guete Biliigniß vorleit, hei die Herre gar grossi Freud zeigt und nen aufgmunteret, uf dem Weg flyßig vorwärts z'schryte. Dr Heireli aber bedankt si no mol für ihri Guethaten, em Pfarrer und em Vikari; und richtet die fründlige Grüeß uss vo dene geistlige Herre Professore.

Denoh zum Götli-Stattholter. Au dä het rechtschaffe Freud gha. — Sy Peterli seit 'r, göih jeh i d'Sekundarschuel und müeß, wenn 's müglik sig, Behdokter werde. D'Stattholteri aber erzellt, d'Mine sig sit Osteren im Chloster, für d'Sproch z'lehre und 's Chochen und 's Brobieren und öppis Bildung, wie 's jeh dr Bruch sig i de guete Hülfsere. Zwöi Johr müeß 's Meitschi furt blybe — ne langes Zyt — es blang si scho!

Au dr Schuelmeister und syni Brwandte het 'r nit vergesse. Und im Brbyggh dä und diese Schuelkamerad grüeßt, und die hei si scho ordli gschiniert vor dem zuekünftig geistlige Herr.

Am wöhlsten aber isch 's em Heireli deheime gä, uf dem sunnige, wunnige Hübeli, won en Alls so agheimelet het,

jedes Eggli im Huus, jede Mejestock im Garte, jede Baum i dr Hofstet, jede Blick us 'm Fensterli, i 's wyte herrliche Thal!

Au 's Chüeli im Stall isch dr Heireli go tätschle und zue dr Geiß het 'r gseit: „Könnsch mi au no, Gibi? Weisch no, wie mr albe z'säme gsprunge si und gaugglet hei, wo du no nes jungs Gigi gsi bisch und ig ne wilde Bueb? Und wie mängisch as dr Laub und Gras hei brocht ha, viel hundert Mol, us 'm Wald?

So dr Wald, dä zieht en a mit aller Macht. Wie het si aber dä jung Schlag gstreckt, das Johr! Die Tannli und Fuhrl, wie d'Chöpf uufhei! Und me cha jo schier nimm durre cho, dur die breite, gstüpfigen Eit! Au die großen Buechen und Tanne, dunkts 'n, hebe gwoltig dicket. Die olti Eich aber, wo d'Chunzen albe druf ghauet hei, die het dr Sturm umgeworfe; wie ne Lych lyt sie do, mit ausgstreckten Arme, mit brochnem Lyb — —

Und wie guet hein en die neue gnehlige Herdöpfel dunkt und dr Gassfee us der große, bruune Channe, dem tüpflete Milchhase. Und die murbe Pfannchueche, wo d'Tante chochet het, us luuter Freud über sy Heimkunft!

6.

Zwöi Jöhrli — was sy zwöi Jöhrli für nes jungs, sorgloses Bluet? Ne kurze Zytrum, ne Traum!

Wo dr Heireli wieder „z'Ravanz“ hei chunnt mit lange Schritte — 's isch am Schnittersonntig gsi, — gseht 'r im Gärtli zwöi jungi Meitli stoh, wie sie d'Meie gschaue. 's Einte, da 'sch jo sy's Schwesterli. Aber 's Andere mit dem schlangge Wuchs und dem syne Gsichtli und dem elegante

Chleid — wer mag das sy? — So denkt 'r byn em selber.

„Grüß Gott!“ seit 'r. Und 's Anneli flüügt em mit offenen Arme drgege und freut si gar grüßli. Die Anderi blybt vrlege stoh und luegt en so gspässig a. 's Anneli aber lachet: „Ge dr Tuusig! Könnest dir Zwöi öppe nander nümme? 's Stattholters Mina, Heireli!“

Do föih au die Zwöi herzlich aso lache und grüße enand gar fründlig und finde doch schier nit Wort gnue für ihres Brstuune. Aber nei, wie du au gwachse bisch und ghübschet hesch, die Zyt“ — „So und du au — — Hätt di ömel nümme könnnt, wenn mr begegnet wärst, so par Wsar, nei gwüß nit!“

Und de hei sie vo ihren Erlebnisse brichtet und enander a olti Gschichte gmahnet us ihre Chinderjohre, wo sie zsäme Beh ghüetet und Spieli gmacht und ghuuszoltet hebe — —

Bis d'Tante zum Fenster uus rüeft: „Aber, Heireli, bisch du do? Willkommen!“

Do het si dä Schnab schier geschämt, aß 'r nit ehnder a die gueti Tante denkt het, und isch ine gsprunge und het sie umhalsset und küßet, bis sie lunt aufgeschroue het: „Hör uuf, hör uuf! I ha jo schier kei Dthe meh — du herzliche Schlingel du!“

Druuf het sie ne herrlige Caffee gmacht und linds Brod und früschi Pflaumegunsfitüren auftreit. Und d'Mina het au müesse mitha. Und de hei sie wieder zsäme brichtet, sie und dr Heireli, us dr Heimet, us dr Fröndi — — Bis 's glüüte het, 's erst Zeiche für en Obedroseschranz. Do isch d' Mina aufgsprunge und het gar erschrocke tho: „Ach, wie mi au vrplauderet ha! Ha dr Muetter versproche, gly hei z'choh,

und jech isch 's scho Sechsi — adiö, merci!“ und furt isch sie wie nes Reh 's Hübeli ab.

„Es isch nes prächtigs Meitschi“, seit d'Tante und schenkt no nes Taßli y. „Hübsch, gschyd und witzig und gar nüt stolz, so rydch as 's isch! Doch merkt me a sym ganze Thuen und Lasse, aß 's furt gi isch by frönde Lütte und öppis gseh und glehrt het — wotsch nit au no nes Tröpfli, Anneli? Er isch so guet!“

„Danf heigisch Tanti!“ seit 's Anneli. „Aber vo dr Mina z'rede: wie gschickt die isch! Cha hööggen und brodiere, me cha nit gnue luege; und choche die synste Sache; und nähe; und d'Gittare spiele und singe drzue wie nen Engel. O mir Buuredotsche, wo niene hy chöme, si doch dum!“

So klagt 's und schnydet so nes traurigs Gesichtli drzue, dr Heireli muess häluf lache. „Aber, Schwesterli“, seit 'r, „wie du au channsch schaluus sy? Du bisch jo au hübsch und au gschickt, und das het keini tuusig Franke kost — — und wer weiß, ob du nit am End no glücklicher bisch mit dyr Buureneifalt!“ —

Mörderisch seit d'Tante: „Eigetlig bisch du nes wahrs Glückschind, Heireli! I wüll dr 's grad säge, wie 's gangen isch: „Du weisch, das Geldli, won i dr Sparkasse gha ha und au das, wo mr entlehnt hei uf s Hüüsli, minderet gar schröckli stark. Und scho mäangi liebi Nacht han i drüber nogstuumet, wie 's ächt au z'mache sig, aß du z'End studiere chönnisch, ohni aß mr eigetlig frönd Lüt müesse aspreche. I bi fryli überzüügt, dy Gbitti, dr Stattholter gäb au öppis Namhafts, gwüß thät 'r 's, au dr Amme und d'Bodebüüri, wenn me sie thät aspreche, sie hei mr 's sogar scho uf d' Zunge gleit. Aber weisch was, Heireli: I nimm es nit gern!“

Und worum nimm i 's nit gern? Wüll i 's vrmeyde wüll, so lang i cha, aß mr d'Vüüt hochmüethig chönnen i 's Gsicht luege und mr z'merke gä: Au ig ha für dy Bueb zahlt — — I könne sie wol! Mi dörfst jo nümme herzhafft nieße und nümme zum Chrämer go ne Bierlig Gaffee hole — — O wenn numen ig 's erspare und erhuuse chönnt! Gern wett i numen einisch essen im Tag! — Das han i dr ryche Gottebasen erzellt z'Maieschilch, won i sit zwölf Johre wieder 's erste Mol a d'Chilbi gange bi — und bi doch i dr Tschäpelierbruederschaft! Also dr Bafe han i 's erzellt, wie gschyd und brav du sigisch und wie guet as lehrisch. Und wie 's mr e Chummer mach wege 'm Geld — — Do seit sie endlige: So hör doch uuf jommere, Gundi! Wenn dä Bueb isch, wie du seisch, so sell dr Chostepunkt keis Hööggli sy. Doh du dynei hochmüethige Dorfbuure goh, mir, i euser Familie, vrmöge sauft no so nes Herrli lo z'studiere. Ig ha numen eis Chind und da 'sch rych vrhüürothet und bruucht 's Geld nit Alls und ig no viel weniger. Drum schick mr dä Chnab abe, und wenn 's so isch wie du seisch, so — mr wei de luege! 's isch jo ne guets, fromms Werk und hoffetlig au Gotteslohn drhy." — So het die gueti Bafe gseit, und 's Herz im Lyb het mr glachet, und im Heigoh het 's mi dunkt, ig olti Jumpsfere möcht über alle Heeg uusspringe us luuter Freud! Jez aber darffsch nit suume und muesch zur Bafe goh, Heireli!"

So het si de dr Heireli am Sunntig druuf uf d'Bei gmacht, i 's Niederamt abe.

Und am Mäntig z'Obe, won er hei cho isch, het sy's Gsicht ordli gstrahlet vor Freud, und scho vo wytem het 'r 's Hüetli gschwunge und dr Tante zuegrüest: „Guet abglaufe,

herrlig! D'Base het mi schier nümme welle lo goh. Und do, im Sackkalenderli, han i nes Gschriftli, das isch tuusig Franke werth! Und 's Schönste drby: Die jungi Base, ihri Tochter, isch au dört gsi und het Alls billiget und mi fründlich yglade, zuen ere z'Bakanz z'cho uf e Blüemlihof. Und si well de geistligi Muetter sy — — O Tante, i bi so glücklich!"

Am Tag druuf isch 's Frauetag gsi und d'Mina wieder uf Bsuech cho. Si heb kei Fründi as 's Anneli, die andere Meitli fige so dumm, stolz und gschwägig.

Und do het si vo dr Stadt brichtet, vo dem Gstaad und dr Pracht i de Hüsere, i de Schleidere. Und vo dr Pangsion, was sie allerhand hebe müesse lehre.

Do soht dr Heireli mit ere aso französisch parliere, vielleicht nume für sie z'fesse. Und Beedi hei glachet.

Und 's Anneli soht aso chlage: „O deheime goht 's doch grüßli lügel zu! Me gseht nüt und hört nüt und blybt dumm syr Lebelang!"

D'Mina suecht 's z'tröste und seit: „Ach, Anneli, es isch bi de Fürnehmen au nit alls Guld, was glitzeret! Mängi Fräuli chunnt i Syden und Sammet drher und fahrt i prächtige Gutsche, und ig thät doch nit mit ere tuusche, Gott bewahr! So stoht 's denk au mit dr andere Herrligkeit; ganz nooch betrachtet isch 's gar kei Herrligkeit meh. Ebe myni Fründine us dr Stadt hei mr Sache brichtet, vo Nyd und Mißgunst und andere häßlige Dinge — i ha denkt: Gottlob, channsch du wieder hei, i 's stille Dorf use, zue dyne brave, friedlige Eltere und Gschwisterti" — —

Drwyle het dr Heireli sy Gyge gstimmt und singt:

Wie 's Heimetthal — lig 's won es well,
Im warme Süd, am Gletscherquell,
Dört wo am Abhang d'Truube rhyt,
Die rauhi Byß dur d'Ebni pshyt:
Wie 's Heimetthal, so schön und werth,
Git 's feis uf Gottes wyter Erd!

Wie 's Waterhuus — stöih 's uf dr Weid,
I enger Stadt, uf wyter Haib,
Eyg 's baut vo Holz, us Marmorstei,
Stolz oder gring, groß oder chlei:
Wie 's Waterhuus, so lieb und traut,
Git 's feis, so wyt me Hüüser baut!

Wie d'Muettersproch — die Melodie
Vrgist me y ihm Lebe nie.
Alings weich und glatt nach weltlichem Bruuch,
Wie 's Wagerad, so hert und rauch:
Wie d'Muettersproch, syn oder schlicht,
Kei anderi so zue Herze spricht!

„So, d'Muettersproch“, seit 'r, „die lehrt mr im Hand-
umdräiße, wie dr Fink 's pshye oder 's Hühnli 's gaggel.
Aber im Kollegi si sie leider nit z'friede drmit. Grad hüür
han i eini unterhänds — ne Sproch nämlig — die macht
mr ordli Chopfweh: 's Griechische“ — — Und 'r zieht nes
chleis Büechli us dr Chitteltäsche und seit: „Ergüßi, Zumpfere!“
und leit si dr längeswegs untere Freulerbirbaum i's duftige
Gras und studiert yfrig a dene „Hooggemannen“ ume, wie
ne 's Anneli seit. Z'erscht hein em d'Weitschi Meien agworfe
für en z'necke; endligen aber si sie spazieren gange, em Wald-
saum noh, und hei gsunge:

Rothi Bäckli, blauu Neugli
Und e Grüebli im Chinn — —

Nes Rüngli het ne dr Heireli vrgnueglic zueglost, am

End aber het 's nume no us wyter Ferni flunge, ganz lyz und unverständlig. Drum het 'r si wieder mit sym Homer abgäh. Bis d'Tante cho isch und gmeldet het: „Jez chönnt mr esse, Heireli! Wo si d'Meitschi? Gwüß no uf's Maiezschänzli? Und löih 's Röstli holte!“

So dann und wann, nebe 'm Studiere, het si dr Heireli au a d'Vuurenarbet gmacht, het Bire afschüttelt und Depfel abglese. Oder 'r het dr Charst uf d'Arle gnoch und isch mit syne Wybervöchlene uuszogen uf e Herböpfelplätz und het gschaffet, aß 'm die syne, wyße Händ ganz bruun und ruuch worde si. — De het 'n au 's Esse besser dunkt und gschlose het 'r au wöhler, und 's Gwüsse het 'm gseit: „Recht so, Heireli! Muesch dyne Lüütlenen uushelfe mit alle Ehräfte! Du gsehich jo, sie helfe dir au mit em lehte Chrüüzlerli!“

So isch d'Wakanzyt wieder vstriche, im Flug.

Und schier mit Beduure het si dr Heireli wieder uf d' Wanderschaft gmacht, das Mol uf's Pfarrers Noth hi, i d' Stadt, a 's Gimnasi. Und doch wieder mit de schönste Hoffnige. De jez chann 'r endligen i d'Theologieklassse ytrete, dört wo me die junge Geisflige uusrüstet mit dr nöthige Wüßschafft.

7.

Dusse, zringß um 's Hüsli ume, schneit 's wie wild. Rei Thür cha mr uufstue, aß nit e Schwarm Schneeflöckli ine chöme us purem Muethwille; oder thüei se si öppe flüchte vor 'm wilde Sturm, wo ne kei Rueih loht und kei Rast? Me chönnts schier meine.

Dinnen aber, im warme Stübli, fige d'Tante und 's Anneli am Spinnrad und si gar flyßig. Und 's zwöit und

's dritt Wort isch: „Dr Heireli — — Was macht 'r ächt, bi dem Hudelwetter? Het 'r doch au die neue, warme Strümpf a und 's Halstuech umbunde, wo mr 'm gschickt hei? Und loht 'r doch au 's Zimmer heiße? Fryli, feuf Bagen isch au viel für 's Mol! Aber wer wetts erlyde mögen i dene füechte, holte Muure und drzue no schrybe und lese?

Bold isch ne Brief cho und het sie us 'm Gwunder use glüpft. Dr Heireli isch, gottlobedank, jo gsund und wohl und loht Ali herzlich grüesse. Au schickt 'r Hömli hei zum Wäsche und Sogge zum Stückerle. Und meldet, er heb jek au Privatstunden übernoh i guete Hüsere, das trag 'm i dr Woche so und so viel h, es hübsches Sümml. Er fragt au, was 's Neus gä heb sit fyr Abreis im Dorf, zäntume; und ob d'Chueh kalberet heb? Er möcht ne sie so guet gönne, die vieli Milch! Und z'Wiehnecht jelle sie de Chüechli bache und si recht artig freuen uf die gnaderychi Festzyt.

„Aber nei!“ seit d'Tante und wüscht d'Aug. „Wie dä Bueb nes guets Herz het! Wie nen Engel, gwüß isch 's wo hr — Jek aber muesch 'm antworten, Anneli, und Als dry thue, i dä Brief, was si schickt. Brstohsch das jo besser as ig; cha schier nümme dr Name schrybe, und won ig's letschthin ha müesse thue i dr Amttschryberei, isch 's mr recht Angst worde vor dene Schnäuzlere und i ha ne Chreebel gmacht a dr „Runigunde“ — i schäme mi jek no, jä gwüß!“

„Am Sunntig“, seit 's Anneli, am Sunntig wüll em de antworte, ha de schön dr Wyl.“

Am Sunntig aber isch d'Urselibasen uf Bsuech cho, trotz Schnee und Chölti. Und het 's Huus erfüllt mit ihre Chlage uber dä böz Ma, wo Als vrpuz und Händel fuech, Tag und Nacht, as 's schier nimm z'erlyde fig. „D du channsch

froh sy, Gundi“, seit sie, „aß bei Ma heßch! Settisch Gott danken uf de Chneue. 's Mannevolch, jo das sett me als grad vrschieße, 's isch keiz bei Baze werth! I glaube nit, aß mi myne nes Fünkeli gern heb; jo 's isch no d'Frog, ob 'r nit heimlig thät juuzge, wenn i sturb — aß 'r wieder chöunt en Anderi näh! Aber i thät em 's nit zum Gfalle, nei mi Sey nit“ — —

Wo sie furt gfi isch, het d'Tante gseit: „Do gseht mr wieder einisch handgryfflig, wie 's goht im ehliche Lebe, wo bei Liebi vorhanden isch. 's Urfi isch Bierzgi worde und bei Chnab het si um's bekümmeret, wüll 's ebe nes unschymbers, fuurs Meitli gfi isch; und wo dä seit: „Harz“ — seit es gleitig: „Chläb!“ und bei Hochzyt gha im Schnellschuß. Und das eifältig Urfi het nit gmerkt, aß 's dem Bürschli numen einzig um 's Geld z'thue gfi isch. Me het em 's gwehrt vo alle Syte, 's het Alls nüt ghulfe. Jetz lebe sie wie Hund und Chaz; er suecht sy Freud im Wirthshuus und es bruucht sy bösi Zunge — 's isch ne Schand! Das nimmt bei gueti Ausleitig, nei währli nit!“

Druuf chumt 's Anneli ne chranki Hand über, 's böz Thier — Gott bhüet is drvor! 's het Schmerze gha öppis grüßligs Tag und Nacht, das arme Chind! Und vo schryben isch bei Red meh gfi. Drum het me d'Zueflucht zue dr Mina gnoh, wo a Allem großen Atheil gno het i Freud und Leid. Und sie het ne Brief gschribe, feuf, sechs Syte läng; und Alls dry tho gar syn und artig, Lustigs und Truurigs, Eiges und Frönds, wie's eren ebe i Sinn cho isch selb Romittag.

Und dr Heireli het wieder g'antwortet, ebefalls vier eng-gschriebnigi Syte voll und gar Freud zeigt a dem Briefli. Und em Anneli nes Pflästerli gschickt vom ene gar gschickte

Professer, und nes sydig's Schnüpfli, und dr Tante nes neus Meßbüechli mit grobem Druck, zum Christkindli, und dr Mina nes Bildli, nes ganz prächtig's, und sie sell 'm gly wieder schrybe, wie 's deheime gang, es nehm en gar wunder.

Und d'Mina het nit gnue chönne rüehme, wie syn und glehrt und doch so herzig Alls aufgesetzt sig; me müeß förmlich stuune und denke: „D chönnt ig 's au e so.“ Demel es Doze Mol sie die Briefe glese — — — Und druuf wieder g'antwortet, wien ere 's d'Tanten und 's Anneli ygäh hei und au 's eige Herz. — — —

Dr Früehlig isch cho und dr Summer.

Und chuun isch d'Ern vrbij gsi, isch au dr Heireli wieder cho, größer und rahner as zuevor. A dr Bache und unter dr Nase isch dick's Blumenhoor cho z'wache, wie gäli Syde. Au d'Stimme het teuser klunge. Dr Mina het 'r, wie 's 'm uustreit gsi isch, nes neus Musigheftli mitbrocht für d'Gitare.

„Zieh d'Mina numen uuf, wenn sie chunnt!“ seit 's Anneli. „Sie het en Schatz.“

„Ne Schatz?“ Und dr Heireli macht so grossi Auge.

„He jo, worum sett si denn nit, so ne hübschi, rychi Tochter? Einen us 'm Niederamt strycht ere noh, ne Buuresohn. Er isch mit ere Götti gsi bi 's Lorenze Chind. D' Lorenzene thuet gärn so öppis brittle — — Wo döet a duuret die Liebschaft. Eigentlich isch 's no eister nume ne ganz eisytiigi Liebschaft, de, unter eus gseit, dr Mina isch 'r z'wider. Ne Chopf heb 'r wie nes Bernviertel, syg groblächtig i sym ganze Thuedium und wüß au vo dr ganze Welt nüt z'brichte, as vo de Rossen und Chüehnen und Wäge, vom Dragunerwese, vom Großthue und Chrafte. So eine wüll sie gar nit, die Olti aber, d'Stattholteri, flattiert 'm und wartet 'm uuf,

hinten und vorne! de si selber isch au vo dört untenuse und mit dem Challi no wytläufig vrvandt. Er heisst Hornig, as 's nit vrgissisch!"

Und würcklig, am Sunntig, wo d' Mina uf Bsuech chunt, socht si dr Heireli bi dr erste Glegeheit aso necken und frogt, ob si dä Hornig au lustigi Fasznecht gmacht heb? Und so wyters, wie 's öppe brichtet wird i settige Fälle.

Do isch aber d'Mina über und über roth worde und het am End schier Augewasser übercho. So daß sie dr Heireli bald duuret het und 'r notisnoh uf enes anders Kapitel übere gsprungen isch, uf d'Mußig.

Do hei sie de zäme die neue Stückli probiert und gsungen ung gmusiziert, as sogar 's Bögeli im Chräzli sy Freud dra gfunde und aso pffse het wie närrisch. —

Dr Heireli isch vo Dlt und Jung ordli gestimiert worde und Bieli hei jeh scho vor em 's Chäppli glüpft; und d'Wyber hei 's für kei gringi Chr gha, wenn das jung Herrli mit ne paar Wort gschwächt het, und d'Tante benydet um die Gnad. Dr Pfarrer het en hglade, furta, als Theolog, i Chorstuehl z'cho und am ene Sunntig zue nem cho z'Mittag esse.

Das het dr Heireli sehr gfreut, nämlic wäge 'm Pfarrer.

Im Ganzen aber isch 'r weni oder gar nit unter d'Lüt gangu. Lieber isch 'r deheime blybe, uf em heimelige Hübeli, und im Wald ume gspaziert und het dem Bögelgsang gluuschet und dem heimelige Gruusch, i dene hundertjährigen Eichen und Bueche. Dr Wald isch 'm vorchö wie ne große, heilige Dom, wo d'Engeli, d'Friedensengeli, unsichtbar uf und ab schweben und Gottesdienst halte uf ihri Art.

Im Wald het 'r au am beste chönne studiere und syne Gedanke nohangen.

Bsunders agnehm isch em au dr Umgang mit em Anneli und dr Mina gsi, ihre Gsang und munteri Rede. Me isch halt doch numen einisch jung!

Und e sittigeri het 's keini gä aß 's Statthalters Tochter. Das het au d'Tante gseit. Und drby so witzig und gschyd und lustig. Sie isch nit müed worde für dr Heireli z'froge über Dies und Jenes, was sie nit gwüßt het, i dr Sproch, i dr Geographie, i dr Gschicht, i dr Musig; und het em so andächtig zueglost und leis Aug ab em tho. De hei sie wieder zsäme könne lache wie Chinder, vor Johre.

Einiisch, am erste Herbstsunntig z'Mittag, si sie, dr Heireli und die zwöi Meitschi, röthig worde, ne größere Spaziergang z'mache, uf e Challeberg ufe. Und sie hei si au munter uf e Weg gmacht.

Bi de Ruine vom Oltzschloß het me ne längere Holt gmacht für e chly z'verschnuuse. 's isch nes merkwürdigs Luege gsi, die riesig dicke Muure, dä mächtig, rund Thurn mit em ygfallne Gwölb und de schmale Heiterlöchere; vo dr steinige Schneggestege het mr no düütlig die unterste Tritt gseh, mit Morast und Gras halb vrdeckt; d'Chsterne und dr Schloßgarte, Alls mit Dorn und Stauden überwache. Wo albe d'Ritter mit ihre Fräulene glebt und gschwebt hei i Suus und Bruus und Herrligkeit, i Liebi, Stryt und Kampf, huuse jetz d'Fledermüüs und d'Heidöckeli, dummi Frösche, Blindschlycher und Schlange. Us de Muurspalten ufe wachse Zwerggöhrli, und uf ihre gstruppigen Neste hoctet dr Ohrechuuz und loht syz melancholisch Gschrei uus i stiller Nacht.

Dr Heireli het dene Meitlenen au die Gschicht erzellt vo dr Burg. Wie 's vo de Wendelsteinere bout worde syg vor viele hundert Johre; wie die als Raubritter ghunset hebe, vo

de Schelmerei und Grausamkeit, wo sie verliebt habe a
 Chausflüiten und Buure, wie die arme Gsangene heige müesse
 schmachten i dem teusen, abschüüchlige Thurnkeller unte, lebendig
 vgrabe — — Wie eine vo dene Bluetsungeren und Thranne
 sy eige Frau vo dr Garteterrasse abegstoßen heb i teuf Ab-
 grund abe, wüll 's em sy Untreui und Schandthate vorgworfe;
 wie d'Vüüt i Fronfastenächte die Gröfi gseh heben im Chrachten
 umelaufe, i schneewyhem Gwand und aufgelöstem Hoor und
 mit dr Hand gege d'Burg use düüte, dene öde, stumme Ruine,
 i dr Franzosezht no. Wie das Schloß vo den Eidgenosse
 ignoh und vrbrönnt worde syz, dr Thurn aber und die chloster-
 dicke Muure Sturm und Wetter truget hebe bis uf e hüttige
 Tag.

Er het au vo dem unterirdische Gang brichtet, wo, dr
 Sag no, eine vo de Burggrofe heb so erboue, für sy Liebsti
 heimlich bsueche z'hönne, d'Gröfi uf em Chunzeberg ane, wo
 me au no düülich d'Spure gsei vo Schloß und Thurnkeller.
 Hütt no, wenn me de Jegere wüll glaube, sig nes Stücki
 vo dem Gang vorhanden, teuf unter däim Hubel dur, statt
 de Grofen aber thüele Füchs drin huusen und allerhand wüesti
 Thier. — — Wie andächtig hei nem die Meitschi zueglost!

Druuf isch mr uf e Challeberg use ghtiege dur e gäch
 aber schattig Finsterwaldchrache. Dobe, uf em Challenw.idli,
 hei sie die prächtigsti Aussicht gha uf d'Alpe, vom Sentis
 bis zum Montblang, i 's Aeärgäu abe mit syne fründlige
 Städtlene und Schlöffere, i 's Luzernerbiet ine mit syne
 sunnige Hüble, wyten Ebene und schmale Seene, i 's Chloster
 St. Urbi, wo die Herre so gottesfürchtig glebt hei, i 's
 heimeligen Emmethal use, wo die feiße Chäse grothe und die
 schöne Meitschi.

Das Tüürli het eusi Rüttli ordli müed gmacht und durstig. Denn d'Sunne het gstoche wie z'mitts im Summer. Drum si sie i das grüümige Challesennhuus abe gangen und hei ne Halbi Wy trinken und Geißchäsli drzue gesse. Und dr Heireli het, gäb wie d'Meitschi abgwehrt hei, nu ne zwöiti Halbi bstellt.

„Mr chöme Rүүsch über“, meint d'Mina.

„Ganz recht!“ seit dr Heireli. „Das möcht i ebe gseh, wie dir de Gsichtli machet.“

Sie lache zsäme und gspäñlen; bis einen ine chunnt i d'Stube und meldet: „'s git nes starcks Wetter! Obsig uuf isch dr Himmel brandebigeschwarz, über und über, au thuet 's scho wetterleichne — — — Im Herbstmonet, da 'sch ne Selteheit!“

Do hei d'Meitschi groñi Angst übercho und fei Blybes me gha. „Mr wei hei! Lueg, Heireli, wie 's finstere. Und dä wyt Weg — bhüet is Gott!“

So si sie furtzoge, heizue, dr chürzisch Weg, über d Weid dur Wald und Chräche. Vold wäre sie ordli verirret gsi, hätt ne nit en olti Bromberisfrau dr Weg gwise, him rothe Chrүүz vrby.

Vo Sunneschyn fei Spur meh, me fört dr Donner muttere, gseht 's kitzgen obsig uuf bis überen i 's Emmethal. Reis Rüttli goht, d'Stunde löih ihri Blettli muethlos hange, 's macht so heiß, so brüetig heiß, 's chunnt eim frei vor en Othe. Dene Meitschene ihri Gsichtli glüeihe, sie hei d'Hüellli abgno und d'Röck uufbunde, aß sie a dene Stuede und Dörne fei Schade lyde, und laufen em Heireli noh wie Jagdhündli, über Stoc und Stei. Und nume selte chunnt 's vor, wenn öppen Eis fäilperet über die hööche Würzen oder uuszgshlipft

uf dem glatte Wase, aß 's no 's Heirelis Arm gryft und alli Drü luut aßoi lache, trotz Wetter und Gsohr.

Si yle, was sie brmöge. Jek chöme sie zum Flühmattweg, wo dr Grenzstei stoht vom große Frieniswald — nes Vierteltundli no und me isch deheim. Jo, wäre sie nume scho deheim! De jek het 's aso chuuten und tose i dene höche Baumgipfle, die starke Tanne chrümme sie, wie schwachi Schilfröhrli, die Bueche ruusche, die olten Eiche süüfzge und chrache, d'Kräiße flatteren ängstlig ihre Nestere zue, groksi Tropfen falle dur die Baumlücken abe, yschig chalt.

D'Mina het so schöni, chöstligi Ehleider a — o wie schad! Und 's Anneli rüest: „I springe voruus und hole ne Schirm.“ —

„Nei, nei!“ wehrt d'Mina, „Anneli, se los doch au!“ Aber 's Anneli isch scho furt, 's Wegli ab, gspringe und was 's zuggrüest het, me het 's nit fört vor em schröcklige Wind. Dr Heireli und d'Mina laufe was sie laufe chönne, doch si sie chuun zwee Büchseschütz wyt gange, so chunnt ne Donnereschlag, aß dr Bode zitteret. Und zueglych bricht dr Rege los, wie mit Züberen abegschüttet. Do, hert am Wegli, stoht dieolti, groksi Bueche,; gleitig zieht dr Heireli sy Begleiteri unter das breite, dicke Laubdach. Hundert Mol scho isch 'r unter der Bueche gesse, bi sunnigem Wetter, im linde Miesch. No nie aber isch 's em willkomme gsi, wie jek, bi dem grusame Sturm.

Do stöih die zwöi junge Blütli Arm an Arm a dä großmächtig Buechestamm aglehnt und schöpfe wieder Dthe und luege dene Regestryme zue, wo zwüsche de Bäumen alle falle, und dene Bächlene, wo dur die Wegli und Chrinne abe laufen. Und hei sie müegelißli. Bi jedem Donnerchlapf aber

judt d'Mina erschrocke zsäme und ergryft fester Heirelis Arm und lehnt 's Schöppli a sy Achsle und het d'Aengli zue us luuter Furcht.

Dr Donner git noh, desto stärker fällt dr Rege. No kei Tropf isch dur das grüne Schärmdach drunge, doch jeh soht 's au aso rünnele, und dr Wind peutscht die Tropfe zue, vo dr obere Syte noch, wie rasig.

„Loh di nööcher zue, Mina!“ seit dr Heireli b'sorgt, „do isch mehr Hilmi!“

Und 'r nimmt sy Rock, won 'r uszoge gha het und theilt en mit dem Meitschi brüederlig, das heist 'r deat drmit gmeinsam syni und Minas Achsle; und um dä Rock fest z'holte, schlingt 'r sy Arm liecht um ihre Hals. Er gspürts wie 's Meitschi zitteret. — — — Ihm selber soht 's Herz aso warmen und chlopfe, bi der Verüehrung überschunnt en nes seltsams, ungewohnts Gfüehl, so arig süeß und schuurig, nit uszspreche. — —

„Förchtisch di öppe, Mina?“ frogt 'r Ihseli. „Förchtetesch my?“

„D nei!“ seit sie und luegt an en uuf.

Und wie sie, Bäckli a Bäckli, enander i d'Auge luege, ne Minute lang, bis uf e Grund, do hei ihri Herzen aso ussichzen und jubelire vor luuter Seligkeit; und wie d'Auge, so hei untwillkürlich au ihri Lippe enander gfunde im e süürige Chuß, dä schier nit ende wüll — — Und keis Wörtli isch gsproche worde, aß: „Mina“ — „Heinrich.“ Was aber das Wortli Alls entholte hät a Liebi und Glück — wer chönt 's ermesse?

Do het dr Rege lang chönne pletsche, dr Wind lang chönne tosen und chuutte im nasse Gezwyg — die Beide hei's

weder gseh no fört, no gspürt. Bis ne gwoltige Donnerchlapf chunnt, glychsam 's Finali, do fahre sie erschrocken uusenander und luege, wie uf böser That ertappt, verwirrt umenand. Dr Nege het aufghört, dur die Baumlücke dure güggelet bereits wieder e milde Dbedsunnestrahl, a de Baumblettene hange Millione gliserigi Edelstei und falle zuer Erde. 's Wetter het si vrzoge, über d'Naren übere stoht e wyte Negeboge, dä nimmt sie am schwarze Gwitterhimmel so prächtig uus!

Und 's Fuchswegli uf chunnt 's Anneli cho z'springe, mit zwee Regeschirme unterem Arm und rüest:

„Geireli! Mina!“

„Do si mr jo, do!“ antwortet dr Brüeder und stoht i 's Wegli use. Und alli Drü lachen über dä grüüslig Schrecke, wo sie uusgstände hebe.

Wie sie hei chöme, uf 's Hübeli, rüest d'Tante:

„Bhüet is Gott, wie han i nit en Angst uusgstände, wegen euch bi dem schrecklige Wetter! Dr sit gwüß duredur naß worde — nit! Ge um so besser! Du, Geireli, muesch eineweg 's Hömli schangschiere, i ha dr eis z'warne tho! Z'erschä aber wei mr dr warm Gassée trinke, dä thuet ech erquicke, poß tuusig! Und dä isch au ue Züpfe, ha sie gester extra bachet, wüll 's em Anneli sy Geburtsttag isch. Die müesst dr esse — Mina, schnyd dr ab, nume herzhast — jo! Und du au, Geireli!“

Ach, sie möge nit Züpfe esse! Dr Mina ihri Bäckli glieiche wie 's Dbedroth, wo jeh zum Fenster h schynt, ihre Auge glänze, und was sie redt, vom Wetter, vo dr Landschaft, wo sie gseh hebe, vo dr Wuetter deheim, wo gwüß grüüslig Angst heb und blangi, wie 's so heiß mach no eister, — 's het Alls kei Bsämehang, 's sprudlet füre wie 's Wasser, wenn

's überhochet. Das chunnt doher, 's isch so heiß und deustig i dem Stübeli — — — Mit eme kurze Gruetz, mit eme flüchtige, warme Blick uf e Heireli, nimmt sie Abschied und springt furt, 's Fueßwegli ab, wie nes flüchtigs Reh.

Dr Heireli het no keis Wörtli gsproche. Und wien 'r i syz Schämmerli use chunnt, leit 'r si wien 'r eben isch, uf 's Bett und macht d'Auge zue. Er weiß gar nit, wie 's em isch, so wohl, so weh!

Vom Rankweg noch ertönt häle Meitschisang. 's Fenster isch sperroffe, me hört jede Luut, verstoht jedi Silbe:

Es Vögeli sitzt uf höher Flueh
Und singt und jubiliert.
Es Anders luegt und löst em zue,
Frogt: Bisch so gar scharmiert?
Was isch's de, was di so närrisch macht?
Doch öppe nit d'Sunne mit ihrer Pracht?

Wie fett sie nit? seit 's Vögeli.
Lueg, wie dr Himmel blau,
Und wyß dr Bach im Bädeli
Und d'Blüemli uf dr Au!
Isch das nit 's Singe und 's Juble werth?
Git's öppis schöners wohl uf dr Erd?

Das Andere seit: I gseh dr's a,
Gwüß könnsch du d'Liebi nit?
So bisch du währli übel dra,
Magstsch jüschet ha was de witt!
Deun 's höchste Glück, wo 's Herz erfreut,
Isch d'Liebi mit ihrer Seligkeit.

Wie dr Liebi Blick so häll und klar
Rei Stern am Himmel stoht;
Wie dr Liebe Luut, so wunderbar
Rei andere z'Herze goht.

Wie dr Liebi Lust und dr Liebi Weh,
Findsch du uf Erden, im Himmel nüt meh!

So, dr Liebi Lust, die het 'r jetz empfunde, dä guet Heireli! Mit aller Macht, urplöblich, isch 's em i 's Herz ine drunge, het's ganz usgfüllt, 's hinterst Eggeli. Und i dem Herzen inn gseht 's sitdem uus wie im Paradies; do isch nes prächtigs Altärli aufgmacht und Meie zringsum vo alle Farbe und Alls erluchtet mit guldigem Glanz. Und uf dem Altärli stoht d'Mina und lächelet so süß, as em 's Herz schier ergoht. Und d'Engeli, ganz unsichtbar, singen und musiziere, eis Gsägli um 's ander, ne wunderbari Melodie, wien 'r no keini fört het syr Lebelang. — —

So lyt dr Heireli mit gschlossnen Augen uf em Bett und loht dä Gottesdienst ungestört wolten im Herzen inn. Und es Blüemli het 'r zwüsche de Fingere, nes Monetröseli, wo d'Mina am Buse treit het; und er küßt 's und küßt 's!

„Heireli!“ rüeft d'Tante Stegen uf. „Heireli, d'Suppen isch gmacht — wotsch nüt meh z'Macht?“

„Nei, nei!“ antwortet dr Schnab, „i ha kei Hunger. Will lieber schlofen und traume.“ — —

Und de Morge fröh, eh dr Güggel chraiht, schlycht 'r si scho zum Hüüsli uus und goht i Wald. Und singt und janzget mit de Bögle z'wett, vo all dem Glück, won em 's Herz erfüllt. Süsch müest 's jo vrspringe!

Und won 'r a das Derilli chunnt, zum große Buechestamm, nimmt 'r syß Sackmesserli füre und schnydet vier Buechstabe i d'Rinde und zieht nes Herzli drum. Au es Läubli rhyt er vom Baum und leit 's i 's Sackkalenderli nebe das Röseli.

Er gspürt 's nit, wie naß 'r wird vom viele Thau.

Am Zytig z'De Hunnt d'Mina cho ne flüchtige Buech abstatte; sie het am Sunntig, i dr M, ihres Reistäschli vergesse gha.

„D'Tanten und 's Anneli si am Rainli unte“, seit dr Heireli, „sie thüei dr Chabis bschütte.“ Und wieder soht em 's Herz afo chlopfe und vor lunter Brlegenheit weiß 'r nüt z'sägen, aß: „Sez di doch, Mina!“ — —

Und 'r nimmt sie bi dr Hand und zieht sie süüferli neben anen uf d'Fensterbank. Und sie lehnts Chöpsfli wieder a sy Achse; und heiße Thräne gspürt 'r uf sy Hand abe falle.

„Was brieggisch?“ fragt 'r erschrocke.

„O, i weiß 's selber nit! Denk wüll di so lieb ha, so lieb!“

Do nimmt 'r sie stürmisch um e Hals und küßt ere 's Thränli us den Auge.

Plöblig aber richtet si d'Mina uuf und seit: „Ach Heireli, 's cha jo nit sy, 's darf i Gottsname nit sy, aß mr is liebe! Du wotsch jo geistlig werde, m u e s ch geistlig werde — ach Gott!“

Und jek, erst jek, hunnt 's au em Heireli i Sinn: „I fett jo geistlig werde, darf nit liebe“ — — — Und 'r senkt truurig dr Chopf.

Ne pynligi, stummi Pause. Me hört d'Tanten und 's Anneli dr Fueßweg uuf cho, vo wytem.

Do seit 's Meitschi: „No nes Chüßli, Heinrich, de feis meh! Wei Als vrgesse, vrgrabe!“

„Vrgesse, vrgrabe!“ wiederholt dr Heireli dumpf.

Druuf falle sie enander i d'Armen und byßen enander schier d'Beszen ab. — —

Wie sie aber d'Tante före d'Schueß abschare im Schopf

uße, springe sie ısenander und söih glichmüethig aso brichte, vom Wetter, vo den Depfle, wo stark thüei falle, vo dr Herbstweid uf de Matte — — — 's het scho ziemlich aso öbele, i dr Stuben inn; d'Tante het die rothe Bäckli nit gseh und die nassen Neugli!

8.

Dr Geireli isch wieder furt und dr Winter isch cho mit schnelle Schritte.

Dä Niederämter Buuresohn het si sit langem nümme lo blicke. Jekh, won em d'Muetter gstorben isch, chunnt 'r wieder cho z'ryte, mit vielem Yfer. Er mög nümme mit Mägde huuse, seit 'r, die müessen em nit Als vrschleipse und vrschleede.

Und d'Stattholteri ermahnet ihri Tochter: „Dä darfsch nit lo fahre! Denk au, wie rych, wie ne prächtigi Sach! Und dätwäg chönnen ynezhoße, kei Schwiegere meh, Niemer, as ein regiere wüll oder uf d'Beche trappet — — Dä muesch näh, Mina!“

D'Mina aber schüttlet dr Chopf und seit: „Dös, Muetter, i chönnt 's um alli Welt nit! Möge Huus und Gei au no so schön si — dr Burscht chann i nit liebe, au ganz und gar nit! Drum löiht mi doch rüeihig! — So schräckli wird ech doch nit verleidet si, as dr mi so gleittg weit zum Huus uus ha, so jung — Süscht säget 's nume, i go jo scho, uf dr Stell — i 's Chloster!“

Und z'Öbe, im stille Schloschämmerli, sitzt sie uf 's Bett und summt:

So warm isch keis Föür,
Kei Glueth isch so heiß,

As e heimligi Liebi isch,
Vo dr Niemer nüt weiß!

So stark isch kei Gheti,
So gwoltig kei Dieb,
Nüt gryßt so zue Herze,
Wie ne heimligi Lieb.

Mys Herz het es Schlößli,
Drinn rueihet e Schatz,
Kei andere chunnt ine,
Kei andere het Platz.

Dr Himmel isch höch
Und 's Meer isch gar breit,
My Liebi, die duuret
In Ebigkeit!

„So, bis i d'Ebigkeit!“ seit sie. Und kei Seel söll 's
vrnäh, i dr ganze Welt nit, was i mym Herz inne vergrabe
lyt. Bis einisch de, im Himmel, de wüll em 's offebare:
„Zueg Heinrich, wie treu as dr blibe by! Und 'r wird si
freue, und dr Herrgott wird 's denn au erlaube, as mr dört
dörfe binander sy.“ — —

Und sie nimmt die Briefe füre, zum hundertste Mol,
won 'r hei, i syne Büuten und zueglych an ihre gschriben het;
und liest si wieder bim matte Nachtliechtli, vo Anfang bis zue
End; und lauft 's Zimmer uuf und ab und seit überlunt:
„Und ig sett dä dumm, folderig Challi näh, wo er my syner
werth gfunde het, wenn au nume ne kurze, seligen Ange-
blick! O nie, nie!“

Sie nimmt au sy Photographie füre, mit dem rothwyße
Studenteschäppli, und bschauet sie und drückt sie a 's Herz,

a d'Zippe; und vrschließt Alls wieder sorgsam i 's hinterste, heimligste Gummowinkeli —

D'Gotte chunnt z'Visite und seit:

„Wie d'Mina bleichet! Sie het viel gmageret, sitdem i do gsi bi!“

Sie het halt au gar streng müesse schaffe, dä Herbst“, meint d'Muetter. „'s wird öppe scho wieder bessere!“ —

Dä diel Niederämter wüll nit lugg gäh. Sogar d'Statholteri git em 's zmerke: Mit nolosch gwünnt! — Er chromet dr Mina uf d'Wiehnecht ne chöstliche Schahl, roth bliemeleret met eme prächtige Bord. Fataleerwys het aber d'Mina selb Nomittag schreckli Zähneweh und wüll nit zum Vorschein cho.

Do soht d'Muetter aso ausbegehre: „Het das au en Art, so wunderlig z'thue? Deppe danket ich 's gly! Und dä Chrom dörst jo ne Prinzessi anah, so prächtig ich 'r und syn. Weiß lei Mönisch, wie viel dä gkost het!“ —

„So nehmet Dir en, Muetter!“ seit 's Meitschi verdrüssig. „Dr chönnt em de so grüßeli danken ah dr weit — — Oder besser wär 's denf, 'r gäh en dr Luzerner Magd, wo unter dr Ryt het müessen unstrete, us gwüsse Gründe, wie d'Lüt säge!“ — —

's ich nüt z'mache gsi, dä Bursch het 's dr Mina gar nit chönne breiche.

Au dr Stattholter seit endlige: „Hör doch uf das Meitschi z'ploge, Muetter! Wenn 's en au gar nit mah — und offe gstande, mir chönnt 'r 's au nit — was wüll mr 's de zwänge? Ne zwängti Sach thuet selte guet. 's chönnt die einlich greue — — Und zudem: Sueg das Meitschi a, wie 's lydet! Dem Chind fehlt öppis, sig 's was 's well. Denf nume dra!“

„Me muesß em öppis zue ha, Eier und guete Milch“, meint d’Muetter, „das wird scho helse. ’s isch au gar z’ stark gwachse!“ —

Do chunnt ’s Weierhöfers Bueb, dr fürnehmst im Dorf. Bloß stoßt ’r sy e chly a a dr Ned und isch au süß nit grad dr usfgwirlt; aber das schöne, neue Huus, dä Hof und d’ Gültene! Und ’r frogt d’Mina a Fasnechtball.

„Do wirdsch doch jek nüt hzwende ha?“ frogt d’Muetter.

„Nei“, seit d’Tochter, „wider dä Burscht han i nüt. I glaub es sig ne brave. Nume mag i gar nit a d’Fasnecht goh, ma nit hüürothe — — O Muetter!“ — und ’s nimmt sie ume Hals ume und soht ’s luuter Wasser aso briegge. „O Muetter, löiht mi doch rüehig, numen au nes Jöhrli oder zwöi! Thüeit mr dä Gfalle, i bitten ech! Und wüll ech süscht folgen i alle Stücke und ech gern ha, als mys liebe Muetterli“ — — —

Und d’Muetter, wo sie zum Stübli uus chunnt, schüttlet dr Chopf und süßzget: „Het mer au scho öppis e so gfeh bim ene junge Meitschi! Die möge jo süscht gar nit gwarde, bis eine chunnt! Weiß ’s a mir a, won i i dene Johre gfi bi!“

Es anders Mol seit sie zue dr Mina: „Los, Meitschi, und lueg mi a: Gel, dir steckt en Anderen im Chopf? Und wotsch und darffsch ’s nit säge? Gel, i ha ’s errothe? Säg ’s, i wüll ’s wüffe!“

Do seit d’Tochter: „Jo, Muetter, dr heit recht, Euch wüll i nit allge. Do im Herz inne het eine Platz gfunde, vor Allen uus — — — I wüll und darf en nit hüürothe. Rei Seel weiß drum, feini wyters soll ’s brnäh! Ig und er werde nie meh zsäme cho, ömel uf der Welt nit — —

Setz gät ech z'riede, Muetter, mehr darf i halt nit säge. Und Chummer bruuchet 'r keine z'ha, uf Ehr und Gwüsse nit!

Und wieder denkt d'Muetter: „Do begryf 's wer 's begryfe cha! Wohl chunnt 's mr i Sinn, wien ig 's gha ha, i dem Alter, mit eme junge Schuelmeister — — Aber euse Schuelmeister do isch jo stark i de Füßze und het ne Schaar Chinder und isch ganz e uschymbere Ma — nei, dä cha 's jo gar nit sy, won ere dr Choppf vrdräiht het! Aber wer denn, wer? Da 'sch halt böz z'errotthe — — Und sie wüll 's nit säge, nit emol mir — da 'sch ne fatali Sach!“

Bold aber chunnt ere dr Trost: „Ne mueß sie nes Rüngli lo mache. Notiznoh wird 's ere scho vrgoh, wie 's au mir vrgangen isch, selb Mol — — Aber Schad isch 's eineweg und i cha 's nit lyde, aß 's Meitschi gege dä Niederämter so nen Abguh gaffet het. Ne Rychere wird schwerli cho, denk mer au, einzige Sohn bi me fettige Brmöge!

*

*

*

's isch am Oltesasnechtsfunntig z'De gsi. Mit großem Glärm und Galloh hei d'Dorfbuebe, groß und chly, vo Huus zue Huus Holz und Bedele zsäme gsammet, nes großmächtigs Fueeder, und 's drno uf e Channebüehl use zoge, für 's Fasnechtsfüür.

D'Wyber hei g'chüechlet uf Lyb und Lebe und d'Mannevölcher hei scho d'Finger gschledet druuf ine.

Au d'Tante het es paar Schnitte gmacht und nes Tellerli Depfelchüechli und Strüübli, wege 'm Bruuch und au wege 's Meitschis Glust.

Und wie d'Nacht abricht, rüeft 's Anneli vor dr Huusthür uf: „Tante, chumm doch au cho luege! Gsehstch hört

die Fliür zringäüm, uf dene Bergen und Hüble? Demel nes Doze si 's, eis schöner as 's ander. Aber eu si Buebe hei, wie eister, doch 's schönere wytuus — lueg wie 's läßet, bis fast a d'Wulchen use! Und döört dai Fachelezug, uf 'm Bergli äne — aber nei! Und wie sie vorwärts marschiere, 's Flieli uuf und ab! Und me kört sie juuzgen und musizieren und schieße — o, wie schön!"

D'Tanten aber mahnet: „Chumm du jeh inen, Anneli, i die warmi Stube, und lueg zum Fenster nus! Gspürsch 's de nit, wie cholt dr Wyse zieht? Wie gly hättisch Bahnweh aufglese, oder süscht öppis, a dem böse Luft!"

Und wie sie bim Nachtesse sitze, seit d'Tante: „Was macht ächt dr Heireli, hinech? Hät 'r au Chüechli oder süscht öppis Bessers? D chuum! Wenn em nume das Plättli do chönnt länge, dem guete Bueb — dä wurd lustig schnabeliere, so murb und chörselig as sie si — — Und 'r het jeh au scho lang nümme gschriebe, gel Anneli? Ne muesß fast Chummer ha, es syg em öppis passirt! Ne Zytlang traunt 's mr so viel und Alls vo ihm; weiß gar nit was z'bedüüte het, 's wird mr afe ganz bang. — Se nimme denn au, Anneli, hesch d'Chüechli jo so gern! Und schenk Caffeie y, mir au no nes Schüßeli, aber ordli bruun — so! So währli, Oltifasnecht! Da 'sch scho die nünefüzigsti — nei bigost die sechzigsti, won i erlebe! Ach, won i no jung gsi bi, do ha mi alben au grüüßli gfrent uf dä Tag! I bi bi 's Weiherhöfers Werchmeitli gsi und hät über all Heeg nus möge springe. Ne grooki Zeine voll z'Esse für anderhalb Doze Werchläüt, das han i uf em Chopf treit und bi mit gloffe, ne Viertelhund wyt, wie nes Bögeli; vo Muedwerde han i selbi Zyt schier gar nüt gwüßt — — und a dem Tag het

d'Weierhöfere Chüechli bachet mängi Zeine voll; Dröhlti und Brhabni und Eierchüechli und Schläufferli und Hirzehörnti und Strüübli, wo de Schnitte gar nit z'rede, dere het sie gmacht es halb Doze großmächtig Platte voll. Wenn das Alls ufstreit gsi isch, het me enander schier nümme gseh hinter em Tisch — 's isch gwüss woher! Und Wy isch gflosse, wie Bach; selb Obe het 's dr Olt nit graue. Und me het Guegfuehr triibe und Spieli gmacht und tanzet und gsunge bis no Mitternacht — — — O alben isch 's doch lustig zuegange gege jek, i alle Sache!"

's Anneli lachet häluuf und seit: „Weisch, worum as 's di lustiger dunkt het, Tante? I wüll dr 's säge mit ein Wörtli: selbi Zyt bisch halt erst Zwänzgi gsi und jek ebe Sechzgi! Da 'sch dr Fundus, dr ganz Unterscheid, nit woher, Tanti? — — Aber was wüll i säge? s'Stattholders Mina het mir Bricht gmacht dur 's Marije Hedwig, ob i nit e chly wett zueu em abe cho, hütt Obe. Sie heb so Längizyt und weni Freud a dem Glärm. Darf i goh, Tanti? O wohl — säg Jo! Bisch de nes liebs Tanti, und i verspriche dr, recht gly hei z'cho!"

„Aber, Chind!" seit d'Tante, wo denksch au hy? Bi dr Nacht, so ganz ellei, dä Weg zmache — nei, nei, das cha nit sy!"

„Jä los, Tante, dr olt Chueiher chunnt mi cho hole und bleitet mi wieder hei — still! Do isch 'r jo scho und rafflet a dr Huusthüre. Darf em uufthue, Tante?"

„He so mira de! Wenn 's Spiel däweg abfartet isch, was chann i meh drzue säge? Aber bete muesch mir z'erscht, nes andächtigs Vaterunser, und Wiehwasser näh!"

Aber 's isch nit 's Stattholders Melcher, wo ine chunnt.

's isch dr Heireli, dr lybhafftig Heireli, aber ganz ygfallen und bleich. — —

Dr Tanten isch 's vor Schrecke schier gschmuechtig worde. „Jesis Maria!“ rüest sie, „Heireli, isch 's dy? Und ghesch so leid uus! O du arme Tropf! Und seisch nüt und schrybsch und machsch dä wyt Weg bi dem chalte Wetter dur e Schnee — — o heie, was mueß i au no erlebe!“

's Augewasser lauft ere d'Backen ab und sie nöthiget de Heireli zum warmen Dse und weiß nit, wie 's em uufwarten und fläisle wüll, aß 'r si ömel wieder ebchym.

Au 's Anneli isch grüüslu ergelsteret. Und wo dr Chüeiher chunnt, seit 's em lyseli, unter dr Huusthür: „S cha nit cho, Michel, mr hei ungsinnet Visiten übercho — dr Heireli! Säg 's dr Mina, süscht aber Niemerem — hesch g'fört?“

9.

Am Morge früeh chunnt d'Tante zum Bett zue und frog: „Hesch chönne schlofe, Heireli? Nit guet? Isch öppe 's Chüssi z'warm gsi? 's Anneli macht dr guete Thee. Mir aber muesch 's jeh säge: Wo fehlt 's dr eigentlich, wo thuet 's dr weh? Vor mir wirsch Gottli keiz Gheimniß ha?“

Do seit dr Heireli, ohne recht d'Augen ufzthue, mit matter Stimm: „Wo 's mr fehlt — ich weiß 's selber nit recht — — Do uf em Herz — — Ha weni Appetit nnd cha nit schlofe. Und bi so müed, i alle Gliedere, möcht schier dur e Boden abe schlüüffe“ — —

„So mueß 's zum Dokter gange sy, uf dr Stell!“ seit d'Tante. „Zum Dokter Siebeckruut — gschwind, Anneli, leg di a! Gel Heireli?“

„Döiht 's doch gelte“ —

„Worum gelte?“

„Will 's jo doch nüt hilft“, süßiget dr Patient.

„Du myn Gott, worum de nit?“

Do schwygt 'r mürelistill und luegt trübselig i d'Wand ine.

„Du machsch mr ganz bang!“ seit d'Tante. „E junge Mönch und so dr Mueth lo z'sinke — das chann i gar nit rhyme! Do wird 's ömel wol no z'helfe si. Und wo 's au fehle ma, gwüß chunnt dr Dokter drüber mit syr fine Nase. Da 'sch jo dr gschichtisch wyt und breit. Also, Anneli, lauf!“

Am Himmel stoht d'Merzesunne, i aller Pracht. Uf de Matte, de Heege noh, a hilmige Stelle, schlüüffe d'Blüemli zum Boden uus, d'Primeli, d'Schneeglöggli und d'Veieli, ztuufigewyz. Und überall gruenet 's und d'Holderbaum schlöih uus und d'Häselstunde henke Büüßeli a, uf em Channebirbaum vor em Hus, im Haag, im nooche Wald sänge d'Bögel, 's isch ne Freud, ihri schönste Lieder, em Fruehlig z'Chre. Luut und fröhlig singen und juuzgen au d'Bueben und Meitschi uf de Hüblen und Halde — euse Heireli, euse Heireli ellei, schynt dr Fruehlig nit z'gsüre, a fei Freud nit z'sinne. Trübselig gruupe't 'r i dr Stuben ume, Stundewys hoäet oder lyt 'r uf em warmen Dfesiz, uf em Bett, mit gschlossnen Auge. — —

Der Dokter het en untersuecht, lang und genau. Ne ufegregte Puls, ziemlich Herzchlopse, es Bizeli Fieber im Chopf, ne bleiti Zunge, Unthätigkeit i den Organe — — doruf het 'r syni Mittel gäh und frischli Luft und viel Bewegung agrothe.

D'Mixture hei dr Patient ordli agriffen und urüehig gmacht. Aber ghulfe hei sie leider nüt. Blos isch 'r um enes Gran bleicher worde und schwächer; und isch zue keim Appetit meh cho, die beste Chraftsuppli und mürbste Eier-

tätsche het 'r chuum recht versucht, blöseli e chly dramme gmängelet.

D'Tanten isch schier verzwyflet. „D heje!“ het sie gseit, „wie wicd das au nen Ausleitig näh! Was sell mr i Gottesname denn mit em asoh?“

S'Anneli isch zue 's Stattholters Mina abe gsprunge. Und hört, im stille Chämmerli, het 's überluut aso briegge. „De best, ördligisch Mönisch uf Gottes Erdbode — und 'r wird all Tag wie leider! Und 's weiß Niemer, wo 's em au eigetlig fehlt, nit emol dr Dokter, i dörst druuf wette! Er selber, dr Heireli, wüll gar nit recht use mit dr Sproch, i merke 's wohl — — — D, Mina, chumm en au einisch cho bsueche! Gel, du thuesch das? Er het di eister so gern gha wie si eigeni Schwester, schier lieber as my!“

Das seit 's uf die treuherzigsti Wys.

D' Mina aber wird bald roth, bald wyß und cha keiz Wörtli füre bringe, as: „I darf nit, i darf nit — Er thät mi z'grüüßli duure — — Au bin ig jo selber nüt zweg!“ — Und sie fällt em Anneli um en Hals und soht ebefalls aso briegge, überluut. 's het sie schier versprengt vor — Beduure! —

Die olti Barisölerfrau, wo all Johr um die Zyt cho isch, het uf em Läubeli uße z'Mittag gesse: Erbsuppe, Griespflute und Schnitz. 's isch so viel für blibe, 's het Niemer kei rechte Appetit meh gha.

Und d'Tante het 's dr Olten au klagt wege 'm Heireli, und wie das ne langwyligi, traurigi Sach sig mit syr Chranket.

Do seit d'Barisölere: „Ach, göiht mr doch mit eue Döktore! Die verstöih vo den innerlige Chrankete nit e Birestiel, gebe paar Löffel voll gfärbts Wasser im ene Glätterli,

und heusche drfür wie d'Heide, helf 's oder helf 's nüt. Aber 's hilft nie nüt — wo wett 's? Höchtes macht das gsärbte Büüg de Büüte no recht übel, as sie gar uf keiz Bei meh könne stoh — — das si doch herrlich guet Schnitz, so sües und chüstig! — Jo, vo dene Döftere z'rede: I bi jetz Achteschzgi — jo wahrli — und ha no vo keim nüt gha, nit für ne Santime. Fehlt 's mr öppis, was au vordcho cha bi dem armüethigen Amenanderlaufe, so weiß i gly, was i zthue ha. Für das het me jo d'Huusmitteli. Au i andere Büüte han i scho grothen und ghulfe, und nie umfunst' — Also i dem Fall do — dä jung Herr het offebar böses Bluet, nen Art Uuszehrig, das gseht mr em jo a uf hundert Schritt wyt, dosfür bruucht mr kei guldigi Brülle uf d'Nase z'etze und i de Büechere z'schnause, wie 's die glehrte Pfscher mache. Dä Chnab hät allweg z'hästi gstudiert und drzue no ne leidi Chost gha, wie 's es jo git i dene Stedtlar Hüüsere, wo sie eme Tisch voll Büüt Plättli uufstelle — bi eus frätz 's ne Buurechnecht ganz ellei und blib no hungerig drby! Und isch vielleicht au chly vrfrore i dene cholte Muuren inn, wer weiß! No jetz isch 's ömel Huustage, do isch scho z'helfe, dr ganz Wald isch jo nen einzigi groöi Apiteeg — Jetz passet mr wohl uuf, was i säge: Dr nehmet Tuusigguldechruut, und Holdermännli, und Melisse, und Spizewegerech, und Wyß-tannig und Rechholderischügig, und Lungechruut, und Walderian und Enzene, vo jedem es Hämpfeli, und löiht 's im olte, guete Sigertschiwasser disteliere, öppe feuf Tag lang a dr Sunne oder au uf em warmen Dfe, und thüit Aleweß dri, nume ganz weneli — drus all Morgen und z'De nüechter nes Schnapsgleßli voll gnoh — lueget de, wie das Büürschli brabet vo Tag zue Tag! Das putz en uus, nüt e so und

reiniget 's Geblüet. 's wär aber au Schad für en, so jung und hübsch! Und wüll geistlig werde — denf mr au!"

D'Chachelifrau aber, wo ebefalls scho wyt i dr Welt ume cho isch, het 's graduse gseit: „'s isch fryli wohr, d'Döfter wüsse nit viel; aber au d'Barisöleren isch nen olte Narr, wenn sie euem Chnab das Tranf agrothe het! Das wär allefalls guet und ömel stark gnue für nes dämpfigs oder buuchsföfigs Roß, ne fettige zarte Mage thät mr drmit jo z'Grund richte mit Flyß — — — Jek loset, was ig ech säge: Göht zum Wäffler Dokter, dä gseht ech alli Chrankete im Gütterli, higigi und anderi, heiße sie wie sie welle, uf en erst Blic; und seit ech 's au wo 's fehlt, uf dr Stell, uf e Tätzsch use! Dr bruuchet em keiz Wörtli z'säge, er weiß scho Alls, mr möcht meine zum Voruus, uf 's Tüpfli. Ist das nit kurios? Und was 'r git, Chruut oder Pulver, das schloht a bi dr Stund scho. Stirbt em aber Eine, was zwar selte vorchunnt, so isch dä selber d'Schuld, worum het 'r nit 's rechte Zuetraue gha! Also zu dem müest dr goh! Oder wenn 's ech öppe z'viel isch — ich go scho, us Gfelligkeit, das chost nit alli Welt. 's wird ech nit greue, de i paar Buche springt ech dä jung Mönch wieder über all Heeg uus!" —

Au d'Seiltermadlee hät vo dem Fall gfürt. Sie chunnt exprefi i 's Huus cho z'laufe und meint: „Dr Kaplon z'Dingsau heilt alli Presten a Lyb und Seel, einzig mit sym Gebet und em Gsegne. Hunderte scho het 'r hulfe, wo zuen em cho sy vo wyt und nooch. Er weiß überhaupt e chly mehr as ander Lüüt, mehr as eusi Pfarrer allzäme, zum Bispiel, wo die Gstorbene hichöme, ob munduuf i Himmel oder e Zytlang i 's Festsüür oder ganz schattsyte, wo kei Hoffnig meh isch in Ebigkeit, jo währli — — Wenn dr 's weit ha, i gohn ech

ſcho, um nes grings Löhni. Bi hür ſcho zwöi Mol gi, ſogar für fürnemmi Lüt, dr werdet ech verwundere, wenn i 's ſäge!“ — —

Die gueti Tante het vor luuter guetem Roth nimm gwüßt, won ere dr Chopf ſtoht und wem ſie ſell folge.

Dä aber, wo 's z'allernöächſt agangen iſch, dr Heireli, het fatalerwys vo dene Wunderkure gar nit welle wüſſe. „Aberglaube, Narretheie!“ het 'r gseit. Was dr Docter Siebchruut vordnet het, dem iſch 'r ſo ziemlich genau noh ſcho, wenn au mit weni Luſt und ohni Mueth.

Er, wo albe ſo uufgrumt und fröhlig gi iſch zue jeder Stund, jezt chann 'r ſchier halbtägwis i eis Loch ine luege und traume bi offnen Augen. Me het em Ehr atho und en gluegt uufzheitere uf alli Art, chuum ne dankbare Blick, nes matts Lächele het uſe gluegt. Mit as ſtuune und dr Chopf henke dr ganz läng Tag.

Au Briefe het 'r überſcho, us dr Stadt, vo ſyne Fründe. 's Papier het zitteret i dr Hand, won 'r ſie gleſe het — —

Dr Götti-Stattholter het em Wabehungg gſchickt, dur d'Quusmagd. Worum nit dur d'Mina? Die het ſie nit lo erblicke, ſo daß ſie d'Tanten und 's Anneli ordeli drüber uufgholt hei; dr Heireli aber nit —

Deßglyche het dr Pfarrer, dä väterlig Fründ, dur d' Chöchi lo froge, wie 's em gang und em gueti Beſſerig lo wünſche. Ueberhaupt iſch im ganze Dorf viel gredt und gwerwyſet worde über 's Heirelis Chranket. „D'Unszehrig, het 's gheiße, jä da ſch ne ſchlimmi Sach, ſcho Bieli het 's wegpugt im höchſte Blues! Für dä aber iſch 's wägerli Schad, ſo nes ordligs, glehrts Bürchtli. Wie mänge Mulaff

und Nütznuz chunnt glücklich für und stoht do wie 's Uchrunt im Garte, wo nit zverderben isch!" —

Dr Mai isch cho, dr sunnigisch, schönst Mai, wo no d' Welt aglachet het.

Do isch 's doch selber em Heireli nümme wohl gsi i dem Stübeli inn. Er het 's wullig Halstuech umbunde und isch, nume sätteli, i Baumgarten use gangen. D'Depfel- und d'Birbaum hei blüeht wie d'Pflingstenägeli, d'Imbli und d'Maichäfer hei gsurret und gschurret wie närrisch vo eim Blüestli, vo eim Zwygli uf 's ander, au d'Bögel hei ne schier nimm wüsse z'helfe vor Lust und Freud, jedes het am lüütiste welle singen und pfsye, d'Staare, d'Finken und d'Meusi.

Am Waldsaum, am sunnige Hübeli, het si dr Heireli niedergloh, zlangeswegs uf e Buuch. D'Ellbogen uf e Bode, dr Chopf uf d'Händ gestützt, het 'r gedankelos i das grüne Gras abegluet, i dä Wald, i die Welt im Chlyne.

Do si Schmalestängeli gstande mit hööche Strüßlene, Spigewegerech mit freizlete Hüetlene, Weyesede (Löwenzahn) mit uverschant große, gäle Chöpfe, Mannekraft und Hähni- fues, Chleestüüdeli so jung und zart, und wyssi Gänsebürsli, und Santihans- und Erdbeerichraut, Münz und Schofgarbe, Haseschlee — so dick wie 's Berch nf dr Büunte. Und doch het die liebi Sunne durabe gshine bis uf e Grund. Und — bi noochem Gschaue — het me do nes Leben und Tryben gseh, uf dem Quadratschueh Land, zum Brstunne! Nes gschliferigs Schneeggli chunnt langsam zum Busch uus cho zschnodere und strecht syi Hörner uus linggs und rechts, no Raub. Nes Erdwürmli güggelet zum Boden uus und weis nit recht, wills hinterfi oder fürfi. Ne schwarze Chäfer chrabblet im Gstüüd ume und suecht sy Nahrig; do chunnt

em jußt ne Herdluus i 's Gheeg, die schmaußt 'r eis Gurts und marschirt wyters. Chäferli chöme zum Vorschyn us allen Egge, prächtigi Thierli, mit glänzete gäle, bruune, grüne Rügge und Gmöler druff, allerhand Figure, zum Bivundere; dess laufen über e Bode hi, und wenn ne nes Steinli oder nes Wurmherdhüßli i Weg chunnt, nit größer as ne Bohne, luege sie 's scho groß a, as wär 's dr Born oder gar dr Rigi, und erst wenn 's nit anders sy cha, chledere sie drüber übere — ne glyßfi Reis! Anderi hangen a de Grasshämlene, syhe uufwärts vo Blettili zue Blettli, bis uf e höchst Gipfel, und luege de stolz obenabe uf die armselige, blöde Herdschmöcker. Ne Grasswurm chunnt zum Vorschyn, grünen und gäl gstreipft und ghoorig zäntume; au dä marschirt uf syne hundert Beinlenen über Stoc und Stei emfig vorwärts — wie wyt, Mano, wie wyt hütt no? Ambeißeli, schwarz und roth, hlen umenander, chrüz und quer, ohni Rast und Rueh, und suechen ihres Brot z'verdiene. Do chunnt ne grofi Spinn cho z'beinele, nes wahrs Ungethüm, mit eme zeichnete Bündel uf em Rügge worin 'r syz Gspünst noch treit; da 'sch nen uverschante, bluetgierige Gsell; nes Chäferli, won em grad alaust, verphysyt 'r mit fant em Zunge mit Quut und Door, ne Herdsloh aber, won 'r scho syni länge Jangarme druo uustreckt, merkt dr Pfeffer und macht zuer rechte Zyt ne gwoltige Luftsprung — heßch mer e nime gseh? D' Spinn blinzlet em en Augblick vrdrießli no, do schlecket 'r no einisch syz gfrägig Muul und spaziert wyters.

Us em Miesch use, us eme chlyne Böchli gugget nes Mueheimli und rüeft so ängstlig em Schatz; dä chunnt mit eme dürre Grassblettli daher, schier drümol größer as er selber, und schleipft 's em Böchli zue; do chunnt em 's Wybli

z'Hilf; und Beedi zere dra us Lybeschräfte, de da 'sch nes wichtigs Möbel i die neue Bruutwohniig. Zwöi Müggli gaugglen im Sunneschyn, me gseht nes a, sie si vrliebt — do loht si nes prächtigs Summervögeli uf en rothe Ehleekopf abe, nes anders flatteret uuf und noch, 's erste will uuf und fort, 's ander aber het 's scho pacht um 's Hälkli ume und chükt 's; und hei enander lang, lang umschlunge — druf flüge sie wieder uf, i die warmi, sunnigi Luft, und wenn sie 's chönnte, gwüß thäte sie juuzge vor luuter Liebesglück und Freud — —

Dem Allem het dr Heireli zuegluegt, 'r het selber nit gewüßt wie lang, z'erscht gar glychgültig, am End mit großem Interessü — bis en nes muethwilligs, roths Ambeißeli recht empfindlig i d'Wade byßt, do jucht 'r gähchligs uuf und seit halbluut, mit eme teuse Süßzer: „So, jo, heßch recht — settigs darf i halt nit gseh — Als uf dr große, wyte Welt darf si liebe, ig aber, i bi jo Priesteramtskandidat — oh!“

Druuf goht 'r i Wald ine. Die knorrigen Eiche, die harzige Tanne, die luuschige, hellgrüne Bueche, d'Saltwyden und Aspen und Birche nicken und grüesse; Lebßch au no, olte Fründ? Gel, i eusem Schatten isch 's guet? Hei wohl denkt, du chömisch au wieder!

's Eichhörnli huschet dr Stamm uuf und luegt muethwillig uf en abe, as wett 's säge: „Chum foh mi, Heireli!“

Em Heireli aber isch 's nit um 's chledere gfi. D'Händ hinter em Rücken, dr Chopf gsenkt, schrytet 'r langsam vorwärts, über Fichtenoble, Tannzäpfe, Buechsomen und Eichele, über dürrs gruuschigs Laub und grüens Miesch und holperigi Baumwürze. Wyt unten im Haldigrund, wo 's Forellebächli zum Bode us springt, thuet dr Guggler — me fört 's jo

guet — si Liebsi lödfe. Wildtuube flüügen uuf, flatteren i de Baumgipflen ume, eini dr andere noh! Rugguh, ruggu! schreie sie. Nes grüens Heudöckali raschlet dur 's Laub; ne Tannmarder luegt vorsichtig zum Astloch uus, uf dr chrummen abgstantenen Eich, nen Augenblick blos, do isch 'r verschwunde, denn 'r het nes grundböses Gwüsse. Do dr olt Chareweg — dä isch jo bald erwachse; vo linggs und rechts länge die Buechen und Lärchen enander friedlig d'Hand, d'Charegleus si bereits mit jungem Miesch überzoge, grad recht für die junge Hässli, zum Springen und Gumpen, und au zum Flüchte, wenn der böss Ma chunnt! — — —

Drwyle erliest d'Tante deheim Bohne zum Seke; nes ganzes Schässerli voll lyl uuzgleert uf em Tisch, wyhi, rothi und schwarz, Hüer- und Steckbohne, de 's Anneli macht scho dr Plätz zweg, im Rainli unte, und düngt en mit Mott-herd und Hühnermist.

Do chunnt nen ölttere, dicke Herr dr Hübeliweg y, grad uf 's Hüßli zue. D'Tante gwahret ne. „Jesis, dr Dokter!“ seit sie. — „Gottwilche, Herr Dokter! Schön aß dr is au wieder kömet cho bsueche. Grad morn hätt 's Meitschi müesse cho brichte. 's Gütterli isch uufbraucht!“

„Und em Patient — wie goht 's dem?“ frogt dr Dokter und wüschet mit em wyße Nastuech dr Schweiß vo dr Stirne.

„Wie 's göih? Reiz Höörli besser!“ chlagt d'Tante; „ei Tag wie dr ander. Er ist schier nüt, schloft weni, lauft ume wie dr Schatten a dr Wand! Und het gar kei Mueth, kei Lebe meh, redt nit drü Wort dr ganz Tag — — Dr müesht en selber gseh, Herr Dokter! Er isch e chly use gange i d'Hofstet, wüll en go hole — sehet ech, Herr Dokter!“

Sie goht i Baumgarten use, sie suecht en und rüeft em allen Orte.

No me Rüngli chunnt sie ine und seit: „Brzieht, Herr Dokter, i finden e niene! Gwäß isch 'r spaziere gange — da 'sch mir au recht leid! I ha 's Meitschi gschickt gohn en sueche, müecht halt i Gottsnamen e chly Geduld ha!“

Dr Dokter aber stobt uf und seit: „Wüßet 'r was: I goh gschwind no anderi Patiente go bsueche, drwyle wird das Herrli öppe scho zum Vorschein cho — — Deppis aber wüll ech säge — eue Nöwö — i glauben, i syg em jeh drüber cho — eue Nöwö lydet an ere bsunderbare Chranket, und zwar an ere Gmüet h'schranket — — Was d'Ursach isch — nen eigene, traurige Vorfall, ne gewoltige Bedruß, ne starck Affreunte oder scheweri Sorge — 's isch böß z'errotthe, das müeß er selber am beste wisse. Jedefalls isch 's öppis, wo nem ungmein stark zueßt, syß ganze Sinnen uusfüllt, d'Nerven ufregt, die ganzi Konstitution agryßt, namentlich aber sehr schädlig uf d'Ghirnthätigkeit ywirkt. Es si mir dere Fall scho etligi vordro. Grad die, won i hauptsächlich müeß go bsueche — im Vertraute, ganz im Vertraute gseit, 's Statholders Tochter — die isch merkwürdigerwys im glyche Spittel chrank, oder i müecht mi arg täsche!“

„Gjo!“ seit d'Tante, uf 's höchste verwundert.

Dr Dokter fahrt i ihr Ned furt: „So mißlig und gefährlich die Chranket au si ma, Mitteli dregge git 's i dr Apeteeg keini oder nume weni, will 's ebe ne Seelchranket isch. Vor Allem uns müeß me no dr Ursach forsche, us dere die Schwermueth entsprungen isch, dr Bode, woruf sie wächst und Nahrung schöpft. Da 'sch vorab Gai Sach! Stellet en ernsthaft z'Ned! Und de — de bin i aa no do, für z'roihen

und z'helfe. Dä jung Mönſch gfallt mr uusnehmend wohl, und 's thät mr ſehr leid, wenn ig ne müeßt gſeh däweg z' Grund goh, ohn em helfe z'hönne. Die Sorten iſch jo rare gnue, drum mueß me Sorg ha drzue! — Abiö unterdeſſe!“

D'Tante het 'm läng nohgluegt. „Ne Gmüethſchranket!“ ſeit ſie, „was mr nit au no köre mueß — — Ne Gmüethſchranket — woher ſett die cho? Demel g'erbt chan 'r ſie nit ha; ſi Vater, dr Heini ſelig, iſch jo dr lüſtigſt Chnab gſi wyt und breit! Au er, dr Heireli iſch eifter häluf gſi, vo Chindsbeinen a, biß dä Winter! Vom ene böſe Gwüſſe cha 's au nit cho, bhüet iz Gott nei! Da 'ſch jo dr beſt Mönſch vo dr Welt, chönnt keiz Chind beleidige, het vo ſchlechte Sache nit emol en Ahnig, ſo daß i ſcho mängiſch denkt ha, daß guet Herrli chöm gwüß einiſch recht i Brlegeheit, wenn 'm dell Lüt ihri wüſte Todſünde chöme cho bychte, die uſlätthige — — Vo Betriege, Stehlen oder Mörde wei mr gar nit rede, 'r iſch jo Eine wie nen Engel, me möcht en ſchier freſſe vor Liebi — — — Oder 's müeßt em öppis i dr Stadt paſſirt ſy, mit ſyne Kamerade, de Studente, wo dell, wie me ſeit, jo nütznuz und ſchlimm ſyge wie d'Chäzere. Bielleicht Händel — oder was ma au dr Dokter gmeint ha? Sig 's was 's well, jeß wüll ig 's wüſſe! I gibe nit no, biß 'r mr 's ſeit, uf dr Stell!“

Und ſie goht wieder i d'Hofſtet uſe und rüeft ſo luut ſie cha: „Heireli, Heireli!“

„Er iſch niene uneweg!“ ſeit 's Anneli und wüſcht dr Schweiß ab, „i han en allenorte gſuecht.“

Do chunnt 's Wächters Dueb em Wald noh cho zlaufe, mit eme Saß voll Geißelaub. Dä ſeit: „Eue Student iſch im Wald obe, ſchier a dr Grenze. Dört han ig en gſeh

liggen unter dr große Buechen am Weg. Guers Rüese chan 'r allweg nit före!"

"Ißch 's müglic?" seit d'Tante verwunderet. Und sie macht si uf e Weg, für en go z'sueche.

Und würklic, wie de Bueb gseit het, a selbem Ort trifft sie en a, de Rücken a Buechestamm glehnet, am Bode sitzen und traume. Grad oben anem si i dr Buechrinde die vier große Buechstabe gsi und das Herz drum. Jetz steckt im Herz no nes zwöschnydigs Schwert, ganz fräsch uusgschnitte —

"Aber Heireli!" rüeft d'Tante, "wie du mr au Angst machsch! Rauffsch furt, so wyt vo Huus, und seisch keis Wort! Und hochsch do uf e füecht Bode, ohni z'denke, wie gly aß di erschöltet hättisch! — Denk, dr Dokter isch do gsi, hätt di gern gseh!"

"So?" antwortet dr Heireli und luegt langsam uf. "Dr Dokter — was het dä welle?"

"Aber wie cha mr au froge, wenn me so chrant isch wie du! Oder wottisch de nümme gfund werde, Heireli?"

Dr Heireli macht kei Muggs, luegt numen i Bode ine.

Do höcset d'Tante au neben anem, i dä grünen Miesch. Sie nimmt en bi der Hand und holtet em a: "Heireli, my guet Bueb! Säg mr jetz, wo fehlt 's dr eigetlig? I bitte di! Sig 's au, was 's well und no so grüsligs — denk, i syg dy Muetter, mir darffsch 's chlage, mir Als vertraue — — Oder heisch de gar keis Vertraue mehr zue mr? Zue mir, wo di pflegt ha vo Chindsbeinen a und gliebt, wie kei Muetter mehr liebe chönnt? Und du channsch so falsch sy, — o das han i nit verdienet!"

Und sie nimmt d'Schäube vor d'Auge und soht aso schluchzge.

Das Schluchzge, da 'sch em Heireli doch z'Herze gange.

„Hör uuf briegge, Tante!“ seit 'r.

„Nei, i höre nit, i möcht mr d'Augen uusbriegge, aß i fettigi Ghinder uufzoge ha, so faltshi!“

„Faltshi? Nei, Tante, i bi nit faltsh, Gott im Himmel weiß's“ —

„Worum wotsch mr 's de nit säge, dr Grund vo dyr Chranket, vo dyr Truurigkeit?“ frogt sie und luegt en mit Thräne i den Augen a. „Gel, dr Dokter het doch recht, du hebiisch nen Art Gmüethschranket — — Isch 's wohr, Heireli?“

Er nißt truurig mit em Chopf.

„Und hesch mr Alls vrschwige? D das thuet mr weh!“

„I ha 's nit dürfe säge, i darf 's hütt nit, darf 's nie!“ seit 'r lebhaft. „De wirdsch gar höh'n, Tante“ —

Er wüll uuffstoh, sie aber het en zrugg.

„Ig höh'n?“ seit sie. „Nei gwüß nit, Heireli, ma'sch au vrbosget ha, was d'witt — öppis gar grüsligs wird 's jo nit sh — i vzieh dr Alls und wüll dr nüt nohträge! Jek aber feisch mr 's gel?“

Und 'r seit ere Alls.

Er erzellt ere vo dem Spaziergang, särn im Herbst, uf e Challeberg use, dr Heigang, 's Wetter, wo über si cho isch, dr Schärme unter dr Bueche, und was druus etstanden isch — die Diebi, eismols, die Diebi zue 's Stattholters Töchterli —

„Rueg, Tante“, seit 'r, selbmol, das heist dr Tag druuf, han i die Buechstabe do yggschnitte und das Herz drum zoge. Und vo dört a bin i gsi, wie umgewandelt. Tag und Nacht het mi dä Gedanke nüme vrloh, dr Gedanke a das Meitschi, a das hübsche, gschyde, gmüethvolle, herzige Ghind, wie 's feis meh git zu Stadt und Land, so wyt as d'Sunne schynt

— — Rueg Tante, i ha Stadtfräuli gseh, syni, vo den allerzynste, i dr Wirthschaft, i de Chauflade, i dr Gesellschaft, a Turnfeste, im Theater, wie mr öppen ane chunnt mit de Studente. Keini het mr nume nes raschers Pulschschlägli chönne verursache. Me het mi sogar vorzoge, vor allen Andere, und wo die fast brüdt gsi si — mi het 's nit chönne rüehre, nit im mindeste. 's geistlig Amt, dr Gedanke dra, isch au mi geistlig Schild gsi uf Weg und Steg — — Au d'Mina han i viel Johr bloß als Schwesterli betrachtet. Bis uf däi Tag, däi Stund — — Däi Stund, do unter der Bueche, wo si eusi Herz g'offebaret und zsäme gfunde hei — vo selbem Augenblick a isch 's halt us gsi mit myr Rueih! 's Zigg-tag a dr Wälderuhr, dr Gloggeschlag vom Schiltthurn abe, dr Kanari im Chräzli, 's Ruuschen im Wald, jede Luut i dr Natur isch für mys Herz Musig gsi, uf Schritt und Tritt het 's mr i den Ohre klunge: Mina! I ha ihres hold Gesichtli gseh im Morgen- und Obedroth, im Wachen und Traume — o Tante, i bi ganz närrisch gsi! Und leider Gott, i bi 's au jek no, närrisch, i Brzwyssig!"

Und 'r nimmt beed Händ vor 's Gesicht, für sy Scham zverberge und — syni Thräne.

D'Tante sperrt Muul und Auge auf, so spanisch chunnt ere die Gschicht do vor. „Hör uuf!“ seit sie do zornig, „säg mer keis Wort meh vo dem gottlose, sündhafte Züg! Da 'sch jo erbärmlich, himmelschreied, me mueß sie jo schäme nume zue zlose — pfi Tüfel!“

Und dr Heireli seit: „Gel, i ha dr 's gseit, du werdisch höhn? Hätt i doch gschwige und glitte, still bis zue End“ —

Do fohrt 's doch die guetherzigi Tanten aso reuen und duure. „O heiße, heiße!“ jommeret sie, „wie cha dr Mönisch

au uf schlimmi Abweg grothe! Gwüß heisch nit betet gha, selb Morge, fei Weihwasser gnoh“ —

„D gwüß han i betet, Tante, wie eister, 's Morgegebet, 's Angelus, 's Memorare, mit großer Andacht! Betet — o wien i betet ha, won i i's Kollegi, und wieder es bigeli zue mr selber cho bi, zum Liebeherget, zuer Gnademuetter, zum heiligen Alewisius — — und die gsthffte Vorsatz gmacht — was het 's hulfe? Rei Big! Mitt's i de Stunde, bi dr Genesis, bi de Propheten und Psalmiste, bi de Brheißige, bi de Evangelisten und Kirchevätere, kurz allen Orte, wo vo öppis Heiligem d'Ned gfi isch und gäb wie mi ghüetet ha — eister isch mr au d'Mina i Sinn cho! I ha nüt drfür chönne, Tante, so wo hr i lebe nit! — Und wie mi plogt ha, wuchelang demitts im Winter, sogar gfastet und keiz Tröpfli Wy meh trunke, für mi abztöde — — und fei Gsellschaft meh bsuecht, um alli weltlige Gedanke z'myde und drwege zum Gspött worde vo myne beste Fründe — wenn ech das Alls erzelli, gwüß thät 's ech duure — — I ha 's au em Bychtvater g'offebaret, em ene würdigen olte Herr, z'Wiehnecht; er het mi zum yfrige Gebet ermahnet und selber für mi z'bete versproche. 's het nüt welle batte. 's Bölibat isch mr notiznoh vorcho wie ne schröckligi Plog, 's Lebe ohni d'Mina wie ne trostlosi Dedi, ne Wüesti ohni End — — My Chostfrau, d'Fründ, alli Bekannte hei gseit: du leidisch au! Ig selber ha 's am beste gspürt, wie d'Schleider am 'r ghanget sie wie am ene Haagstecke. Wie hätt 's anderisch chönne sy, bi dem Lebe? Und wie mi 's Gwüsse plagt het! Stündlig isch 's mer i Sinn cho: die liebi Tante deheim und 's Schwesterli, dr Pfarrer, dr Götli und die guetthätige Verwandte, Alli zelle druuf, styf und fest, du werdisch geistlig;

für dä Zweck hei sie au ihri Opfer brocht. Und jeh? Jeh hesch d'Wahl, entweder mit eme zwöifspöltige Herze und eme zwyselhafte Mueth und mit unpriesterlige Gedanke i geistlig Stand z'trete, zum Voruus meineidig z'werde und für's ganz Leben unglücklich; oder aber dr Theologie Valet säge, sofort, für eister. Aber was denn? D dä Kampf, die Täg, die Wuche — — Nes paar Mol hin i druf und dra gsi für ech z'schrybe und Alls z'offebare, euch und em Pfarrer; i ha dr Mueth nit gha und eister no ghoffet, es werd sie öppe no ändere! Do einisch demitts i der Vorlesig, bim Exigesiprofesser, fall i i d'Dhnmacht — — i paar Tage druuf wieder, währed em Studentegottesdienst. Me het mi eigellig i 's Boschy müesse träge und dr Dokter het mr graduus 's Kollegi verbote und mi gheiße hei go, bis i wieder besser zweg sig, i die früschi Landlust use, zue Milch und Giere. 's Nämlige hei mr au Professer grothe, mit vielem Beduure — o wenn sie i das chrant, wund Herz ine gseh hätte! — — Und hütt, Tante' isch mr no eister glich, hoorglich wie selb Mol. Und wenn i au d'Mina cha myde, myden us schwerem Vorsatz, so han i doch dr Guh vlore für e geistlig Stand, 's Zölibat — — Und jedi Minute seit mir 's Herz, seit mir 's Gwürffe: Was thuesch du do, du unnütze Schnecht, mit dym trostlose, vrfehlte Lebeslauf?"

Au d'Tante süfzget gar traurig und seit: „D worum hesch dys Herz nit au besser ghüetet selbmol, allzht!"

„Ghüetet?" antwortet dr Schnab und stoht uf. „'s Herz ghüetet — o das isch gly gseit! Ha vo dr Liebi kei Begriff gha, nit die lysisti Ahnig — — bis selbmol unter dr Bueche, wo mr enander i d'Auge gluegt hei. Das isch ungsinnet cho, wie ne häle Meteor am finstere Himmel, wie

dr Sunnestrahl über d'Berge chunnt am Früehligsmorge.
D do cha mr nüt drfür, Tante, me' cha nüt drfür!"

10.

Er heb nüt drfür chönne, het dr Heireli gseit.

Notisnoh het 's d'Tanten au selber aso glaupe und wieder großes Beduuren übercho mit dem arme Chuab. Sie het en gsuecht z'trösten uf alli Art und em ihri eigeni Gschicht erzellt, ihri Liebschaft mit 'm Zimmerma und do mit 'm Josef, wo sie au aufgä heb, ihne, dene chlyne Waislene und em liebe Gott z'lieb.

"Au du, Heireli, muesch die luege z'überwinde", seit sie. "Gewüß hei au scho Viel a dem Nämliche glitte, Weltligi und Geistligi und sogar Klosterfräuli und si notisno au gheillet worde. Mr wei zsäme bete, mir Drü uf Loh und Lebe und Messe lo lese. Und 's Anneli mueß i Horngrabe go wolsfahrte zum heiligen Antoni, wo jo eim Alls cha wiedergäh, wo mr vrlore het, dur sy Fürbitt — — Und wei nes wächsig's Herz lo mache und 's z'Voreten opfere, aß d'ys wieder gsund wird!"

Und no me Rüngli frogt 's en: "Het 's dr g'hulfe, Heireli? Gspürsch nüt?"

"Nei — nit viel", seit 'r und luegt traurig zum Fensterli uus. "Wenn i aber wieder gsund wurde, so weiß i, was i mache: I goh i die wyti Welt use, wo mi kei Wönsch meh köunt und gryße zum erste beste Bruef und schaffe Tag und Nacht und loh nit noh, bis dir und alli myni Wohlthäter entschädiget si" —

"Und wotsch nit geistlig werde, Heireli?"

"Nei, nie, nie! I brächt's nümme z'weg" — —

Do wird d'Tante schreckli böse und maßleidend. Und ihre ganz Zorn richtet si uf ei Mol gege 's Stattholters Tochter, gege die sündhafte Mina.

„Nün Johr“, seit sie zum Anneli, „nün volli Johr han i ghuset und graggeret, schier Tag und Nacht und alli Chrüzlerli zsäme gha, für ne lo z'studiere — — Sei, ig und du, gschaffet uf Lyb und Lebe, bi Sig und Chölti, hei d'Chleider gspart und mager gesse, nit emol nes Säuli gmezget, schier alli Anfehbälleli vrkauft, die viele Johr uus, und uf alli Lustbarkeit vrzichtet — Alls i hm z'lieb, aß 'r chönn geistlich werde — — Und ha mr Alls so schön usgmolet, scho tuusig Mol, die Herrligkeit vo dr erste Meß, die grossi Chr, wenn d'Lüt werde säge: däis dört, i dene neue Chleidere, isch sy Tante, wo dä schön, fromm Herr erzoge het! Und denn, wenn 'r einisch Pfarrer syg — han i denkt — nehm 'r eus Zwöi zuen em i Pfarrhof. Und de welle mr guet zuen em luege und für en huusen in alle Theile und 's dene Buurwybere luege z'breiche — — Und wie mr de g'ehrt werde vo Herren und Buure, wo ein bsueche, vo de Chabezinere, vo alle Lüte! Und ig chönn 's denn einisch guet ha i mynen olte Tage. Und dr Himmel chönn mr au nit wohl fehle — — Und do chunnt das Herli mit syne Brambeliauge und thuet em 's a! Und richtet en z'Grund mit sym Liebele, und eus drmit! Aber lueg Anneli, das Meitschi het das scho lang im Grindli gha, scho nes Jöhrli zwöi! Wege dem isch 's eister zue dir ufe cho zlaufe, all Sunntig und Fyrtig, bsunders aber, wenn dr Heireli hei gfi isch, z'Ravanz! Du bisch nume 's Fürwort gfi, uf i hn het's 's abgseh gha, für en z'vrsuehre. Wege dem het se si au so pükelet und isch drhar cho wie nes Muettergottesli! D, i chönn dem Gärnäs 's Hoor zum

Grind uusryße, das schwarz Chruselhoor, wo 's ufgringgelet het uf alli Mödeli! So höhn bin i no über Niemer gsi, mir Lebzig nit! — Aber au du machsch mi wild, aß nie nüt gseit hesch, feiz Wörtli! Gättich das Spiel ömel gottli wohl könne merke — aber nei, du bisch halt es eifältigs Tschümperli!“

Do soht 's Anneli aso briegge und seit: „Au dir hättet nüt gmerkt, Tante, nei gwüß nit! Jek fryli, hintedry, chunnt mr mängs i Sinn: wie 's feiz Aug ab em tho het, bi allem Gspräch, uf Schritt und Tritt, und schier fei Blybes gha het, wenn 'r öppe nit unetweg gsi isch. Und syni Briefe, wo 's fast gresse, und sysz Portree, wo 's mr abgletschlet het! Und die Gschent, wo 's mr Gä het, da 'sch Als nume wegen ihm gsi, aß i jett guet Wetter mache — o jek gsehn i 's y, hintedry!“

„Jo“, fahrt d'Tante furt, „das Meitschi isch d'Schuld a eusem ganzen Glend! Da 'sch 's zwöit Eveli, wo dā eifältig Adam verführet und us em Baredys us tribe het, dur syni Glustigkeite — — Aber i wüll em 's scho ybroche, jo gwüß! Hütt no gohn i zu dr Olten abe, hütt no, oder morn de sicher, mueß sie 's wüsse, wie sie ne frommi Tochter het und was die agrichtet het bi dem arme Heireli!“

Und würcklig goht sie, am früeche Morge scho, mit länge Schritte 's Hübeli ab, i 's Stattholters Huus zue.

D'Stathholteri het juß de junge Hühnere 's Fresse brocht i 's Höfli use, hinter em Huus.

„Guet Tag!“ seit d'Tante:

„Guet Tag wohl!“ antwortet d'Bürene fründlig. „Guch han i au wäger scho lang nümme gseh — jett ech schier

heiße Gottwilche sy! — Chumm bibibi! — Was wüll i säge: Wie goht 's em Heinrich? Isch 'r bold wieder z'weg?"

„Jere nei! Im Gegetheil, all Tag glych, ehnder no leider — — Und 's Gräulichste bi dr ganze Sach isch halt, aß 'm öpper die Chranket aghenkt het, mit Flyß — jo mit Flyß — i cha mr 's gar nit andersch denke!"

„Was dir nit säget!" seit d'Stattholteri gwunderig. „Das wär jo ne Schlechtigkeit ohni Glyche! Wer chönnt au so niederträchtig sy, eme settige ordlige, junge Mönch öppis so z'Veid z'thue? Wer chönnt em e so Find sy?"

Und d'Tante seit er es graduse, i aller Täubi: „Da 'sch Niemer anders as eui Mina" —

„Eusi Mina?" D'Stattholteri vergift vollends 's Muul zue z'thue und macht Auge wie zinnig Feller.

„Jo währli, euers fromme Töchterli het das zwäg brocht!"

Und sie erzellt dr Bürene das Gständniß, die truurigi Gschicht vo ihrem arme Heireli. „Sie het em 's schynt 's förmli atho", yferet sie, „vielleicht es Pülverli i Wy, het en vrheret, 's cha gar nit andersch sy! Wie wett süscht dä fromm, sittsam Burscht e settgi Narrethei i Chopf gfaßt ha?"

D'Stattholteri stoht do wie vrsteineret. Dr uvrshant, groß Güggel, die olte Hühner, alli zsäme chöme drhar und fresse de Junge dr Hirs ewegg und 's Milchbröchli — sie gseht 's nit! Staregangs rönnt sie ba dr Tante furt i 's Huus ine, i d'Chuchi.

„Wo isch d'Mina?" rüeft sie.

„I ihrem Stübli hinte", antwortet d'Magd. „Sie seit, es syg ere so übel dä Morge."

Zue jeder andere Zyt hätt d'Muetter uf dä Bricht use großes Beduure gha. Jetz aber rönnt sie, Uebel hi, Uebel

her, wie wild i 's Stübli hintere. D'Tochter hocket nebe 'm Bett und leit 's Chöpfli uf 's Hauptchüssi. Das Chöpfli isch so bleich, die schwarze Chruseli hange nachlässig über die wyhi Stirnen abe, d'Augen si halb gschlosse und sie zitteret am ganze Lyb — denn was die Hübelitante ihrer Muetter brichtet het, sie het 's kört, mit eigenen Ohre, grad jek, dur 's g'öffnete Fensterli —

I dr Muetter ihri Augen lüchte wie ne Bluetli vor Täubi; d'Armen i d'Hust gstemmt, stoht sie vor ihri Tochter ane, und mit ere Stimm, die tönt het wie d'Trumpete vo Jericho, schreit sie: „So, hesch wieder dy Afall? Glaub 's wohl, aß dr schlecht sy ma, um 's Herz, um 's Gwüssen ume, no dem Allem, was agrichtet hesch! Schäm dy i 's Bluetig Herz ine, das Bürschtli z'versüehre, ihm dr Chopf voll zmache mit dyne Liebeleie, ein, wo für Bifari studiert, wo geistlig werde wüll, so ein vo sym heiligen Amt abwendig z'mache! — — So, lueg mi numen a, mit dyne Bolange, dy mein i, dy! — — Jek hört 's Romeedispielen uuf, jek könn di, duredur, dy Faltichheit, dy Schlechtigkei! So, dy Schlechtigkei, denn ne Geistliche z'versüehre — lei Strof git 's im Himmel und uf Erde, die groß guue wär, für ne settigi Sünd! — — Also für das bisch im Kloster gsi und i dr Zümpferlipangston, zwöi und es halbs Johr und hesch Geld gkost, nes Heidegeld, für settigs z'mache, untere 'm Güetli! Hesch fromm tho, wie ne Nunne, und drnebe gliebeleit und gschäbeleit, i de Heege noh, im Wald — pfi Tüfel! — — D jek goht mr nes Diechtli uuf, jek, eismols: Also wege dem armüethige Hübelibueb hesch dä rich Niederämter und die fürnehmle hiesige Burschte, wo dr schier d'Händ unter d'Füß gleit hei, numen ussgschänzelet, brachtet, abgwiese?

„Si dr All z'dumm, z'ung'schlacht, z'dredig gfi — nit wo hr? Rei Wunder! Hesch halt das syn gschläckete Bürschtli im Aug gha, das Studentli — jek begryf i 's! — — D, i möcht zur Huut uussahre, vor Aerger und Scham!“

Und wo ihri Tochter beharrlig schwygt, soht sie vo Neuem a:

„Worum seisch nüt, do druuf? Gel, 's isch wo hr, du hesch das Studentli gern? Hesch a dem dr Narr gresse? Redt! I wott 's ha, wüll 's wüsse!“

Do seit d'Tochter, ohni ufzluae: „Jo, 's isch wo hr, Muetter“ — —

„Los mr au do zue“, rüeft d'Muetter im größten Aerger. „Los mr au do zue, sie seit 's no selber, schämt si keis Bigeli! Hesch de kei Schämi meh im Lyb? D, wenn i nume gönnt sterbe, hütt no, uf dr Stell, aß i die Schand nüt müest agseh! I wette druuf — jek goht 's Hübeligundi vo Huus zu Huus und prediget 's alle Lüte, wie 's stöih mit ihrem leschüechige Bürschtli — — und wer d'Schuld syg a dr ganze wüeschte Gschicht! D, wie werden is die vrhehle! I möcht dur e Boden abe schlüffe!“

Und sie soht aso briegge, us Glend, us Born.

„Aber au dr Vater mueß 's wüsse, was syz lieb Töchterli für frommi Stüchli macht!“

Und die erbosti Frau goht ylig zum Stübli us und schloht d'Thüre zue, as schier 's ganz Huus erzitteret.

D'Mina jommeret: Du lieber Gott, au das no, au das! — — D, i ha 's jo ein isch müessen erwartig sy, früeher oder spöter! D, mys Herz, mys Herz will vrspringe!“ — Do erscht, im ene Rüngli ane, chöme re d'Thräne i d' Auge z'schieße und laufe die syne, schmale Bäckli ab und

tropfen uf 's Chüssli. Sie gwahrt 's chuum, aß dr Vater vor anere stoht, mit eme gar strenge Blick.

„Mina!“ seit 'r, „isch das wohr, wo d'Muetter brichtet?“

„Was?“ Sie luegt en so starr a.

„Ge wege 'm Student, aß vrliebt sygisch?“

's Meitschi nicht.

„Und aß en vrfuehrt hebisch und abwendig gmacht vom geistlichen Amt, mit Glyß?“ —

„Nei, Vater, da 'sch nit wohr! 's isch nit wohr, so gwüß ne grechte Gott im Himmel isch! — O Vater! schließt mi doch z'tod, so bin i alle Dualen ab und alle falschen Achlage!“

So schreit d'Mina wie verzwyflet und briegget, me chönnt d'Händ unter 'r wäsche.

Dr Stattholter het nes Herz. Das Meitschi isch jo vo jeher 's liebste Chind, sy Herzhäfer gfi. Und wie 's so bleich do hoedet und so schröckli läg thuet, soht 's en doch ordli afo duure.

„So muesch nit rede, Mina!“ seit 'r scho viel süßerlicher.

„Wo Todischloh isch kei Red! Nume möcht i gern wüsse, was a dr ganze Gschicht isch, Wohrs und Unwohrs — wotsch mr 's erzelle?“

Und sie erzellt em Alles, die unschuldige Liebi zum Heinrich, wie die cho sig, so notisnoh und doch so eis Mols mit aller Gwolt — — — Wie sie das Brhältniß au eis Mols abbroche heb, für en ömel jo nit urüeihig zmache — — Sit dem Tag a heb 's en weder meh gseh no gsproche, und em au keis Zhytelli meh gschribe, kei Düt tho, au nit dr mindist.

„Aber wenn i 's sell gstoß, Vater — im Herz inn isch 'r mir halt doch blibe! I cha nüt drfür, nei gwüß nit

Vater! Und 'r wird wohl au drinn blybe bis i d'Ebigkeit, und die soht bi mir gly a, i gspür 's — — Drum bitten ech, my liebe Vater, thüet mr das nit zürne! Und gät 's au nit zue, aß mi d'Muetter mit ihre Vorwürfe helcht und mit ihre Buuresöhne — — Ehnder gohn i furt, bi Nacht und Nebel, so wyt mi d'Füß träge, de git 's Rüeih! I wüll ech jo folge, Vater, und dr Muetter au, i alle Stücke, und brav sy und nit muggse, chöm was 's well — so lang aß 's duuret. Aber uf die Art duuret 's nit lang!" — —

„Uf die Art duuret 's nit lang" — so, prezhs so het 's jo selv Oben au dr Dokter gseit. „Uf die Wyz, wie si die Tochter abquält mit ihre Gedanke oder Chümmernisse — i cha 's halt nit wüsse, — und die Muethlosigkeit und die Unrueih und Nervösitet — 's isch ne mißligi Sach! Ne Luständerig, ne Bergfur, ne Zerstreuig uf irgend en Art, das isch vielleicht 's einzig Mittel" —

Dr Vater fört dr Schluß scho nümme. Dr Gedanke, sy liebi Tochtee dur e Tod z'verlüre, goht em wie ne Dolchstich i 's Herz ine.

Und zue syr Frau seit 'r: „Du gohst halt z'ruech um mit dem Meitschi, Muetter! Thuesch es helche, Johr us und y, mit dyne ryche Buuresöhne, wenn 's scho weisch, zum Voruus, aß se si nit cha schmöcke! Und jek, hütt de Morge, wo 's gar übel zweg isch, gohst über 's her, wege dem Studentli, aß wenn 's en vergiftet und weiß Gott was an em vrbosget hätt — lo mi jek nume uusrede, Muetter! Syg 's jek Alls wie 's well — frog dr Dokter, was 'r seit vo dr Chranket! Wenn 's Meitschi stirbt, de hesch du die Heldethat vrbrocht, de hesch du 's uf em Gewüsse! — Ig aber weiß jek, was i mache. I wüll dr Sach uf e Grund

go. Und isch 's neso, wien i vermuethe und wie 's Meitschi seit — so weiss i au, was i zthue ha! Uf die Art lohn i doch mi einzigi Tochter nit z'Grund goh, elend abserble!"

Do isch au d'Muetter erschrocke und het si düst; und em Meitschi nes Brotbrozmesüpli gmacht und nes Ei dry geschlopfet — —

Und wie 's het aso öbele, isch dr Stattholter 's Hübeli uuf gange, langsam mit feste Schritte.

D'Tante und 's Anneli hei den Auge schier nit trouet und si nit weni erschrocke, wo sie dä Ma gseih ine cho.

"I wett gern nes fründligs Wort mit euem Heinrich rede", seit dr Stattholter. „Ist 's erlaubt?"

„So fröhli, gern!“ antwortet d'Tante ganz vrdutzt. „Er isch im Chämmerli obe — weit dr so guet sy?“ Und sie fühert en d'Stegen uuf, i 's Chämmerli.

Do hocket dr Heireli, dr Chopf uf d'Hand gestützt, am offene Fensterli, mr weiss nit, thuet 'r wachen oder traume. Doch, 'r luegt uuf, und wien 'r dr Stattholter erblickt, juckt 'r gächligs uuf und luegt en mit großen Augen a, as wär 's nes Gspenst — — Er selber gseht jo so bleich uus, so läng, so mager!

„I möcht di eigentlich nit gern störe“, seit dr Stattholter. „Und doch sett i öppis Wichtigs mit dr rede, Heinrich, öppis Wichtigs froge, Als i Güeti — wegen euser Mina!“

Do schießt em Heireli doch uf ei Mol alls Bluet i Chopf, i d'Backe. „Redet nume, Herr Götli!“ stagglet 'r, „redet nume! Und nehmet Platz“ — —

D'Tante stellt süßerli 's Liecht uf 's Tischli und goht hurti d'Stegen ab, i d'Stube.

„Jesiz, Anneli!“ seit sie, „wie bin i vrschrocke! 's Herz chlopft mr jeh no wie nes Hämmerli“ — —

„Mir au“, seit 's Anneli. „Was wüll 'r ächt?“ frogt 's lyseli. „'s gruufet mr frei, wege 'm Heireli, i schlotteren a alle Gliedere!“

„Jo“, meint d'Tante, „i hätt en eigetlig gar nit selle zuen em loh! Gwüß macht 'r dem arme Bursch no Grobheite — försch nüt, Anneli?“

Beedi luuschtere — — Me fört sie reden überobe, aber ganz hübscheli und 's dunkt ein, recht manierlig.

„Ach Gott!“ süßget 's Anneli, „wie wird das nen Ausleitig näh!“

„Mr wei dr englisç Gruetz bete“, seit d'Tante, „und dr Huuszsege!“ —

Sie het lang duuret, die Konferenz, im Chämmerli obe. Me het sie före zelle, hold luut, hold hübscheli, hold dä, hold diese. 's Wybervolch het 's schier nit mögen erwarte.

Endlige chöme 's schweri Tritt d'Stegen ab. Me fört em Stattholter sy Stimm: „Also Mueth gfasset, junge Mönsh! Und etschließ di rasch — Bis uf wytere Bscheid wei mr still sy zue dr Sach — — Guet Nacht, Göttil! Blyb nume, mach dr fei Müeih!“

Do lydet 's d'Tante nümme i dr Stuben inn. Mit chlopfedem Herze goht sie, für dr Stattholter no gar go use z'bleite. Dä seit: „Jo, 's isch recht, chumm nes paar Schritt mit mr, Gundi, mit dir bsunderbar han i no nes ernsthaftis Wörlili z'rede.“

Unter em Channebirbaum macht er Holt, luegt zringsum, ob's Niemer för und seit: „'s isch nes schlimms Ghürst gsi, do mit dr Liebschaft, bi dene zwöi Lüttlene. Die Beede hätte

sie hold usgribe drby — — Jetzt han i Riecht übercho, vollständig, vo beede Syte: 's stimmt! Jo, 's stimmt, und wenigstens eim Chummer, eim Verdacht bin i ab: 's isch Alls i Eifalt und Unschuld gscheh, Gottlobedank! — — Aber aß mr die Sach so teuf chönn fasse und dra gänzlich dr Chopf vrstoße, das han i nit für möglich gholte! Fast möcht me lache, wenn 's eim nit so nooch gieng — — Bi eus Buurelüte chunnt fettigs süscht gar nit vor; und aß 'r us Liebesgram well krank werden oder gar sterbe, isch eme Buurechunab no selten i Sinn cho. I fettige Fälle het men albe e chly gwetteret und gschimpft und öppe dr lieb Nebetmönch tüchtig abprüglet, dr erst best, wo me uf dr Pigg gha het — und dr Chyb isch duß gsi und dr Verdruß au. So isch 's albe gange, gel Gundi? — Die junge Lüt aber, die hüttige, si schynt 's gar schröckli empfindlig! Was i aber sage wüll: Vor eum Bürschtli han i, trotz Allem, eigetlig ne gwoltige Respekt übercho. Erstens, wüll 'r die Sach mit mym Meitschi nit wyters tribe het, da 'sch aller Ehre werth — — und zwötens, wüll 'r ygseh het, aß 'r mit fettige Gedanke im Herzen nit wohl cha geistlig werde. En Andre hätt dr Duggelmuuser gmacht, dr Schynheilig bis änen use, wie 's scho hundert Mol dr Fall gsi isch, leider Gott! — Also i finde 's selber au, vo geistlig z'studiere cha bi dene heisse Brhältnisse kei Red meh sy. Aber no weniger darf mr dr Heinrich lo vrbuure, vrlümmle, 's wär jo Sünd und Schad für syni prächtige Könnntnissen und Talente. I han em 's gseit, erst grad, er sell si etscheide für 's Doktere oder 's Proferiere, oder Engschendör oder Förster — was em öppen am beste zuesäg" —

„Was?“ seit d'Tante vrdrießlig, „euse Heireli sell so ne

Schnäuzler abgäh, ne Lugiproferater, ne Lüteschinder oder so öppis? Ab en einisch dr Tüfel nimmt und i die teußti Höll abe gheit? O wenn i au das gwüßt hätt, vor Johre! Für 's geistlig Amt, do hätt mi keis Opfer z'groß dunkt, kei Mangel z'hert, kei Arbeit z'schwer! 's Hömli ab em Loh hätt i gäh, dr Finger ab dr Hand, für 's geistlig Amt! Do hätt me dr Himmel chönne vrdiene, ihm und eus!"

Dr Stattholter aber meint: „Was das Himmelverdiene atrifft, so mein i schier, dy Glaube sig es bigeli wohl stark, Gundi! 's isch einisch, wie mr erzellt, ne überuus fromme Waldbrüeder gsi, neuimen im Schwarzwald äne. Dä het gfastet und betet und viel Guets tho und Wunder gwüßt a Lüt und Beh. Und einisch isch 'r vzücht gsi, 'r het i Himmel ufe gseh und i d'Höll abe. Und d'Lüt hei ne gfrogt, was 'r im Himmel obe gseh heb? — „Vuure“, seit 'r, „und Tagelöhner, armi Chnecht und Mägd und Bettler, Lüt vo alle Klasse, wo hienieden em Herrgott treu dienet hei, jeden i sym Bruef“ — — — „Und i dr Höll?“ froge sie. — „I dr Höll, do si König und Kaiser gsi und Pöbst und Kardinal und Fürsten und General, Nothsherren und Richter, grofi Herren und dicki Vuure, wo ihres Leben i Ungerechtigkeit, Unzucht und Suus und Bruus zuebrocht hei.“ — Also sägen au ig und bi überzügt drvo: Es füehre viel Weg zum Himmel, kei Stand het nes Privelegi, keinen isch ussgnoh, keinen isch z'höch und keine z'gring, ab 'r nit d'Seligkeit cha vrdiene mit Bravsh, vrstoht si, mit Bravsh! — — Also sell si dä Schnab escheide! Dr guet Afang isch gmacht und nüt vrdorbe; 'r cha jeh no eister studiere was 'r wüll.“

Aber no isch d'Tante nit befehrt. Sie schüttlet ungläubig dr Chopf und seit: „Wenn 's au Alls no wär, wie

dr säget, Herr Stattholter, wo sell dä Burscht 's Geld her-näh? Do hört denf d'Guethätigkeit uuf, eismols!"

Dr Stattholter zündet glasse sy Pysen a und seit: „Für 's Geld löiht einstwyle my sorge! Ha Gottlob no Bage gnue für so me talentvolle, brave Burschtli uus z'helfe. I hoffe, 's isch au a Zins tho — — Und wenn 'r einisch ne gmachte Ma isch — aber erst denn — de sell 'r zue mr cho und um d'Mina froge! De wird i nüt meh brgege ha — — Jek pfleget en guet; 'r wird si wohl öppe wieder ebchyme — und mys Meitschi au — — 's Anneli sell gly einisch zuen is z'Visite cho, zue dr Mina — morn scho. Verstande? Und jek nüt brunguet, Gundi, und bhüet di Gott und schlofet wohl zsäme!"

Aber d'Tante het nit wohl gschlofe — —

De Morge früeh het sie züpfet und d'Sunntigschueh agleit und ne suuferi Schäuben umbunde. Druuf isch sie i d'Frühmeh gange. Und drno i Pfarrhof.

Und sie het em olte, liebe Pfarrer Mäz klagt, was ere uf em Herze glegen isch, wege 'm Heireli und dr Mina; und au hoorchlei, was dr Stattholter vorbrocht het, sy Vorschlag wege 'm Wyterstudiere — — Und mängi Thräne het sie us den Auge gwünscht.

Dr Pfarrer isch langsam und bedächtig 's Zimmer uuf und ab gstecklet und het einisch über anderisch gmacht: „Hm, hm!"

Endlige blybt 'r vor dr Tante stoh und seit: „'s isch würtlilig ne läzi Sach — — Ha so recht Freud gha a dem Jüngling, ha gemeint, das geb einisch wieder ne recht tüchtige, brave Seelsorger. Me hätt sie so nöthig by der Zyt — — Wie die Sachen aber stöih — a euem Brichten a — cha

vo dem kei Ned meh sy. Doch besser so as dieseweg, das heist, as 'r mit syne weltliche Neigunge i geistlig Stand ytrete und unglücklich worde wär für Zyt und Ebigkeit, wie scho Mänge, wo mr drzue zwängt het."

"So het 's dr Stattholter au gseit, nume mit andere Worte", seit d'Tante. „Aber — was weiß i — mir g'fällt 's doch nit recht, nei gwüß nit — — vrzeiht, Herr Pfarrer!"

„Dr Stattholter isch ne brave, gschyde Ma", bhauptet dr Pfarrer, „und re praktische drzue; wenn mr nume viel dere hätten i dr Gmein inne — Und Alls was 'r seit, het Händ und Füß, und au sy Meinig wege 'm Heinrich — i mueß sie vollständig billige. Und wenn 'r wüll helfe und zueche stoh, so gsehn i weiß Gott nit y, worum dir ech setted drgege sperre? Dr Heinrich, so wien ig en könne, wird jedem Stand Ehr mache. Und hätt 's mi selber au mächtig gfreut, ihm einisch geistlige Vater sy z'chönne — i Gottsname, i mueß mi au dāwäg zfriede gäh! Und chann 'r uf en anderi Art sys Glück mache, woran i gar nit zwyfle, he nu, so mag em 's gwoltig gönne, dem guete Chnab. — — Was dä glitte ha mueß, die Zyt über — er thuet mi ordli duure, dä arm Burscht! Säget, 'r jell mi cho bsueche! Wüll en au e chly ufmuntere, so viel i cha."

Er setzt si uf 's Channebee, nimmt e Priße und lächelet so gheimnißvoll vor anem ane. „D'Mina", seit 'r, „d'Mina — — Wer hätt das glaubt? Doch wohl, 's isch eister, i dr Schuel scho und i dr Christelehr, nes donnstlig gschyds, sinnigs Meitschi gsi! Und 's wär würklig Sünd und Schaad, wenn 's so an en grobhölzige Buurelummel hätt müesse verschacheret werde — — Dr Heireli und d'Mina — die beide Lütli hei gar kei schlechte Guh, das mueß mr säge — hm! hm!"

Dä olt Herr schmunzelet so vrgnüegt, aß d'Tante ganz vilege wird. Sie thuet si für dä güetig Zuespruch und Trost hößlig bedanke und nimmt Abscheid mit eme ehrfürchtige Reverenß.

Und doch süßget sie 's Hübeli uuf einisch über anderisch und jommeret: „Ach wie wird das au no nen Ausleitig näh. I wurde vo dem Züg no ganz sturm im Chopf — oheje, heie!“

11.

O, was d'Liebi nit Als thuet und vrma!

Sie schloht Wunde, teuf und hert, und heilet sie wieder, schneller aß 's fei Dokter thuet, mit all syne Mixturen und Salbe, schneller aß 's feis Chrütli vrma uf Erde!

's Anneli isch bi 's Stattholders z'Visite gsi. Und het d'Mina mit ere heibrocht uf 's Hübeli, uf 's Stattholders eige Gheiß — —

Und wo die Zwöi, d'Mina und dr Heireli, sit langer, langer Zyt wieder 's erste Mol, enander erblicke, so bleich und abzehrt, do breche sie i Thränen us und chönne schier feis Wörtli füre bringe!

Da 'sch am ene Sunntig Nomittag gsi. Die ganzi Woche het 's gregnet gha und gwindet, aß d'Buure schier vrzwyfflet si und gmeint hei, jetz gangi Als z'Grund, die ryfi Frucht, die Schöckli Emd. — Gütt aber isch 's wieder häle prächtige Sunneschyn, d' Luft isch so rein und voller Duft, wo die Matten und Wälder uusströme, und dr Himmel so blau.

Wer wett do i dem enge, dumpfe Stübeli hoche? 's Anneli mueß ohnihin uf d'Bleiki go mit eme Stüchi rystigs

Buech. D'Tante liest Kamillen ab und Wulleblüemli im
Gärtli ufse — sie ma nit im Weg sy, so ganz uusgsöhnt isch
sie halt no eister nit — —

Dr Heireli und d'Mina aber göih süßerli spazire i d'
Hostet use.

Vo dr Hostet i Wald isch 's nume ne Schritt. D'Sunne
sticht so heiß, und d'Zumbeli und d'Mugge thüei so zuedringlig
do us im Freie! Im Wald aber isch 's schattig und küel —

Und hold si eusi Wanderer, vo ganz ungefähr, bi dr
große, schattige Buechen acho. Dört, unbeluuscht vo aller
Welt, hei sie enander Alles klagt, was ihri Herzen erfüllt
und quält het, die länge, traurige Buechen uus, sit färn, die
vrholteni Liebi, die Qual — —

Und was sie enander süscht no Alls erzellt und gflüßeret
hei, die süße Gheimniß. Niemer het 's gseh und Niemer
het 's hört, as 's Eichhörnli zue ihre Häupte und das het
si fryli grüßli verwunderet und neugierig ghorcht, und 's Finkli
und d'Amale uf em Zwyg, und die hei enand zuegsungen
und pfiffe:

Schau hört, schau!
Wie cha mr au
Schnäbele und Hüßle!
Möcht 's gern wüsse,
Wer sie sy?

Wer sie sy?
Das gseht mer gly:
Nes Liebespäärli,
Me gseht 's uf 's Häärli,
Wie d'Sach stoht!

Wie d'Sach stoht:
Wie 's ebe goht,

Wenn Zwöi sich finde
Und ewig binde
I Lieb und Treu.

Erst wo d'Sunne schräger und schräger dur 's Laub-
werch schynt, und dr Wald asoht runtsche, obedlig, lyz und
gheimnißvoll, und d'Ologge Betzht läte, i dr Röchi, i dr
Ferni, silberhöl — do seit d'Mina: „Ach Gott, scho so spot!
O, Heinrich, i möcht e ganzi Wuche by dr stoß, mit dr plaudere,
i wurd nit müed, in Ebigkeit nit! Jez aber, leider müesse
mir go, d'Muetter hörnt halge!“ — — —

Und me merkt 's und gseht 's vo Tag zue Tag, wie
dene Beeden ihri Bäckli völler und röther werde, und d'
Augen ihre Glanz wieder gwinne, und 's Herz wieder uf-
lebt i Munterkeit und Scherz und neue Hoffnige.

Dr Dokter aber, won 'r wieder chunnt, soht aso lächele
und seit: „Aha, mir schynt, 's recht Mitteli isch gfunde worde,
a beeden Orte! Und 's schloht a, i gseh 's! Do isch my
Apeteeg rein überflüssig — 's freut mi, 's freut mi sehr!“

Mit de Schwalbe isch au dr Heireli furtzoge, uf d'
Universität, mit frischem Mueth, mit großer Lernbegier, mit
hoffnungsvollem Herze, begleitet vo de heißeste Wünsche.

Dr Götti Stattholter het em ne Paß mit uf d'Reis gä,
dä het tuusig Franke gwoge — —

Und dä Paß het 'r no zwöi Mol erneueret.

Dr Heireli aber het das mächtig Zuetraue g'ehrt und
grechtfertiget im höchsten Grad.

*

*

*

Und hütt?

Hütt wohnt dr Heireli, ne glehrte, gschickte Lütedokter,

im Herrestöckli a dr Ehrüzgaß unte. Und d'Lüt göih y und uus, vo Morge früeh bis z'Mittag, ne ganzi Mengi. Und d'Frau Doktere het mängisch ihri liebi Noth, dr Ma zum Mittagessen überzcho.

D'Frau Dokteren aber isch Niemer anders, as eusi Mina. Vor dr Auszehrige bruucht se si nūme z'förchte; sie het jo Bäckli wie nes Chirsi und isch chugelrund, schier wie d'Frau Präsidentene!

Und a sunnige Nomittäge nimmt dr fründlig Herr Dokter sys liebe Fraueli a Arm und spazirt mit ere uf 's Hübeli ufe, zue dr gueten olte Tante. Die het si eister wie besser i die neue Brhältniß gschickt und am Heireli groösi Ehr und Freud erlebt. Doch het sie 's nie ganz chönne verschmerze, aß 'r keiz geistligs Herrli worden isch; und mängisch süßget sie no: „Ne Pfarrer und e Dokter, o das rymt si no lang nit zsāme! Und denf mr au, wie agseh aß i g jeh wär! Nu i Gottsname, dr Heireli isch ömel glücklich!“

Jo, dr Heireli — Herr Dokter wei mr säge, — dä isch glücklich!

Um die groösi Buechen ume het 'r es Bänkli lo abringe. Dört siße sie 2e, er und d'Frau Mina, stundelang zsāme und lächele enander a und denke zrug, a die früehere Tage, a ihri freud- und leidvolli jungi Liebi. 's Schwert im Herze, oben anen i dr Buecherinde, isch scho längst erwachse — —

Sie nehmen au d'Chinder mit, zwöi tuusigz munteri Buebe und nes zimpfers, schwarzlockigs Meiteli.

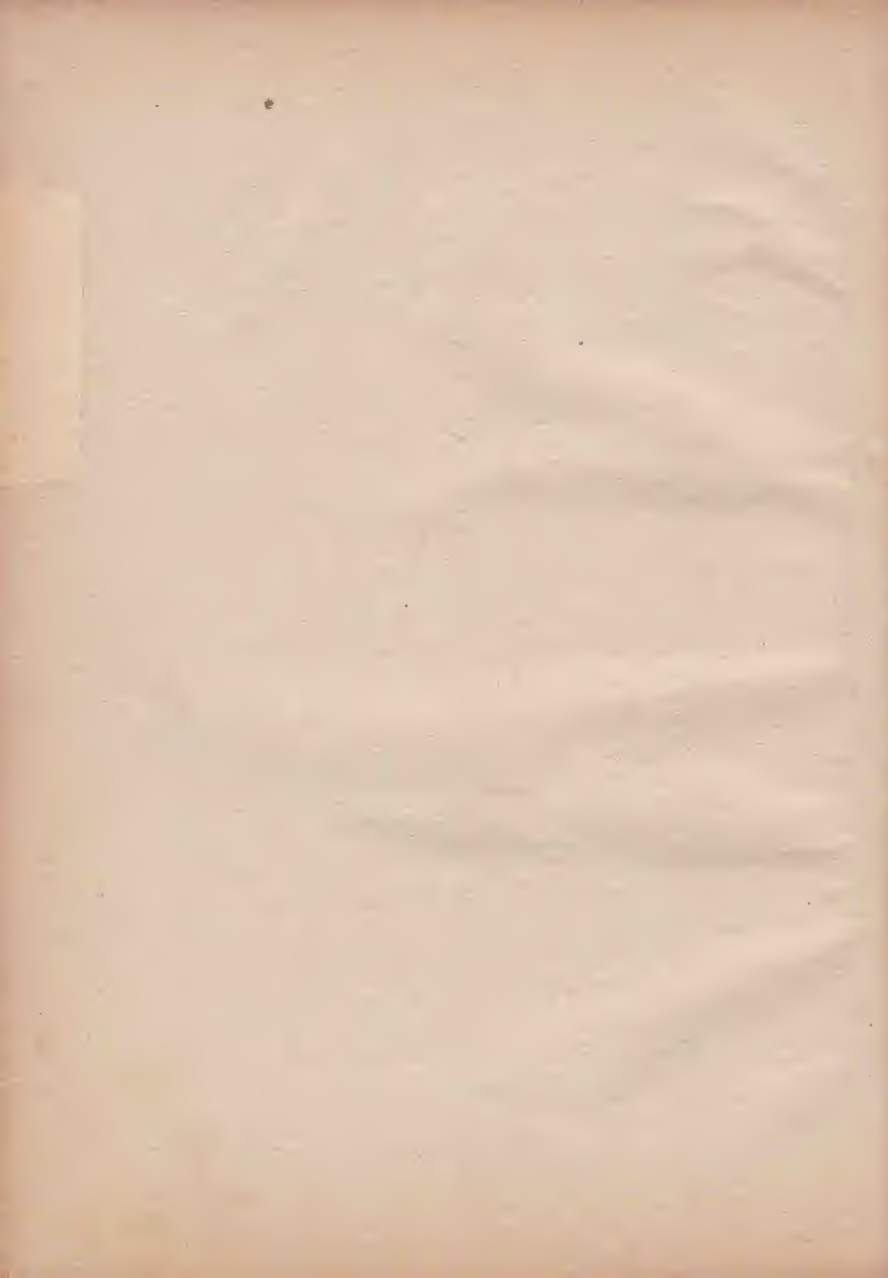
Oder d'Chinder chömen ellei 's Fueßwegli uuf cho z' springe, und bringe viel Grüß vom Papa und Chuechen oder anderi Güekeli vo dr Mama, für die liebi Großtante Gundi und au für d'Tanten Anneli, die jeh glückligi Frau

Zimmermeisternen isch und Muetter vo drei muntere Buebe.

De mueß mr die halb Doze Chinder binander gseh!
Das singt und jubelirt und juuzget zringß um 's Hüsli ume,
a allen Eggen und Enden, 's isch ne wahri Freud.

Und 's Hübeli isch wieder zum Juheehübeli worde, wie
's albe gfi isch zue olte Zyte!

— Ende. —



Das Loch im Ärmel.

Erzählung

von

Heinrich Zichofke.



Herr Marbel.

Man erzählt sich noch heutiges Tages viel Seltsamkeiten und drollige Züge von einem Mann — -- seinen wahren Namen darf ich hier nicht nennen, und einen Namen muß er doch haben; also er heiße für uns Herr Marbel. — Man erzählt sich noch heutiges Tages von diesem Herrn Marbel mancherlei Wunderlichkeiten. Ich will auch eine derselben erzählen, die weniger bekannt, aber durch ihre Folgen sehr wohlthätig geworden ist.

Er selbst war ein Mann von geradem, schlichtem Verstande, ohne Annahmen, ohne Begierde sich auszuzeichnen, im Thun und Lassen rechtlich, und doch galt er für wunderlich. Die Leute hielten ihn für eine Art Narren, mit dem nicht viel anzufangen sei; und er nahm das den Leuten gar nicht übel; „denn“, sagte er, „die Leute haben vollkommen Recht. Ich lebe nach eigenen Ueberzeugungen; das fällt auf. Die Leute aber leben nach der Meinung Anderer, und so schwimmen sie mit dem Strom und fallen nicht auf. Sie kleiden sich nicht nur nach der neuesten Mode, sondern sie essen nach der Mode, darum schmecken ihnen sogar Austern gut; sie erziehen nach der neuen Mode, lehren, urtheilen, denken, tadeln, loben, handeln, Alles nach der Mode, nicht nach ihrer eigenen Ueberzeugung und nach eigenem Gefühl. Darum sieht sich der Charakter der Leute so grundähnlich, daß es gar keine Charaktere mehr zu geben scheint.“

Herr Marbel war ein sehr reicher Mann, und zwar

einer von denen, die mit nichts angefangen hatten. Als Knabe hatte er Aufwärterdienste in einem angesehenen Handelshause zu Hamburg geleistet, wo er nach und nach zu wichtigen Dingen gebraucht, und ein paar Male nach Westindien geschickt wurde. Er fing nachher kleine Geschäfte auf eigene Rechnung an; aus den kleinen Geschäften waren zuletzt große geworden.

Um während seiner Reisen einen treuen Verwalter seines Vermögens zu haben, heirathete er ein tugendhaftes, verwaistetes Mädchen, dessen sich kein Mensch annahm. Das Mädchen saß auf einem Baune und weinte, als er eines Tages durch ein Landstädtchen reiste. Er fragte: was fehlt Dir? — „Meine Mutter ist gestorben, nun jagen sie mich fort.“ — „Komm mit, ich helfe Dir.“ — Er ließ die Verwaiste neben sich her laufen bis zur nächsten Stadt, von da schickte er sie mit der Post nach seiner Heimat. Ein Jahr lang mußte das Mädchen seine Wirthschaft führen; dann heiratete er es.

„Sie sind ein Narr!“ sagten seine Freunde, „Sie können die beste Partie machen, das Schönste, das Reichste gehört Ihnen, wenn Sie wollen. Aber so ein Ding vom Baune wegnehmen und heirathen!“ — „Laßt's gut sein“, sagte Herr Marbel, „mir wählt ich das Beste, nämlich das tugendhafteste Mädchen.“

Als er reich genug war, gab er plötzlich den Handel auf; that sein Geld an sichern, obgleich geringen Zins, und setzte sich in Ruhe. — „Sie sind ein Narr!“ sagten seine Freunde, „kaum fünfundvierzig Jahre alt und schon in Ruhe! Erst jetzt können Sie ungeheure Speculationen treiben, Sie haben die Erfahrung, Sie haben die Mittel!“ — „Laßt's gut sein!“

sagte Herr Marbel, „ich will jetzt von meinem erworbenen Brod essen, weil ich noch Zähne zum Beißen habe.“

Er war, wie gesagt, sehr reich; und doch wohnte er nur in einem kleinen, bürgerlichen Hause; blieb einfach in Geräth in Kleidern, hielt keine Kutschen und Pferde, gab keine Essen — jeder Handwerksmann in der Residenz machte mehr Aufwand als er. Dagegen, wenn ihm die Laune ankam, und er hatte die Laune ziemlich oft, machte er gemeinen Leuten oft große Geschenke; verheiratete er auf seine Kosten junge Leute, die er ausstattete; kaufte er geschickte Bürgersöhne mit schwerem Gelde vom Soldatenstand los; oder besoldete er Advokaten, um Angelegenheiten und Rechte von Personen zu vertheidigen, die ihm ganz fremd waren. So mischte er sich überall in andere Händel, und brachte viel Geld durch. Dagegen, wenn Personen von Rang und Vermögen zu ihm kamen, um Geld zu leihen, suchte er die Achseln und hatte nichts. „Sie sind ein Narr!“ sagten seine Freunde, „Sie wissen nicht, was anfangen mit Ihrem Reichthum. Machen Sie doch ein Haus. Sie dürfen nur winken, die ersten Familien der Stadt, die bedeutendsten Männer am Hofe werden Ihre Freunde. Wollen Sie einen Titel? wollen Sie ein Aidesdiplom? Wofür sind Sie denn reich? Für das Lumpenpad doch nicht, mit dem sie sich so gern abgeben?“ — „Laßt's gut sein!“ sagte Herr Marbel, „ich bin ärmer als Ihr glaubt. Ich darf keinen Heller verschwenden und brauche mein Geld nothwendig.“

„Es ist nicht möglich! Sie müssen ja jährlich wenigstens dreißigtausend Gulden Revenüen haben?“

„Das wohl“, antwortete Herr Marbel, „aber davon brauche ich zweitausend Gulden für meine Haushaltung, und das Uebrige gehört denen, die nicht genug haben.“

Herr Marbel verlor im gleichen Jahr an der gleichen Krankheit seine edle Gemahlin und zwei liebenswürdige Kinder. Er war wieder einsam. Man wollte ihn zerstreuen, erheitern. „Dast's gut sein“, sagte er, „ich bin nichts weniger als traurig; vielmehr inniger selig, als sonst. Ich lebe jetzt in zwei Welten. Mein Weib, meine Kinder gehören mir überall und ewig, und ich ihnen. Ich bitte Euch, machet Euch keinen Alltagspaß mit mir; tröstet mich nicht.“

Der Sturmwind.

Indessen war ihm doch, durch den Verlust seiner Gemahlin und Kinder, die Welt ein wenig öde, das Leben ein wenig langweilig geworden. Er stand überall einsam. Er ging oft, sich zu zerstreuen, auf Reisen; es half für den Augenblick. Er kam oft mit roth geweinten Augen aus seiner kleinen Schreibstube. Dann sahen ihn seine Diener und Mägde voll Mitleids an, denn alle liebten ihn wie einen Vater. — „Ihr habt Recht, Kinder, bemitleidet mich nur. Ich verdiene es. Aber tröstet mich nicht. Mitleid ist mir Noth, aber Trost nicht; den gibt mein Inneres besser, als Ihr; aber den menschlichen Schmerz, das Vermissten der gewohnten Lieben, das wird Alles die Zeit bessern, noch hat sie nichts gebessert.“

Zerstreuung, das fühlte er, sei am wohlthätigsten. Er besuchte alle Plätze rings um die Hauptstadt. Er war auf allen Lustgängen, in allen Vergnügungsortern. Eines Tages im Thiergarten.

Viel Volk tummelte sich da herum im Grünen, wie es

an Sommertagen zu sein pflegt. Herrn Marbel that es immer wohl, im regen Gewühl der Frohen zu sein. — Aber die Freude ward bald durch ein anrückendes Gewitter gestört, dem ein gewaltiger Sturmwind voranzog. Die hohen Bäume fuhren tausend, wie schwanke Halme, hin und her; die Buden wurden geschlossen, die Krämer packten ein, die Musik in den Gebüschcn verstummte, die Tänzer flogen auseinander.

Herr Marbel blieb in dem Lärmen des Sturmes und der Menschen ruhig stehen. Ihn ergökte der Anblick. Die breiten Wege waren bald leer; Wirbelwinde zogen Staubwolken in die Höhe. Indem kam die junge Fürstin Emilie aus einem Seitenwege des Lustwaldes eilfertig; sie hatte sich verspätet. Bei ihr ein paar zierliche Kammerherren, hinter ihr ein paar Offiziere, die alle Mühe hatten, die hohen Federbüsche ihrer Hüte gegen den Wind aufrecht zu halten. Plötzlich fiel Sturm und Wirbelwind über Alles her. Der Schleier der jungen Fürstin flog hoch in die Luft. Erschrocken streckte die Beraubte ihre Arme dem entführten Schmucke nach. Der Schleier blieb im Wipfel einer Tanne hängen, wie Spinnewebe.

„Schaffen Sie mir meinen Schleier wieder!“ sagte das Frauenzimmer, „schaffen Sie mir ihn wieder! Ich muß ihn haben. Er ist das Neujahrsgeſchenk meiner Mutter. Er hat für mich unermesslichen Werth.“

Die Herren hielten ihre großen Hüte sammt den großen Federbüschen fest, sahen hinauf und zuckten die Achseln.

„Ich muß ihn wieder haben, und sollt' ich hier umkommen; ich weiche nicht eher von der Stelle!“ sagte die Fürstin und hatte die Augen voller Thränen.

Die Herren sahen in bitterer Verlegenheit abermals zum

Wipfel der Tanne hinauf. Der eine seufzte, der andere fragte sich im Nacken, der dritte nahm in der Verzweiflung eine Priese, der vierte machte stumme Verbeugungen, als wollte er damit die Unmöglichkeit darthun, das fürstliche Begehren zu erfüllen.

„Sie haben doch oft geschworen, das Leben für mich aufopfern zu wollen, warum steigt denn Keiner in die Nester des Baumes hinauf? Es geht ja recht bequem von unten an! Herr Major, Sie sind der Jüngste, holen Sie mir den Schleier!“ rief Emilie weinend.

Der Herr Major sah erschrocken auf seine weißen Kasimir-Beinkleider und auf die hohe, wankende Tanne — siebenzig Schuh hoch mochte sie wohl sein. Er that, als wollte er sich zum gefährlichen Gang rüsten, räusperte sich und kam doch nicht von der Stelle.

Wie der alte Herr Marbel, hatte auch ein zerlumpter, zwölfjähriger Bettelbube in der Nähe mit angehört. „Ich will das Tuch droben schon herunter holen, wenn Sie befehlen!“ sagte der Knabe und maß mit lebhaftem Blick die Höhe der Tanne.

„Marsch! geschwind hinauf!“ schrieen alle fünf mit lauter Stimme zugleich.

Der Knabe besann sich nicht lange. Er kletterte von Ast zu Ast empor, schlug die Zweige nur aus einander; man sah ihn lange nicht, bis er oben am Wipfel der Tanne wieder zum Vorschein kam. Der Sturm wüthete von neuem und warf die Bäume tausend durch einander. Der Knabe umklammerte den schlanken Wipfel, der mit ihm in weiten Kreisen herumflog. Herr Marbel zitterte, als er das sah. Die Offiziere lachten; die Fürstin hüpfte vor Freuden hoch auf, da sie den Schleier in der Hand des Waghalses sah.

„Wenn der Ungeſchickte ihn nur nicht zerreißt!“ rief ſie dann mit neuer Aengſtlichkeit.

Glücklich brachte ihn der Knabe herab. „Gottlob!“ ſagte die Fürſtin und hüpfte freudig davon, um ſich aus dem Sturme zu flüchten. Ihre Begleiter eilten ihr nach. Der Knabe eilte mit ausgeſtreckter Hand hinten nach, um ein Almosen ſehend: der Kammerherr warf ihm kleine Münze zu. Der Knabe hob ſie vom Boden auf und betrachtete ihren Werth.

Herr Marbel, ſonſt nicht neugierig, war es doch diesmal. Denn der Knabe, ſeine offene Miene, ſein freundliches Weſen, ſein Muth hatten ihm gefallen. Auch er hatte ſchon die Hand in der Taſche, um ihn für das Wagſtück zu lohnen.

„Was haben ſie dir gegeben?“ fragte er. Der Knabe zeigte ihm das Geld in der offenen, vom Tannenharz beſudelten und von den Aeſten wundgeriſſenen Hand. „Fünf Kreuzer, Herr!“

„Fünf Kreuzer!“ ſeufzte Herr Marbel: „Guter Bube!“ Er nahm die Hand voll kleiner Münze und füllte damit beide Hände des Jungen, der, ganz erſtaunt über den Reichtum, mit großen Augen bald das Geld, bald den Wohlthäter anſah, und endlich fragte: „Soll ich Alles haben?“

„Alles! Und was wirſt Du damit machen?“

„Ich weiß ſelbſt nicht. Neue Kleider kaufen. Ich kann nun wie ein Herr leben.“

„Haſt Du keinen Vater?“

„Nein, ſchon ſeit zwei Jahren nicht mehr. Der Vater war Soldat und iſt im Krieg umgekommen; die Mutter iſt geſtorben und da wollten ſie mich nicht im Dorfe.“

„Gib mir das Geld wieder, Bube.“

„Alles?“

„Alles.“

Traurig gab es der arme Knabe wieder zurück, und ein paar Thränen bedeckten den Glanz seiner großen schwarzen Augen.

„Auch die fünf Kreuzer gib mir.“

„Nein, die gehören mir.“

„Du sollst kein Geld mehr nöthig haben. Es taugt Dir nicht. Ich nehme Dich in mein Haus. Du sollst mein Sohn werden, wenn Du brav bist. Willst Du das?“

„Wenn's Ihnen Ernst ist.“

„Hast Du noch mehr Geld?“

Der Knabe hatte noch einige Kupfermünzen und ein großes Stück Brod. Herr Marbel nahm ihm das ab und ließ ihn mit sich kommen.

Erziehung.

Der kleine Konrad Eck wurde umgekleidet, aber äußerst einfach, in grobes Tuch. Er war gewohnt, in Ställen oder unter freiem Himmel zu übernachten. Der reiche Herr Marbel gab ihm zum Bett einen Strohsack, und zur Nahrung die wohlfeilste Kost. — Der Knabe war froh wie im Himmel, behend, dienstfertig, immer freundlich, unverdrossen, ergeben, zeigte viel natürlichen Verstand, aber war in allem unwissend was nicht in den Erfahrungsz- und Geschäftskreis eines Bettlers gehörte. Nach einem halben Jahr war der junge Bär so weit gelehrt, daß man ihn doch der Welt zeigen und mit Aufträgen herum schicken konnte. Er hatte sich, wiewohl mühsam, an Ordnung, an Reinlichkeit gewöhnt. Sein gutes

Herz machte ihn Allen im Hause lieb. Herr Marbel nannte ihn seinen Sohn und beschloß, aus ihm etwas Rechtes zu machen, Konrad mußte in die Stadtschule. Er war fleißig. Es ward ihm anfangs sauer; aber er ging. Die Freude des Wohlthäters an seinen Fortschritten war ihm der höchste Lohn; Herrn Marbels Kälte die bitterste Strafe.

Doch ich will hier nicht die Erziehung des Betteljungen beschreiben. Nur dies, weil es Herr Marbels Gemüthsart bezeichnet, sei noch gesagt. Konrad, sobald er einige Jahre im Hause gewesen, saß er an Marbels Tisch. Er konnte von allen Leckerbissen genießen; aber Herr Marbel gab ihm Beifall, wenn er mit Brod, Fleisch, Kartoffeln und dergleichen vorlieb nahm. Er konnte in weichen Betten schlafen; aber Herr Marbel freute sich, wenn Konrad seinem Strohsack getreu blieb. Konrad bekam alle Wochen einen halben Thaler Taschengeld, aber sich selbst durfte er nichts dafür kaufen; er mußte es zum Besten Anderer anwenden; doch war ihm gestattet, für sich daran zu sparen, damit er habe, wenn ihm Herr Marbel einmal nichts mehr zu geben habe. — „Für dich mußt du wenig bedürfen, wenig gebrauchen; Alles für Andere haben und sein!“ Das sagte ihm sein Wohlthäter bei jeder Gelegenheit. Als Konrad sechzehn Jahre alt war, gab ihm Herr Marbel zum Geburtstag vierhundert Thaler. „Jetzt, lieber Konrad, wollen wir unsere Haushaltung trennen. Da hast Du Geld. Jetzt beköstige und bekleide Dich dafür, bezahle deine Lehrer; schaffe Dir an, was Du willst. Du kannst bei mir im Hause wohnen, aber Du zahlst mir für Zimmer, Betten, Hausgeräthe alle Vierteljahre vier Thaler. Richte Dich ein.“

Konrad wunderte sich, aber es freute ihn, Herr so vielen Geldes zu werden. Er richtete seine Haushaltung ein.

Monatlich mußte er von seinen Ausgaben Rechnung ablegen. Herr Marbel beobachtete ihn scharf und ließ ihn beobachten. Konrad lebte, wie es Herr Marbel erwartet hatte, dürftig wie ein Geiziger, und wo er helfen konnte, verschwenderisch wie ein Fürst. Am Ende des Jahres hatte er doch noch hundertundzwanzig Thaler übrig. Er mußte sie an Zins legen, und empfing abermals 400 Thaler.

So ging's bis in's zwanzigste Jahr. Herr Marbel schickte den Jüngling auf eine Universität; er gab ihm neue Zulage an Geld. „Deinen Körper gewöhne an nichts, mein Sohn“, sagte er zu ihm, „aber das Anständige wie das Nothwendige versag' ihm nie. Ein guter Künstler muß braves Werkzeug haben, ohne dieses ist er selbst ungeschickt. Der Leib ist das Werkzeug; der Künstler ist der unsterbliche Geist. Diesen vollende! Das Leben ist kurz; es ist die Schule. Bilde Geist und Gemüth; wir wissen nicht, wozu wir's lernen müssen. Das werden wir in der Ewigkeit wohl erfahren, wo uns der Vater an ein höheres Werk stellt. — Ich setze dir für die drei Universitätsjahre eine beträchtliche Summe aus. Du wirst sie gebrauchen. Du sollst und mußt in die besten Gesellschaften, in alle gehen, um die Leute aller Gattung kennen zu lernen; aber auch von den schlechten entferne Dich nicht; Du mußt sie kennen lernen. Bist Du schwach und wirst schlecht, gehst Du unter. Bist Du stark, stehst Du wohlthuend über alle. Nach drei Jahren denke daran, Dein Brod selber zu verdienen. Dann geb' ich Dir nichts mehr.“

Das Loch im Aermel.

Ich bin reich — was man reich zu nennen pflegt, — fuhr Herr Marbel in seiner Rede fort, der Reichtum freut mich an sich nicht, denn ich bedarf für mich wenig. Ich könnte von Wenigerm leben als meine Bedienten. Wozu mir also das Geld? Aber das ist's, was mich freut, daß ich das Alles mit eigener Kraft und auf die unbescholtenste Weise erworben habe. Da klebt kein Blut, keine Thräne daran; nur mein Schweiß allein. Dies sind die höchsten Freuden des Geistes: Wirksamkeit im Kleinen und Großen, Unschuld, Alles Andere ist mehr oder weniger Narrheit oder Thorheit, z. B. Ehrgeiz, Weißerliebe, Gewinnsucht, Herrschgier, Stolz, Neid, Haß, Religionsgroll und dergl. Merke Dir das, Konrad: Mächtig wirken, mit Unschuld, im Großen wie im Kleinen, das ist das reine, wahre Geisterwesen. Verachte das Kleine nicht, als wäre es gering. Gott hat nichts Geringses geschaffen. Auch sein Sandkorn und sein Wurm sind groß.

Ich habe Dir gute Erziehung gegeben. Du warst eine wilde, aber kräftige Pflanze. Jetzt bist Du zwanzig Jahre, das Alter, wo im Menschen der Engel mit dem Thiere kämpft. Möge der Engel obsiegen: — Erst wird der Mensch als Pflanze erzogen, dann als Thier, zuletzt als Engel. Viele bringen es nicht weiter als zum wohlabgerichteten Thier.

Aber das Thier ist nicht zu verachten. Aus dem unreinen Staube blüht die schneeweiße Lilie hervor. Eine Kleinigkeit gab mir die wahre Richtung. Ich lernte nähen, und dadurch ward ich zum reichen Mann.

Das wirst Du nicht glauben wollen, und doch ist's so. Ich war vierzehn Jahre alt, konnte lesen, schreiben und rechnen. So weit war ich dressirt. Ich war eines Handwerkers Sohn. Mein Vater wußte nicht, was aus mir machen, denn

es fehlte an Geld überall, und das hatte Gründe, die ich jetzt wohl einsehe.

Ich hatte einen Spielgejellen und Jugendfreund, Namens Albrecht. Wir beide waren überall und nirgends, wie nun Knaben sind, wild, unbändig. Unsere Kleider waren nie neu, sondern schnell besudelt und zerrissen. Da gab's Schläge zu Hause; waren die einmal abgeschüttelt, blieb's beim Alten.

Eines Tages saßen wir in einem öffentlichen Garten auf einer Bank, und erzählten einander, was wir werden wollten. Ich wollte Generallieutenant, Albrecht Generalsuperintendent werden.

„Aus Euch beiden gibt's in Ewigkeit nichts!“ sagte ein steinalter Mann in feinen Kleidern und weißgepudelter Perücke, der hinter unserer Bank stand und die kindischen Entwürfe angehört hatte.

Wir erschrakten. Albrecht fragte: warum nicht?

„Der Alte sagte: „Ihr seid guter Leute Kinder, ich sehe es Euern Rücken an; aber Ihr seid zu Bettlern geboren; würdet Ihr sonst diese Löcher in Euern Ärmeln dulden?“ Dabei faßte er jedem von uns an die Ellbogen, und bohrte mit den Fingern in die daselbst durchgerissenen Ärmel hinauf. — Ich schämte mich; Albrecht auch. „Wenn's Euch“, sagte der alte Herr, „zu Haus Niemand zunähet, warum lernt ihr's nicht selbst? Im Anfang hättet Ihr den Rock mit zwei Nadelstichen geheilt, jetzt ist's zu spät, und Ihr kommet wie Bettelbuben. Wollet Ihr Generallieutenant werden, so fanget an beim Kleinsten. Erst das Loch im Ärmel geheilt, ihr Bettelbuben, dann denkt an etwas anderes.“

Wir beide schämten uns von Herzensgrund, gingen schweigend davon, und hatten das Herz nicht, etwas Böses über den bösen Alten zu sagen. Ich aber drehte den Ellbogen

des Rockärmels so herum, daß das Loch einwärts kam, damit es Niemand erblicken möchte. Ich lernte von meiner Mutter nähen, spielend, denn ich sagte nicht, warum ich's lernen wollte. Jetzt, wo sich's an meinen Kleidern eine Naht öffnete, ein Fleckchen sich durchschabte, ward's sogleich gebessert. Das machte mich aufmerksam, ich mochte an zerrissenen Kleidern nun nicht mehr Unreinigkeiten leiden. Ich ging sauberer, ward sorgfältiger, freute mich, und dachte, der alte Herr in der schneeweißen Perrücke hat so Unrecht nicht. Mit zwei Nadelstichen zu rechter Zeit rettet man einen Rock; mit einer Hand voll Kalk ein Haus; aus rothen Pfennigen werden Thaler; aus kleinen Samenkörnern Bäume, wer weiß, wie groß!

Albrecht nahm die Sache nicht so streng. Es ward kein Schade. Wir waren beide einem Handelsmann empfohlen; er verlangte einen im Schreiben und Rechnen geübten Lehrburschen. Der Herr prüfte uns, dann gab er mir den Vorzug. Meine alten Kleider waren hell und sauber, Albrecht im Sonntagsrock ließ Nachlässigkeiten sehen. Das sagte mir der Herr Prinzipal nachher. „Ich sehe Ihn an“, sagte er, „Er hält das Seine zu Rath, aus dem Andern gibt's keinen Kaufmann“. Da dachte ich wieder an den alten Herrn und an das Loch im Ärmel.

Ich merkte wohl, ich hatte in andern Dingen, in meinen Kenntnissen, in meinem Betragen, in meinen Neigungen noch manches Loch im Ärmel. Zwei Nadelstiche zu rechter Zeit bessern Alles, ohne Mühe, ohne Kunst. Man lasse nur das Loch nicht größer werden, sonst braucht man für das Kleid den Schneider, für die Gesundheit den Arzt, für die moralischen Löcher die strafende Obrigkeit. — Es gibt nichts Unbedeutendes, noch Gleichgültiges, weder im Guten, noch im

Bösen. Wer das glaubt, kennt sich und das Leben nicht. Mein Prinzipal hatte auch ein abscheuliches Loch im Ärmel, nämlich er war habrechtig, zänkisch, despotisch, launenhaft, das brachte mir oft Verdruß. Ich widersprach, da gab's Zank. Holla, dachte ich, es könnte ein Loch im Ärmel geben, und ich Zänker und gallüchtig und unverträglich, wie der Herr Prinzipal werden. Von Stunde an ließ ich den Mann recht haben, ich begnügte mich, recht zu thun und bewahrte meinerseits den Frieden.

Als ich ausgelernt hatte, trat ich in andere Kondition. Gewöhnt, mit wenigen Bedürfnissen des Lebens froh zu sein (denn wer ihrer viel hat, ist nie ganz froh), sparte ich Manches. Gewöhnt, mir kein Loch im Ärmel zu verzeihen, schonend aber über dasjenige an fremden Ärmeln wegzusehen, war alle Welt mit mir zufrieden, wie ich mit aller Welt. — So hatte ich beständige Freunde, beständig Beistand, Zutrauen, Geschäfte. Gott gab Segen. Der Segen liegt im Recht-thun und Recht denken, wie im Rußkern der fruchttragende, hohe Baum.

So wuchs mein Vermögen. Wozu denn? fragte ich, du brauchst ja nicht den zwanzigsten Theil davon. — Brunk damit treiben vor den Leuten? — Das ist Thorheit. — Soll ich in meinen alten Tagen noch ein Loch im Ärmel aufweisen? — Hilf Andern, wie Dir Gott durch Andere geholfen. Dabei bleibt's. Jetzt, Konrad, gehe auf die hohe Schule, lerne etwas Rechtes; denke an den Mann mit der schneeweissen Perrücke, hüte Dich vor dem ersten kleinen Loch im Ärmel; mach's nicht, wie mein Kamerad Albrecht. Er ward zuletzt Soldat und ließ sich in Amerika todtschießen.

Der Handwerksbursche.

Konrad ging also nach Göttingen, studirte Rechte und Kameralwissenschaften und war sehr fleißig, ohne sich jedoch dem Umgang mit Altersgenossen und dem Genuß der Freuden zu entziehen. Aber er sparte, denn er hatte einen großen Plan. Er wollte eine Reise durch Europa machen. Herr Marbel munterte ihn dazu auf, erklärte aber, keinen Kreuzer dazu herzugeben. Und was Herr Marbel einmal erklärt hatte, dabei pflegte er gerne zu bleiben. Zum Reisen aber gehörte Geld. Konrad entschloß sich kurz. Sobald er es bis zum Doctor juris utriusque gebracht hatte, ging er zu einem Kunstschreiner in die Lehre und lernte dessen Handwerk: hobeln, schneiden, sägen, bohren, leimen, Hölzer beizen, firnissiren u. s. w. Seine Uebung im Zeichnen, sein Geschmak, seine chemischen Kenntnisse — Alles kam ihm zu statten. In einem Jahr hatte er Uebung im Mechanischen, er kam Meister und Gesellen gleich. Mit zwanzig Louisd'or verkürzte er die Lehrzeit. Er ward als Gesell ausgeschieden.

Herr Marbel kehrte eines Abends von seinem gewöhnlichen Spaziergang heim, und rauchte sein Pfeifchen ganz wohlgemuth zum Fenster hinaus. Da kam ein fremder Handwerksbursche, das Ränzle auf dem Rücken, grüßte und sprach, den Hut in der Hand, kein Wort. Herr Marbel warf ihm ein Stückchen Geld in den Hut. Der Handwerksbursche dankte, steckte die Gabe ein und wünschte Herrn Marbel allein zu sprechen. Er ward eingelassen.

Der Handwerksbursche brachte freundliche Grüße von Konrad. Herr Marbel freute sich kindlich. Seit drei Jahren hatte er nicht von seinem Pflegesohn vernommen, der ihm theurer war, als er glaubte. Indem er aber dem Handwerksburschen ins Gesicht sah, sprang er betroffen zurück.

„Was? bist du's nicht selbst, Konrad? Spielst du Komödie mit mir? — Ist das auch der Aufzug von einem Herrn Doktor?“

Konrad lächelte und sprach: „Der Doktor steckt hier im Känzel; auf Reisen ist er Schreinergefell. Der findet mit seinem Handwerk überall Brod und darf wohlfeil leben. Hier ist mein Doktordiplom, hier mein Lehrbrief. Jetzt mache ich die Reise durch fremde Länder. Ich komme nur, Sie noch einmal zu sehen, theurer Vater, Ihnen noch einmal zu danken und Ihren Segen mit auf den Weg zu nehmen.

Da ward Herr Marbel tief gerührt; sein Auge feucht. Er fiel dem guten Kamerad um den Hals, drückte ihn an seine Brust und stammelte: „Ja Du bist mein Sohn, ich will Dein Vater sein.“

Herr Marbel behielt ihn vier Wochen lang bei sich. Dann ließ er ihn ziehen mit seinem Segen. Hast du auch noch Geld? fragte er ihn beim Abschied. Konrad erwiderte: „Noch fünfundzwanzig Thaler. Das ist Alles, was ich erübrigen konnte,“

„Geld genug für einen reisenden Handwerksburschen!“ sagte Herr Marbel lachend: „Da hast Du noch einen Thaler auf die Reise, so hast Du sechsundzwanzig! Gott sei mit Dir. Schreibe mir alle Vierteljahre, wie es Dir geht und was Du lernst und siehst. Hüte Dich vor einem Loch im Ärmel, so wird es Dir wohl gehen.“

Reise durch Europa.

Mit sechsundzwanzig Thaler machte Konrad die Reise durch Europa; erst durch Deutschland über die Alpen nach Rom und Neapel, er wollte die zerfallenen Trümmer einer

herrlichen Bortwelt sehen. Dann zur See nach Frankreich. Er arbeitete in Lyon und Paris, sich im Handwerk vollkommener zu machen; ging nach London über wo er fast ein Jahr lang verweilte; trieb sich dann in einigen holländischen Städten herum, ging nach Dänemark, und über Stockholm nach Petersburg, von da in die Heimat zurück.

Kam er in eine Stadt, wo es Sehenswürdiges gab, und der Mühe werth war, zu bleiben, auch nur, um wieder Reisegeld zu erwerben: so gab er sich zu einem Meister in Arbeit. Sonntags verwandelte sich der Schreiner in den Gelehrten, Ein paar Klassiker mußten ihn auf seinen Wanderungen begleiten. Hatte er erworben, zog er weiter. Gern hätten ihn die Meister oft länger gebunden; denn einen geschicktern Gesellen fanden sie nicht leicht, und über seine Gelehrsamkeit erstaunten sie. Manche hübsche Meisterstöchter hätte den wunderbaren Fremdling gern behalten und zum Meister gemacht. Denn Konrad war ein feiner Jungling; sein schwarzes Auge voll Geist und Feuer; sein Anstand wie der eines Mannes aus höhern Ständen; sein Umgang nicht wie bei Gewöhnlichen, und doch dabei gegen Seinesgleichen leutselig, einnehmend, bescheiden. Jeder hatte den Sonderling gern.

Zwar hie und da, einmal in Lyon, einmal in London, machte ihm ein artiges Mädchen das Herz schwer. Er riß sich los; zur Leidenschaft ließ er keine Neigung aufsteigen; das nannte er immer ein Loch im Aermel. Heim in sein Vaterland wollte er, in der Nähe seines zweiten Vaters, Herrn Marbels, als Schreiner oder Advokat sein Leben zubringen.

Nach mehrjähriger Wanderung stand er wieder vor Vater Marbels Hause. Seit drei Jahren hatte er von Herrn Marbel keine Zeile gesehen; er hingegen hatte seinem

Wohlthäter regelmäßig jedes Vierteljahr geschrieben; ihm auch seine nahe Ankunft gemeldet. Nun war die Frage, ob der wackere Mann noch lebe.

Konrad war todttenblaß, als er von fremden Personen begrüßt und benachrichtigt wurde, Herr Marbel habe das Haus verkauft und die Stadt verlassen schon seit Jahr und Tag. Er ging traurig von einer Straße zur andern. „Hätte der Vater nicht die Liebe haben und mir wenigstens diese Veränderung melden sollen? Nun fort, und man weiß nicht einmal wohin?“

Er ging, das Känzlel auf dem Rücken, zur Schreinerherberge, um zu übernachten; folgenden Tages im Feierkleide zum Banquier Schmidt, Herrn Marbels ehemaligem besten Freund, um Erkundigungen über seinen Wohlthäter einzuziehen.

Der alte Banquier erkannte ihn sogleich, und empfing ihn mit herzlicher Freude. „Gottlob, Herr Doktor,“ rief er: „daß ich Sie noch sehe! Unser alter Freund ist nach Ostindien, wie Sie wissen. Er hat bei mir für Sie zweihundert Louisd'or hinterlegt, die er ihnen zur Ausstattung vermachen wollte, wenn Sie heimkehrten und sich irgendwo in Ihrem Beruf ansäßig machen wollten.“

„Nach Ostindien ist er?“ rief Konrad, und Thränen rollten ihm über die Wangen.

„Wissen Sie das nicht? — Er hatte hier in der Stadt allerlei Verdruß; der Fürst wollte ihn adeln, und er, nach seiner Manier, schickte Sr. Durchlaucht den Adelsbrief zurück, in der Meinung, jeder Mensch habe einen angeborenen Adel, aber geadelt von fremder Hand könne keiner werden. Das gab den ersten Stoff zu Mißdeutungen, zu Redereien, endlich zu einer Art von Verfolgung. Man nannte den guten

Marbel Jakobiner; hielt ihn eines Briefwechsels mit Revolutionslüchtigen verdächtig; für einen Menschen, der sich unter dem Pöbel Anhang verschaffen wolle. Dann kam dies und das dazu. Genug, dem guten Manne war das Leben sauer gemacht. Nun wissen Sie, wie er war — allzugut, allzuleichtgläubig. Es gingen ihm beträchtliche Kapitalien verloren. Es that ihm leid, sich einschränken zu müssen. Er fing neuerdings kaufmännische Spekulationen an. Die schlugen ihm um. Da trat er eines Tages zu mir, sagte, er habe in Ostindien noch ein bedeutendes Kapital, er wolle hin, es selbst beziehen. Meine Einwendungen halfen nichts. Er verkaufte und verschenkte, was er hatte; gab mir für Sie die Summe in Verwahrung und reißete ab. Es sind nun bald drei Jahre.

Konrad stand betäubt. Hätte er nur gewußt, wo ihn finden in Ostindien, er wäre ihm auf der Stelle nachgereiset.

Herr Schmidt ließ es nun nicht anders geschehen: Konrad mußte bei ihm im Hause wohnen, bis er seinen Lebensplan gemacht haben würde. Konrad hatte fast im Sinn, eine Schreinerwerkstatt zu eröffnen. Herr Schmidt hielt ihn davon ab und rieth ihm, als Advokat aufzutreten; da könne er der Welt nützlicher sein.

Der Gerichtshalter.

Nach einigen Wochen trat Herr Schmidt zu Konrad mit freudigem Antlitz in's Zimmer, in der Hand ein Intelligenzblatt. „Freundchen!“ rief er: „Sie müssen mir zum Herr von Wallenroth folgen. Er verlangt einen Gerichtshalter auf seinen Gütern. Ihm gehört ein ganzes Dorf. Er braucht einen Mann, wie Sie. Er ist mein Speisialfreund. Da

schreibt er im Wochenblatt die Stelle aus. Siebenhundert Gulden Gehalt, freie Wohnung Licht, Holz und vermuthlich reiche Sporteln daneben. Was wollen Sie noch mehr? Haben Sie Lust?"

Konrad zuckte die Achseln.

„Nichts! folgen Sie mir, Herr!“ fuhr Herr Schmidt fort: „Erlauben Sie mir, bei Ihnen Stellvertreter von Papa Marbel zu werden. Das ist ein Platz für Sie!“

Konrad setzte sich mit ihm in die Kutsche. Sie machten dem Herrn von Wallenroth den Besuch.

Dieser, ein ältlicher Herr, sehr gefällig und gutherzig, sagte zu Konraden: „Ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen. Doch genug, mein Freund Schmidt schlägt Sie vor. Sie, und kein Anderer empfangen die Stelle. Aber ich muß Ihnen darüber noch dieß und das sagen. Ich reise in Aufträgen meines Hofes nach Paris, bin wahrscheinlich mehrere Jahre abwesend. Ich übergebe Ihnen meine Güter, die Erb- und Gerichtsherrschaft zu Alted. Sie sollen nicht bloß die Stelle des Justiziarus dort versehen, nein, meine eigene Person. Unter Ihnen steht der Verwalter. Sie sollen meine verwahrloseten Güter wieder in Aufnahme bringen, und, was mir vor Allem am Herzen liegt, meine Bauern menschlicher machen. Denn die Alteder sind wahres Vieh, elend, roh, arm, unwissend. Ich habe die Herrschaft erst seit einem Jahre in Besitz, mich aber wenig darum bekümmern können. Alles ist in Verfall da. Ich überlasse es Ihnen, anzustellen und wegzujagen, wen Sie wollen. Kurz, alle meine Rechte sollen Sie üben. Die Gelder und Rechnungen schicken Sie jährlich an Herrn Schmidt, zu meinen Händen.“

Konrad wollte Entschuldigungen vorbringen, er versteh e von der Landwirthschaft zu wenig. Die Bescheidenheit half

nichts. Die beiden alten Herren drangen mit Güte in ihn. Herr von Wallenroth, in der Meinung, Konrad fände die Befoldung für ein so weitläufiges Geschäft zu gering, erhöhte den Gehalt, bot ihm immer mehr, verdoppelte zuletzt beinahe die Summe von siebenhundert Gulden. — Konrad war beflürzt und froh zugleich. „Aber“, sagte er, wie komme ich zu diesem übermäßigen Vertrauen?“ Herr von Wallenroth deutete auf Herrn Schmidt „Das Herz dieses Mannes“, sagte er, „und das meinige sind eins.“

„Die Sache ward in Richtigkeit gebracht, schriftlich, wie sich's gehört. Hintennach aber trat Herr von Wallenroth noch mit einer Klausel hervor, auf welche er viel Gewicht legte. — „Alle,“ sprach er, „sind ihren Befehlen unterworfen, nur eine Person nicht, die mir theuer ist, deren verstorbenem Mann ich große Verpflichtungen schuldig bin, wiewohl sie mich kaum kennt. Diese ist eine brave Predigerwitwe, Namens Walter. Sie ist ohne Vermögen. Sie lebt von einer mäßigen Pension zu Alstedt, und ich habe ihr lebenslängliche Wohnung und Kost und Bedienung in meinem eigenen Hause zu Alstedt gegeben. Sie werden also mit ihr unter gleichem Dache hausen. Es ist die bravste Frau von der Welt. Ich hoffe und wünsche, Sie werden mit ihr in guter Harmonie bleiben.“

Konrad blieb gegen diese Klausel gar nichts einzuwenden, und war es gar wohl zufrieden, sogleich eine Frau da zu finden, die ihm die kleinen Sorgen der Haushaltung durch Rath erleichtere.

Noch in derselben Woche reiste Herr von Wallenroth mit Konraden nach Alstedt; sie führte ihn in aller Form in sein Amt ein, hielt sich aber nicht länger als einen Tag auf und ließ ihn bei Frau Walter.

Die Gesellschaft.

Das Herrenhaus, wie man es nannte, lag sehr angenehm, mitten in Gärten, auf einem Hügel über dem Dorf, Stallung, Scheunen, mit großem Hofraum im Viereck nebenbei. Ueberall viel Ordnung; im Herrenhaus viel Reinlichkeit und heiteres Wesen. Die schönsten Zimmer, einfach und geschmackvoll, waren dem Herrn Gerichtshalter eingeräumt. Es fehlte nirgends. Selbst eine kleine Bibliothek, selbst ein Fortepiano war vorhanden. Nirgends ein Stäubchen; der Fußboden wie neu. Frau Walter hatte Haus, Garten und Keller aufs Schönste geordnet.

Frau Walter, eine lebhaft und doch ernste Frau von vierzig und etlichen Jahren, verrieth Bildung und Lebensart. Die Blässe ihres Antlitzes, ihr stiller, hoher Blick, der sich nur erst im Gespräch erheiterte, sagten, sie habe leidenreiche Erfahrungen im Leben gemacht. Vor ihr erschien Niemand als Fremdling. Konrad war den ersten Tag mit ihr, als hätte er sie vor Jahren gekannt. Sie machte ihn mit Wohnung und Umgebungen mit dem Werthe der Knechte und Mägde bekannt — genug, in Alles weichte sie in ein, was in ihrem Wirkungskreis lag.

„Mit der Frau läßt sich leben!“ dachte Konrad nach einigen Tagen, der sich, als Herr von Wallenroth mit großer Wichtigkeit von der Klausel gesprochen, doch ein wenig zu fürchten angefangen hatte.

„Mit der Frau läßt sich wahrhaftig leben!“ dachte er nach einigen Wochen, da er nun schon in Alsted einheimisch geworden war. Denn er empfand wahre Hochachtung für sie; sie war ihm Bedürfniß geworden. Er freute sich, wenn er von seinen Geschäften Morgens oder Abends zum Tisch kam — denn sonst sahen sie einander selten. Da war sie,

und der Herr Verwalter, ein herzoguter, aber etwas zeremoniöser Mann, daneben wackerer Landwirth, seine Gesellschaft. Dann erzählte jeder sein Bestes, der Verwalter von der Wirthschaft, Konrad zuweilen von seinen Reisen. Anmuth und Würde verbreitet über Alles der Geist der Frau Walter.

Konrad ward mit seiner Lage so innig zufrieden, daß er dem Herrn Banquier Schmid ein Brief voll des lebhaftesten Dankes schrieb. „Ich verlange,“ schrieb er, „in meinem Leben kein angenehmeres Loos. Ich bin glücklich, weil Sie mich in die Verhältnisse brachten, viel Gutes zu thun. Und es soll geschehen, sobald ich mich mit meinem Wirkungskreise vertrauter gemacht habe. Hier sind die Menschen verwildert, wie ihre Ländereien. Wie viel bleibt anzubauen? Ich hoffe Herrn von Wallenroths Zufriedenheit zu gewinnen.“

Alein das Blättchen wendete sich schnell, und die Freude blieb nicht lange in Konrads Brust. Zwar hatte ihm Frau Walter erzählt, sie habe eine Tochter, deren Heimkunft von einer Verwandten in der benachbarten Stadt sie täglich erwarte. Zwar dachte Konrad, wenn die Tochter der Mutter nachartet, wird sie meinen Himmel in Alstedt nicht verderben. Doch wie gesagt, das Blättchen wendete sich.

Er kehrte eines Abends aus dem Walde heim, wo er Feldmesser hatte. Eine Kutsche begegnete ihm unterwegs, worin zwei Frauenzimmer saßen. Sie schienen vom Herrenhause gekommen, nach der Stadt zurückzufahren. Als er ins Speisezimmer eintrat, befand sich da, nebst Frau Walter und Verwalter, ein junges Frauenzimmer, etwa siebenzehnjährig, braunlockig, von feinen Gesichtszügen, und einem Blick — Konrad verbeugte sich gar ehrerbietig. Die schöne Fremde, etwas erröthend, erwiderte. Frau Walter sagte: es ist meine Tochter Josephine.

Konrad vergaß Feldmesser und Waldungen, worüber er doch dem Verwalter viel zu bemerken hatte; sogar der neuen Hausgenossin etwas Angenehmes zu sagen, vergaß er, während sie ihm ein freundliches Wort mit aller weiblichen Gewandtheit und Anmuth zulispelte. — Bei Tisch, wo er sonst gern redselig, offen und scherzliebend zu sein pflegte, blieb er diesmal verschlossen, einsilbig, trocken. Es war, als wäre in dem Mädchen ein böser Geist für ihn; als wäre er eingeäschert, wenn man dies Wort gelten lassen will.

Er wunderte sich selbst, und daß diese fremde Josephine ihm so gewaltige Ehrfurcht auflegte. Er wollte es nicht gelten lassen, Muth fassen, und mit ihr in Unterhaltung treten, wie mit den Andern. Aber wenn ihn das Mädchen ansah mit den dunkeln Augen, wenn es ihm antwortete mit der Stimme, die seine Seele heben machte — es ward ihm, als wäre er verrathen und verkauft.

Man blieb bei ziemlich langweiliger Unterhaltung ungewöhnlich lange am Abend beisammen. Als Konrad in seinem Zimmer einsam war, wandelte ihm die Gestalt der neuen Hausgenossin an allen Wänden herum. Er schüttelte den Kopf und dachte: Mit dem Mädchen läßt sich nicht leben! Warum schwieg die Klausel davon? — Und als er sich in's Bett stürzte, die Augen fest zudrückte, schwärmte das reizende Gespenst noch heller vor ihm hin und her.

Am Morgen wieder dachte er an Josephinen eher, als an die Feldmesser. Er mußte auch wohl, denn er hörte eine Harfe, und Josephinens Stimme singend dazu. Das Herz fing ihm an zu klopfen. Er schüttelte den Kopf, und dachte: Mit dem Mädchen läßt sich wahrhaftig nicht leben! und ging in's Feld ohne zu frühstücken.

Der Pfarrer und die Gemeinde.

Man gewöhnt sich wohl endlich an das Häßlichste, warum nicht auch an das Schönste? — Konrad konnte sich aber auch nach Wochen nicht an Josephinen gewöhnen, denn, sonderbar genug, sie war keinen Tag wie am vorigen, sondern schien jeden Tag neu zu werden. Mit Allen im Hause war er freundlich, vertraulich; Alle waren es mit ihm. Aber mit Josephinen konnt' er's nicht sein. Ungeachtet ihrer Lebhaftigkeit, ihres heiteren Muthwillens, denn ernst war sie selten, stand sie ihm immerdar fremd, fast wie den ersten Abend. Er unterhielt sich gern mit ihr; sie war geistvoll und doch natürlich, ohne Anmaßungen, ohne Zierereien. Allein, wenn er mit ihr sprach, kam es ihm vor, als sprach' er mit einem Wesen aus andern Welten. Sie hatte mit Jedem zu thun, Jeden behandelte sie auf die gleiche freundliche Weise, von Jedem ward diese frische Rose geliebt — aber mit ihm hatte sie immer am wenigsten zu schaffen, und doch wich sie ihm so wenig aus, daß sie ihm nahe zu sein, den Wunsch zeigte

„Das gibt hier ein langweiliges Leben!“ dachte Konrad: „Ich wollte, Alted läge hinter Ramtschatka, und ich wäre nie hergekommen.“ Aber daß Josephine nie nach Alted gekommen wäre, wünschte er nicht, und er hätte keine Million dafür genommen, daß sie wieder wegginge.

So sehr er sich vor der langen Weile fürchtete, hatte er sie doch nie. Die Herrschaft war mit allen Gütern vermessen; die hiesige Landwirthschaft mit allen Gebrechen derselben beobachtet; ein neues Schulhaus gebaut und ein Lehrer berufen. Gern hätte Konrad auch den Herrn Pfarrer umgeschaffen, aber das ging nicht, und doch hatte er auf diesen anfangs groß zur sittlichen Verbesserung der Bauern gezählt. Allein dieser Gottesmann trieb seinen Beruf recht

und schlecht. Er bekümmerte sich um die Seelen der Menschen weniger, als um ihre Speckseiten, Eier, große und kleine Zehnten. Wenn der Herr Gerichtshalter ihm von Verbesserung des Jugendunterrichts, von der Rohheit der Leute und ihrer Unwissenheit sprach, gab er lächelnd Beifall, unterstützte deren Meinung mit vielen Beispielen aus der Erfahrung. Am folgenden Sonntag aber donnerte er gegen die Sektirer, welche die Religion zu Grunde richten wollten durch Weltverbesserungen. Er haßte die gottlose Aufklärung, die endlich den Papst selbst um die dreifache Krone und seinen eigenen Rauchfang um alle Speckseiten zu bringen drohte; wollte gern ohne Arg sein, wie die Tauben, war aber doch dabei auch ein wenig klug, wie die Schlangen.

Die Altkcker Bauern hatten viel Aehnliches mit ihrem Pfarrherrn. Ihre Religion bestand mehr in Furcht vor dem Teufel, als in Liebe zu Gott; denn sie waren von jeher nur gestrenger Herren gewohnt, und bewies sich einer zu gütig, so lachten sie ihn aus. In Haus- und Feldwirthschaft trieben sie es wie die Alten, die, so sagten sie, doch auch nicht auf den Kopf gefallen gewesen wären. Armuth herrschte bei Allen. In ihren Häusern voller Unflath lebten sie, neben magern Kühen und zerlumpten Kindern, von Kartoffeln, Branntwein und Brunnenwasser. Gegen Fremde ungesellig und betrügerisch, gegen den Pfarrer heuchlerisch, gegen die Bewohner des Herrenhauses im Staube kriechend, unter sich selbst gehässig, neidisch, verleumderisch, stolz und grob — das war ihre Lebensklugheit.

Das Loch im Ärmel.

Konrad wußte mit diesen lieben Leuten aber bald den rechten Ton zu treffen. Nachdem er ihrer hinter einander ein Duzend wegen Vergehen hatte einthürmen, ein anderes Duzend abprügeln lassen, hielten sie ihn für einen äußerst verständigen Mann.

Jetzt, da man zu seinem Verstand endlich Vertrauen gefaßt, ward es ihm ein Leichtes, alles Gute zu bewirken. Er wollte die Leute zur Ordnung und zum Wohlstand bringen — denn alle gingen in Kleidern meistens, gleich Bettlern, zerrissen einher. Da gedachte er an die Erziehung, welche ihm selbst sein ehrwürdiger Pflegevater Marbel gegeben; und an dessen Erzählung vom Mann mit der schneeweißen Perrücke und dem Loch im Ärmel.

Außer einer Näherin konnte kein Weib die Nadel auf geschickte Weise führen. Was die Mütter nicht verstanden, war noch weniger eine Kunst der Töchter. Hatte das neue Kleid das erste kleine Loch im Ärmel, ward es ohne Mühe größer, weil man die Hülfe zu spät brachte. So ward der Kittel vor der Zeit alt. Das ungeheilte Loch im Ärmel war Ursache an der Unreinlichkeit im häuslichen Leben; die Unreinlichkeit hatte ihre gewöhnliche Folge — Krankheiten aller Art. — Im Lumpenkleide verzeiht man sich leichter Unanständigkeiten jeder Art, niedriges Betragen, rohes Laster. Das Loch im Ärmel ist an tausend Grobheiten, an tausend ekelhaften Worten und Thaten schuldig und leitet zu Lastern, die durch kein Schreien von der Kanzel zum Dorf hinausgejagt werden. Wie das weibliche Geschlecht, in höhern Ständen, der Männer rauhe Sitte und Denkart mildert, muß auch in Dörfern die Veredlung von den Weibern ausgehen, sonst geschieht es von nirgends her.

Das wußte Konrad. Sein erstes war, eine Arbeitsschule für erwachsene Mädchen zu stiften. Aber aus Brodneid weigerte sich die Näherin, ihre Kunst gemein zu machen. Die Frau Pfarrerin klagte über Mangel an Zeit, sich dem Unterrichte der Töchter zu widmen, wiewohl der Herr Pfarrer den Gedanken des Gerichtshalters höchlich belobte. Nächsten Sonntag hörten die Bauern wieder eine vortreffliche Predigt gegen Hoffart der Menschen und dergleichen Leute, welche die Jugend mit dem Gift der Eitelkeit in Versuchung führen.

Die Arbeitsschule.

Konrad brachte seine Herzensangelegenheit in dem vertrauten Tischkreise zur Sprache. Josephine, wie immer, wenn er sprach, horchte am aufmerksamsten, gab den lebhaftesten Beifall. Sie bat um Erlaubniß, selbst Lehrerin sein zu dürfen. Frau Walter erwartete dies.

„Mit dem Nähen,“ sprach Frau Walter, „ist's nicht allein gethan. Unsere Bäuerinnen wissen weder zu pflanzen in ihren Gärten, noch in ihren Küchen zu kochen. Schaffen wir unsere Köchinnen für das Gesinde ab, stellen wir unsere Bauernmädchen abwechselnd in die Gesindeküche: ich will da und im Garten ihre Lehrerin werden. Die Kunst ist einfach: Kleine Belohnungen, ein Strohhut, eine neue Mütze werden Wettstreit erwecken und den Geschmack an Puz und ein wenig Eitelkeit erzeugen. Ohne des Weibes Eitelkeit sinkt der Mann zum Thier. Die Liebe zum Schönen ist der erste Keim des Menschlich-Großen, der sich im Wilden entfaltet und

ihn menschlicher macht. Sparsamkeit ist gut, aber nicht Alles. Das Herz muß in Anspruch genommen werden, und das Herz des Mannes wird am leichtesten durch des Weibes Schönheit verwandelt.“

Frau Walter redete über dies und anderes mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. Konrad schielte zuweilen schüchtern nach Josephinen hinüber. Hätte sie ihn angesehen, sie würde in seinen Mienen gelesen haben, wie wahr die Mutter spräche. Aber Josephine, viel zu flatterhaft, schien von der schönen Predigt wenig zu hören. Sie hatte einen großen Edelkrebs zu entschalen, und den steifen Herrn Verwalter zu necken. Konraden neckte sie nie. Der Verwalter schien ihr fast lieber. Bei Spaziergängen hing sie an dessen Arm. Konrad mußte gewöhnlich die Mutter führen.

Näh-, Koch- und Gartenschule wurden sogleich errichtet. Die Lehrerinnen waren fleißig, und als die Dorfmadchen von rothen Bändern, Strohhüten und neuen Schürzen hörten, wollten alle in den edeln Hausmütterkünsten Meisterinnen werden. — Der Herr Pfarrer eiferte gegen das Laster der Ueppigkeit; die Mädchen näheten; die Buben lernten! — so ging Alles in Ordnung.

Nur mit Konraden ging nicht Alles in der Ordnung. Während alle Bauern ihr Loch im Aermel ausbesserten, hatte er ein mächtiges, das er auf keine Weise zu heilen vermochte. Am besten hätte er vielleicht gethan, wäre er zu Josephinen in die Nähsschule gegangen, um zu lernen, was er noch nicht wußte.

Er fühlte, daß Josephinens Dasein an seiner Unzufriedenheit Ursache wäre. Er prüfte sich selbst oft, und wie dem Uebel zu helfen sei? Ihn verdroß seine Schwäche vor des wunderbaren Mädchens Hoheit; ihn ärgerte ihr Muthwillen

und Eigensinn, den sie an Jedem, aber nie an ihm üben mochte. Wenn er einmal in bester Laune zum Scherz stimmte, ward sie ernst und beobachtete ihn mit einer Art Befremdung. War er ernst, konnte sie lustig sein bis zur Ausgelassenheit. Gelang es ihm, sie auf Spaziergängen zur Gesellschafterin zu haben, war sie einsilbig im Gespräch; mit allen Andern (und hatte man Besuche aus den Nachbarschaften, die man oft erwiderte) schwatzhaft. Es kam auch, zumal im Winter, zu Pfänderspielen. Natürlich ward dabei, laut uraltem Herkommen, geküßt. Konrad galt weit umher, nach dem Urtheil der Schönen, als ein hübscher Mann, und wenn mit einem Kusse Erlösung des Pfandes zu erwarten war, ward er gern zum Mithelfer erkoren. Nur Josephine rief ihn nie.

Mißhelligkeiten.

So offenbarte sich in allen Kleinigkeiten, in allen Wichtigkeiten, Josephinens seltsame Abneigung. Konrads Liebe wuchs; mit der Liebe war zugleich der Kampf gegen hoffnungslose Leidenschaft. Er stellte sich gleichgültiger, je weniger er es war. Man wird zuletzt, wie man sich stellt, dachte er. — Der junge Mann entfernte sich von Josephinen, so gut es anging; machte sich in Gesellschaften seltener; die Bücher hatten mehr Reiz für ihn; er verdoppelte seine Unternehmungen zur Verbesserung der herrschaftlichen Güter; führte einige Prozesse für die Wallenrothschen Rechtsame, die ihn oft von Alted abwesend hielten — genug, er that Alles, sich in's alte Gleichgewicht zurückzuschwingen, aber er erreichte seinen Zweck nur halb.

Josephine schien keine Entfernungen kaum zu bemerken. Sie blieb, wie sie immer war, freundlich-fremd. Auch sie und ihre Mutter — sobald der Frühling erschien — dachten an eine Reise in eine entlegene Hauptstadt. Josephine sprach davon mit Entzücken; Konrad mit Beifall. Es kam ein Brief an Frau Walter. Noch den Abend ward eingepackt; folgenden Morgen ging es fort.

„Und ist es Ihnen so leicht, liebe Josephine, unser stilles Alted zu verlassen?“ fragte Konrad.

„Für mich,“ antwortete sie lachend, ist „überall Alted.“

„Ich glaube es Ihnen. Sie werden es kaum der Mühe werth halten, an uns zurückzudenken.“

„Das sagen Sie nicht im Ernst. Meine Blumen, meine Mädchenschule thun mir wahrlich weh; aber was sind vier Wochen? Ich habe meinen Schülerinnen, die indessen die fleißigsten sein werden, versprochen, schöne Sachen mitzubringen.“

„Und was bringen Sie mir mit?“ fragte er. Er nahm ihre Hand in die seinige und sah ihr festen Blickes in's Auge.

Sie lächelte: „Ihnen? Ei nun, Herr Eck, wenn Sie auf meine Blumen fleißig Acht haben, eine neue Gießkanne!“ Sie sprach's und hüpfte davon. — Konrad stand verblüfft da. Da war's gesagt: sie liebt dich nicht. Er nahm Abschied von Frau Walter, von Josephinen nicht; ging auf's Feld, und sah sie nun nicht einmal abreisen.

Und weggewischt war aller Duft von der Natur und ihrer Frühlingspracht; Alles lag geistlos, bedeutungslos vor ihm. Der Baum war ein grünendes Holz; die Nachtigall ein pfeifender Vogel; der umbüschte See am abendlichen Fuß des Herrenhügels ein großes Erdbeden voll Wasser. Es verdroß ihn die Welt zu sehen, sie war ohne Neuheit und

Frische, wie ein veraltetes Kleid. Selbst die Dichter waren nicht mehr fähig, seine Einbildungskraft zu besflügeln, so sehr er es oft wünschte; er fand die Sänger der Natur etwas langweilig, die Sänger der Liebe etwas närrisch.

„Ach, die Schuld liegt zuletzt wohl an dir selbst!“ seufzte er zuweilen: „Konrad, Konrad, du hast das grote Loch von der Welt im Ärmel!“ — Er verstand sich.

Vier Wochen gingen wie vier Jahre vorbei. Josephine mit ihrer Mutter kam zurück. Er hatte sich vorgenommen, sie mit Gleichgültigkeit zu empfangen, und wirklich war eine Art von Ruhe in sein Herz eingekehrt. — Aber das heillose Mädchen! — es war ihm zum Tro blhender, als je. Ihre Freude war unverhohlen, wieder in Alsted zu sein. Sie warf Konraden einen Blick zu, aus welchem ihre Seele lachte; sie reichte ihm flüchtig die Hand, dann — eben trat der Herr Verwalter aus dem Hause hervor zum Wagen — dann fiel sie dem alten, steifen Herrn mit ausgebreiteten Armen um den Hals.

Konrad scheute sich, hinzublicken. Es flo etwas Glühendes und Aegendes über sein Herz hin. „Den also liebt sie!“ dachte er, und sobald es der Anstand erlaubte, ging er in die Felder und pfif ein Gassenlied.

Nun war der Hausfriede gebrochen. Harfe und Klavier verstummten. Er redete Josephinen selten an; einsilbiger als sie, war er in seinen Antworten. Wenn er kam, schwand ihre Heiterkeit; ging er, blickte sie ihm still und scheu nach.

Nachrichten von Herrn Marbel.

Eines Morgens — die Familie sa am Frühstück — trat ein vom Herrn Banquier Schmidt auerordentlich ab-

geschickter Bote ins Zimmer. Er brachte Briefe. Konrad las sie und ward todtenblaß. Bescheiden schwiegen die Ueb-
rigen; aber es entging ihnen nicht, wie er sich verfärbte. Er fertigte den Boten ab, ging auf sein Zimmer und ver-
schloß sich in denselben. Auch zu Tische kam er nicht des
Mittags. Frau Walter selbst trug ihm das Essen in sein
Zimmer, denn er verlangte es, weil er ununterbrochen ar-
beiten wollte. Sie ging schweigend, ohne sich eine neugierige
Frage zu erlauben; doch aus ihren Zügen sprach einiger
Kummer um ihn.

Er verstand diese Sprache. Er ergriff die Hand der
achtungswürdigen Frau und sagte: „Ich reise morgen mit
Tagesanbruch ab. Sie werden in Alsted einen andern Ge-
richtshalter bekommen. Dank haben Sie für Ihre Freunds-
chaft. Heute Abend sage ich Ihnen vielleicht mehr.“

„Wie!“ rief Frau Walter entsetzt, „Sie uns verlassen?
Doch nicht auf immer?“

„Sehr wahrscheinlich.“

„Um Gotteswillen — und warum? Kann Herr von
Wallenroth . . .“

„Heute Abend erfahren Sie mehr.“

Schweigend und weinend verließ ihn Frau Walter. Kon-
rad arbeitete weiter — sein Entschluß war gefaßt. Er hatte
einen jungen, talentvollen Rechtsgelehrten, den er in der be-
nachbarten Stadt kannte, einstweilen, und auf Bestätigung des
Herrn von Wallenroth hin, zu seinem Nachfolger ernannt;
ihm wie dem Verwalter eine umständliche Instruktion geschrie-
ben, die laufenden und andern Geschäfte betreffend, und dann
mit Sonnenuntergang machte er sich an's Einpacken der nö-
thigsten Bedürfnisse, denn er hatte nichts Geringeres im Sinn,
als eine Reise nach Ostindien zu machen.

Herr Schmidt hatte ihm nämlich einen Brief von Herrn Marbel gesandt, den dieser aus Kalkutta in Bengalen geschrieben. Herr Marbel meldete darin, daß er um all sein Gut, worauf er die gerechtesten Ansprüche habe, betrogen sei und in dürftigen Umständen lebe; daß er weder einen Advokaten besolden könne, ihm den Prozeß zu führen, noch hinlänglich habe, um mit einigem Anstande zu leben. Gern wäre er nach Europa zurück, aber es fehle ihm an Geld zur Reise; gern möchte er arbeiten, aber er sei zu alt und zu schwach und der englischen Sprache nicht mächtig. Er bat also Herrn Schmidt, sich nach dem jungen Konrad Ed, welchen er einst erzogen, zu erkundigen, diesem sein Schicksal zu melden, und wie er auf ihn allein noch seine Hoffnung setze. Herr Schmidt möchte ihm schreiben, ihn fragen, ob er zu Herrn Marbel reisen, sich seines Prozesses annehmen, und die Tage des alten Mannes mit seiner Hände- und Kopfarbeit fristen wolle? Wenn sich Konrad dazu entschließen könnte, bat Herr Marbel, denselben mit nöthigem Reisegeld unterstützen zu wollen, falls Konrad die zu seinem Etablißement ausgelegten zweihundert Louisd'or schon verbraucht haben sollte.

„Kann Konrad“, so schloß der Brief, „nicht kommen und mir helfen, oder mich ernähren, oder wissen Sie seinen Aufenthalt nicht zu erforschen, oder wäre er nicht mehr am Leben: so bitte ich, erbarmen Sie sich meiner aus alter Bekanntschaft und schicken Sie mir etwas Geld. Ich gebrauche für die wenigen Jahre meines Lebens nicht mehr viel.“

Zu diesem traurigen Brief hatte Herr Schmidt in dem eigenen allerlei Noten gemacht, ungefähr folgenden Inhalts:

„Bleiben Sie, mein werthester Herr Gerichtshalter, über das Schicksal des guten Marbel unbesorgt; denn ich werde

allerdings aus alter Freundschaft etwas für ihn thun. Daß Sie nicht von Alted weggehen, nach Ostindien laufen können, um einem alten Manne, — wer weiß, ob Sie ihn nur beim Leben antreffen würden — einen windigen Prozeß führen zu helfen, oder ihn in Ermangelung erforderlichen Vermögens mit Schreinerarbeit zu ernähren, das versteht sich von selbst. Ich weiß nicht, wie der gute Mann auf den Einfall gerathen ist? Er hat freilich schon ein- oder zweiundsechzig Jahre, und vermuthlich durch Verdruß über mißlungene Pläne sehr gealtert. Ohnedem wären Sie auch durch Ihren Vertrag mit meinem Freunde, Herrn von Wallenroth, zu sehr gebunden. Sie müssen — er ist gegenwärtig in Regensburg, wo er nur bis den 29. laufenden Monats bleibt, dann vermuthlich geht er nach Paris zurück — die Sache erst mit ihm abthun; denn er allein hat das Recht, Sie Ihrer Pflichten zu entlassen. Und wortbrüchig wird kein Ehrenmann wie Sie. — Finden Sie inzwischen gut, Herrn Marbel etwas Geld zukommen zu lassen, so bin ich bereit, ihm dasselbe durch sichere Wechsel nach Kalkutta zu übermachen. In diesem Falle bitte ich, mir schleunig zu melden, wie viel? denn Zeit ist nicht zu verlieren. Ich werde dabei Herrn Marbel anzeigen, daß mir bis jetzt Ihr Aufenthalt unbekannt geblieben, so sind Sie bei ihm hinlänglich entschuldigt.“

„Herr Schmidt!“ rief Konrad, als er diese Briefe gelesen, mit zitternder Lippe, mit Thränen im Auge: „Herr Schmidt, Sie sind ein Schurke vom guten Ton, ein niederträchtiger Mensch vom besten Anstand, wie unsere tugendhaften Leute heutzutage gewöhnlich sind. — Ich bin Marbels Sohn und Hauptschuldner, denn er hat mich zum Menschen gemacht. Fort, Konrad, nach Ostindien: hilf deinem Vater!“

K ä m p f e.

Er unterrichtete den Verwalter vom Nothwendigen, damit durch seinen plötzlichen Weggang nichts versäumt werde; auch sagte er ihm, daß er über Regensburg gehe, von Herrn von Wallenroth seine Entlassung nehmen und diesen bewegen werde, den vorgeschlagenen neuen Gerichtshalter zu bestätigen.

Frau Walter zerfloß in Thränen; Josephine saß stumm und finster in einem Winkel des Speisezimmers, als Konrad hereintrat.

„Ist's Ernst?“ fragte Frau Walter.

„Vollkommen. Ich muß fort — vielleicht auf immer. Ich gehe nach Ostindien.“

„Nach Ostindien!“ schrie Frau Walter, und in dem Augenblicke ward Josephine bleich, wie eine Sterbende. Ihre Hände mit dem Strickzeuge sanken erkaltet auf den Schooß nieder.

Konrad, zu sehr mit der Vorstellung von dem Unglück seines Vaters Marbel beschäftigt, sah nicht auf das Mädchen; sah nicht, wie es, einer geknickten Lilie gleich, da lag im Lehnstuhl, ohne Kraft, ohne Sprache, ohne Thränen, nur die halbgebrochenen Augen auf ihn gerichtet. Er erzählte seine Verhältnisse zu Herrn Marbel, dann dessen Unglück, dann Herrn Schmidts schändlichen Rath, dann was er pflichtgemäß thun wolle.

„Nicht so! Ich wäre ein Bösewicht, wenn ich in Alsted bleiben würde, und hätte ich hier den Himmel und sah' ich den Tod auf dem Meere vor!“

„Ei, ei!“ sagte der Herr Verwalter, „es ist doch ein gewaltiges Stück gewagt.“

„Nein“, rief Frau Walter und schluchzte heftiger, „es ist schön gedacht von Ihnen, aber doch vielleicht allzurash

gehandelt. Wenn Sie sich einige Tage Zeit ließen; — besserer Rath kommt oft über Nacht. Es ist ja schrecklich!“ — Dabei blickte sie auf ihre erblaßte Josephine.

Diese richtete sich mit dem Todesgesicht gegen die weinende Mutter und sprach mit lauter Stimme, als zwänge sie darin ihre letzten Kräfte zusammen: „Mutter, liebe Mutter, mach’ ihm das Herz nicht schwer. Er muß fort, er muß! Er darf nicht bleiben.“ — Dann sank sie verblichen zusammen und verlor Odem und Seele.

Frau Walter that einen Schrei; Konrad flog zum Leichnam; der Berwalter rief einige Mägde zu Hilfe. Josephine ward in ihr Zimmer getragen. Man brachte Duellwasser, sie zu besprengen, starkriechende Mittel — eine Viertelstunde verging, ehe sie sich erholte. Aber sie schlug die Augen auf und sagte leise: „Was habt Ihr gethan? Mir war wohl. Ich weiß nun, wie süß es ist, zu sterben.“

Frau Walter hatte Konraden entfernt. Freudig, ihre Josephine lebend zu wissen, suchte sie ihn auf. Er stand im Garten, den zitternden Arm um einen jungen Baum geschlagen, denn die Knie wankten unter ihm. — „Kommen Sie!“ rief sie ihm zu: „sie hat sich erholt. Sie fragt nach Ihnen“.

Mühsam schleppte er sich zu Josephinens Zimmer. Sie saß im Lehnstuhl. Er wählte einen Sessel neben ihr, sprach kein Wort, beobachtete nur ihre blassen Mienen, auf welchen eine matte Röthe zurückkehrte, da er hereintrat.

„Ich habe Ihnen Schrecken verursacht“, sagte sie und lächelte zu ihm: es thut mir leid. Ich konnte nicht anders. Aber mir war wohl.“

„Und jetzt?“ fragte Konrad zitternd.

„Sehr wohl. — Ich möchte Sie nur noch sehen, so lange ich darf. Nicht so, das gewähren Sie? — Mutter,

gib mir ein Glas des alten Weins; auch Herrn Eck gib Ihm scheint nicht wohl zu sein. Er hat heute viel gelitten. Er soll sich stärken. Sein Geist ist mächtiger als sein Körper."

Die Mutter ging.

Ronrad starrte Josephinen an — es war ihm, wie Traum. Solche Theilnahme hatte er nicht von diesem Mädchen erwartet, nicht so tiefes Gefühl in ihr gekannt.

"Kann es Ihnen leid sein, daß ich Alsted verlasse, liebe Josephine?" fragte er endlich.

"Nein", antwortete sie, "es ist wohlgethan, daß Sie gehen. Sie dürfen, Sie können nicht anders. Gott wird mit Ihnen sein. Ihnen geht es nicht übel, Sie folgen einer heiligen Pflicht."

"Aber, Josephine, mit gebrochenem Herzen. Ich verlasse diesen schönen Ort ungern."

Sie werden sich dessen entwöhnen, wie Sie sich daran gewöhnten. Haben Sie darum keinen Kummer. Der Gedanke an Ihren unglücklichen Vater muß von nun an Ihr Alles sein, und er ist's ja auch."

"Werden Sie meiner in der Abwesenheit gedenken?"

"Gewiß, und mit ewiger Dankbarkeit."

"Dankbarkeit, Josephine?"

"Ich weiß, wofür ich sie Ihnen schuldig bin, aber erlassen Sie mir das Geständniß. Nein, ich will es Ihnen sagen. Ich bin durch Ihren Umgang besser geworden, als ich war. Nehmen Sie dies Bewußtsein mit auf den Weg. Auf dieser Erde begegnen wir uns schwerlich wieder. Da dürfen wir wohl zu guter Letzt aufrichtig sein."

"Sie setzen mich in Verwirrung, Josephine. So gütig sprachen Sie sonst nie. Wüßten Sie, wie theuer Sie mir

waren! Wüßten Sie, was ich verliere, nun mich mein Loos von Ihnen nimmt!"

Sie wandte das Gesicht von ihm hinweg, als er dies sprach. Im gleichen Augenblick trat Frau Walter mit Wein und Gläsern herein. Josephine ward wieder heiter. Sie trank. Konrad mußte zwei Gläser leeren. Dann sagte sie: „Mutter, ich weiß, du zürst nicht; aber erfülle meine Bitte. Gib Herrn Cä einen Kuß für mich, daß ich's sehe.“

Frau Walter erröthete. „Wunderliches Kind“, sagte sie, „welch' ein Auftrag!“

Konrad umarmte die Mutter und küßte sie. „Sie sind mir wohl theuer genug, daß ich Ihnen den Kuß Ihres Selbstes willen gebe!“ sagte er; aber dann zu Josephinen gewandt; „Will Josephine . . .“

Er nahte sich. Eine Feuerröthe flammte in Josephinens Antlitz. Sie legte beide Hände vor ihr Gesicht und rief: „Nimmermehr!“ — Dann zur Mutter: „Mir ist nicht wohl! Ich muß ruhen. Könnte ich nur schlafen, jahrelang schlafen. Ich bin kränker, Mutter, als du glaubst.“ — Dann wieder zu Konrad: „Reisen Sie glücklich, lieber Herr Cä! Gute Nacht! schreiben Sie meiner Mutter aus der Ferne — nur noch ehe Sie Europa verlassen haben; wenn Sie fort sind, wird mir wohl sein. Verlassen Sie sich darauf. Mir fehlt nur Ruhe. Es wird mir sehr wohl sein. Leben Sie glücklich!“

Sie reichte ihm die Hand. Er ergriff dieselbe; er bedeckte sie mit Küssen; sein Herz war gebrochen. Frau Walter weinte laut. Josephine zog ihre Hand schnell zurück, verbarg ihre Augen und rief: „Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich.“

Er ging.

Abreise.

Er verschloß sich auf sein Zimmer und warf sich auf's Bett. Da lag er die Nacht in Fiebern. Mit Tagesanbruch kam der Wagen vor's Haus, und alle Bewohner des Dorfes liefen herbei, umringten den Wagen, das Haus, um ihren Wohlthäter noch einmal zu sehen, zu segnen. Denn Konrad war in Jahresfrist allen Familien des Dorfes theuer geworden; Jedem war er ein Hausfreund gewesen, Jedem auf andere Art. Er hatte mehr Gutes im Stillen gethan, als man glaubte. Jetzt erst erzählte man sich, wie er hier Arznei den Kranken, dort Kleider den Nackten, dort Brod den Hungern- den, dort Bürgschaft für bedrängte Schuldner gebracht. Jeder Hausvater glaubte, Konrad habe ihm das Meiste geleistet, ihn und die Seinigen mehr als alle andern im Dorfe geliebt. Von jedem hatte er Verschwiegenheit gefordert; nun brach die allgemeine Trauer um seine Abreise das gegebene Wort Aller.

Als Konrad in den Speisesaal trat, das letzte Frühstück zu genießen, fand er den Verwalter und Josephinens Mutter in Thränen. Man nahm das Frühstück; Konrad suchte die Trauernden aufzuheitern. Dann, als Alles zur Abreise vollendet war, sprang er zuerst auf, drückte schweigend beide an seine Brust, empfahl sich ihrem Andenken und ging. Er hatte nicht den Muth gehabt, nach Josephine zu fragen; aber nun — da er schied, nahm er noch einmal die Hand der Frau Walter und sagte mit schmerzhaft gebrochener Stimme: „Empfehlen Sie mich Josephinen. Sagen Sie ihr, ich habe sie unaussprechlich geliebt — ich werde sie auch jenseits des Weltmeeres lieben.“

Indem er zum Haus hinaustrat an den Wagen — der Verwalter und Josephinens Mutter hingen an seinen Armen

— war alles Volk, wie von einem Gefühl ungeheuern Schmerzes niedergebeugt, und Alles weinte laut schluchzend. Konrad, nur schon zu sehr bewegt, wollte seine Rührung bekämpfen, in den Wagen springen, davon fliegen; da tönte eine Stimme hinter ihm, die ihn gefesselt hätte, wäre er auch vor den Schwellen des Paradieses gestanden. Er wandte sich, Josephine, in Morgenkleidern, blaß, mit rothgeweinten Augen voll unendlichen Leidens, stand da, und rief seinen Namen. Sie erschrak einen Augenblick, als sie den Wagen umringt sah von Weinen den oder Knienden; aber im andern Augenblick war dies Alles für sie nicht mehr in der Welt. — Sie ging ernst zu Konrad, erhob ihre Arme gegen ihn, umfing ihn mit Beben und Innigkeit, und drückte einen Kuß auf seinen Mund. „Leben Sie wohl!“ sagte sie mit matter Stimme. „Verzeihen Sie mir, ich bin ja eine Sterbende.“ Damit ließ sie ab und eilte in's Haus zurück.

Konrad, ohne Bewußtsein, ward in den Wagen gehoben; der Kutscher fuhr langsam durch die Reihen der Wehklagen den. Konrad breitete stumm, mit Wehmuth und Liebe seine Arme über sie hin, als wollte er alle an sein Herz nehmen — dann rollte im schnellsten Fluge der Wagen zum Dorfe hinaus.

Besuch bei Herrn Schmidt.

„Was ist's denn?“ dachte Konrad, aber erst nach einigen Stunden kam er wieder zur Fähigkeit ruhigen Denkens. „Was ist's denn? Alles Gaukelei! — Das ganze Leben Gaukelei! — Ich bin zerrissen in den zartesten und tiefsten

Gefühlen meines Daseins — es kann mir das Leben kosten. Aber was ist's denn mehr? Gaukelei! Josephine liebt mich. Sie liebt! — sie kann das Opfer dieses Schmerzes werden, auch ich. Was ist's denn mehr? Wir verstanden uns zu spät, aber früher wäre es immer zu früh gewesen. Sink' in deinen Sarg, du Engel! da ist dir wohl. Hätte ich nicht einem Vater heilige Schulden abzutragen, ich möchte noch lieber gestorben als geliebt sein. Es ist unterm Himmel kein Bleiben, kein Ruhen, kein Glück! Hier sind die höchste Seligkeit und die Verzweiflung Geschwister. Warum aber so? Gott ist unbegreiflich. Noch ist mein Traum nicht vollendet; was will ich schon flügeln? Ich thue meine Pflicht. Ich opfere die Welt, die Freundschaft, die Liebe, Josephine, mich selbst den Pflichten, die ich vollbringen muß — Gott will es — er ordne, er herrsche, ich schweige. Ach, und doch ist er Vater!"

So sprach Konrad zu sich selber. Aber er faßte sich und sah beherzt seinem Verhängniß entgegen. „Du selbst bist an deinem Schmerze schuld!“ sagte er zu sich, „denn du würdest jetzt lachend nach Ostindien ziehen, wenn du nicht Josephine liebtest. Und daß du sie so liebst, ist Leidenschaft, ist Selbstverzärtelung. Du hast ein Loch im Ärmel, würde Vater Marbel sagen. — Ach, litte nur Josephine nicht!"

Gegen Abend kam er zur Hauptstadt. Sogleich eilte er zum Herrn Banquier Schmidt. Dieser erstaunte, doch froh, ihn schon zu sehen. „Ich bringe Ihnen die Antwort auf Ihren Brief selbst.“

„Und was haben Sie beschlossen?“ fragte der Banquier.

„Nach Ostindien zu gehen. Ich bin meinem Vater zu viel schuldig. Ich wäre ein Ungeheuer, wenn ich ihn alt und krank seinem Elend überließe; ich wäre zur Verzweiflung zu

bringen, wenn ich wüßte, der ehrwürdige, tugendhafte Greis streckte seine Arme umsonst nach mir aus.“

„Alles vortrefflich, Alles ganz schön, mein lieber Herr Eck; aber nichts ohne Ueberlegung gethan! Eine Reise nach Ostindien ist kein Spaziergang. Wer ist Ihnen Bürge, ob und wann Sie dahin kommen? Finden Sie gleich Schiffe? Können Sie nicht unterwegs erkranken? Schiffbruch leiden? untergehen?“

„Wohl möglich. Aber dann that ich meine Pflicht, und die Vorsehung möge über das Andere walten.“

„Recht gut. Aber wie, wenn der gute Herr Marbel — denn alt ist er — gestorben wäre, ehe Sie Kalkutta erblickten? Wozu dann die Reise um die Welt? Wozu dann Ihre ganze gegenwärtige Laufbahn zerrissen, Ihr Vermögen aufgeopfert?“

„Meine Laufbahn wird nie zerrissen. Meine Bahn heißt Pflicht, in der ich laufe. Und käme ich als Bettler zurück, ei nun, ich weiß mich zu nähren. Ich bin jung, lassen Sie mich. Ich bitte nur um Wechsel auf London für meine gesammte Baarschaft. Darum komme ich zu Ihnen. Wollen Sie für Herrn Marbel noch etwas beifügen, desto besser. Ich will dafür Ihr persönlicher Schuldner sein, und mit Zins und Zinsezinsen zurückzahlen, wenn ich wieder komme, und sollte ich wie ein Leibeigener arbeiten.“

„Schön gedacht von Ihnen. Aber lassen Sie uns auch mit kaltem Blute über die Sache sprechen. Herrn Marbel ist's gewiß weniger um Ihre angenehme Person zu thun, als um Geld zu haben, entweder seinen Prozeß zu führen, oder wieder nach Europa zu kommen. Hat er Geld, so ist er zufrieden, so findet er Mittel zu Allem: so sind Sie ihm ganz entbehrlich. Nun denn, sagen Sie nur, wie viel Sie ihm

bestimmen wollen, wie viel ich aus dem Meinigen dazu legen soll? Wir schicken es ihm. Wechsel sind heutiges Tages leichter nach England überzubringen als Menschen. Das hat ungemeine Schwierigkeiten. Folgen Sie meinem Rathe."

"Nein, Herr Schmidt, das kann ich nicht. Ich bin meinem Vater Marbel nützlicher, als ihm Ihr und mein Geld werden kann. Er ist alt und schwach, er bedarf eines Sohnes, der seiner hegt und pflegt, ihn unterstützt und schirmt. Ach, in solchen Tagen ist ein Freund mehr werth denn Tonnen Goldes; ein warmes Wort des Trostes mehr werth als der Trost reichlich bezahlter Miethlinge. Reden wir nicht mehr davon. Ich reise morgen ab nach Regensburg. Ich gebe dem Herrn von Wallenroth Rechenschaft, Entlassung und Dank. Er ist ein wackerer Mann; er wird mir keine Hindernisse in den Weg legen. Wollen Sie mein und Herrn Marbels Freund sein, so bitte ich Sie um eine Empfehlung für meine Sache von Ihnen. Ich habe gesehen, wie viel Ihr Wort bei Herrn von Wallenroth gilt."

Herr Schmidt sah ihn schweigend an. Konrad stand entschlossen vor ihm, und was er sprach, ging aus den Tiefen des Herzens hervor. Selbst Herr Schmidt schien einen Augenblick gerührt zu sein durch diesen Ungeßüm der Kindesliebe und Dankbarkeit — dennoch versuchte er's mit neuen Gründen, ihn von dem Unternehmen abzuhalten.

"Es ist umsonst!" rief Konrad, "wohl andere Gründe gibt es, die mich hätten zu einer schändlichen Wahl bewegen können. Ich liebte ein edles Mädchen — Sie kennen Josephine Walter — im Augenblick des Scheidens erst erfuhr ich, daß auch ich ihre Liebe war. Und doch — Pflicht geht über Glück. Also, Herr Schmidt, ich bitte um Wechsel."

Herr Schmidt hatte die Augen voller Wasser, als Kon-

rad so sprach. „Kommen Sie an mein Herz!“ rief der Alte und küßte ihn. „Sie sind gewiß doch ein edler Mann. Ich beneide Herrn Marbel um solch einen Sohn, um solch einen Freund. Wie wenig Väter sind so glücklich, wie er! Sie sollen die verlangten Wechsel haben, und damit Sie bei Herrn von Wallenroth keine Schwierigkeiten finden, will ich Sie selbst nach Regensburg zu ihm begleiten.“

Konrad war über die plötzliche Rührung des Herrn Schmidt etwas erstaunt. „Es ist doch“, dachte er bei sich selbst, in jedem Menschen, und wäre er im Alltagsleben hinterm Zähltsch zur trockenen Mumie eingeschrumpft, wie dieser, und wäre er zum Stein geworden, noch immer ein göttlicher Funke; der erlischt nicht ganz. Es kommt nur auf den Hauch an, der ihn anbläst. Das Urmenschliche erhebt sich immer wieder mit siegerischer Größe im Sterblichen, und läge es auch vom kaufmännischen Soll und Haben tief erdrückt, vom Handwerksstaub besudelt, von theologischen und pädagogischen Systemen verzerrt, von Politik und Kriegskunst erwürgt. Und das Urmenschliche ist das Göttliche. Es ist schön, Mensch zu sein!“

Konrad vergaß den verständigen Brief des Herrn Banquier, vergaß die verständigen Räthe, die er erst mündlich von ihm gehört, verzieh ihm alle diese Klugheiten, welche eben so viele feine Hochverräthereien an der Menschenwürde, in der Alltagswelt freilich aber gäng und gebe sind — und umarmte ihn dafür noch einmal, daß sich das Edlere in ihm regte, was im gemeinen Leben darum romanhaft genannt wird, weil sich die Seelengröße, welche wir an Menschen der Vorwelt bewundern, aus dem wirklichen Leben in die Poesie geflüchtet hat.

Besuch in Regensburg.

So ungeduldig auch Konrad die Reise zum Herrn von Wallenroth betrieb, verzögerte Herr Schmidt sie dennoch fast acht Tage lang, „denn“, sagte er, „ich habe nie darauf gezählt, Sie zu begleiten, und doch muß ich's jetzt. Meine Geschäfte sind weitläufig, ich kann aus ihnen ohne Schaden nicht hinauspringen und sie wochenlang fremden Händen überlassen. Auch verlieren Sie nichts dabei. Ich gebe Ihnen mein Wort. Herr von Wallenroth hat einen Brief von mir. Er weiß, daß wir kommen; er erwartet uns und reiset nicht ab.“

„Aber jeder Tag, jede Stunde, die wir verstreichen lassen“, seufzte Konrad, „vermehrt jenseits des Ozeans Noth und Sehnsucht des ehrwürdigen, verlassenen Greises.“

Endlich kam der Abreisetag. Man nahm Postpferde. Man setzte sich in den Wagen. Aber der alte Herr Schmidt, der Bequemlichkeiten bedürftig, wollte nicht des Nachts reisen, sondern ruhen. Konrad verlor Ruhe und Geduld. Er, wenn Herr Schmidt schlief, erleichterte seine Leiden dadurch, daß er sein Tagebuch schrieb, eigentlich für Josephine, seine Alleingespräche mit ihr, die er ihr zusenden wollte, ehe er die Ufer Europas verlassen würde.

Man kam nach Regensburg. — Herr von Wallenroth war den ersten Tag nicht sichtbar. Konrad vermuthete nichts Gutes, denn er zweifelte gar nicht, daß doch der Herr von Alsted für den Banquier sichtbar gewesen sei; daß da allerlei abgekartet sein könne. Zwar Herr Schmidt zeigte heitere Miene, als er spät Abends zurückkam; aber eben diese Heiterkeit war etwas verdächtig.

Folgendes Tages endlich ließ Herr von Wallenroth den beiden Fremden sagen, er erwarte sie zum Mittagessen. Konrad trieb, daß sie früher gingen. Es lag in ihm fest be-

schlossen, daß, wenn der Besitzer von Alted wegen seiner Entlassung Schwierigkeiten machen würde, er noch in der Nacht davonreisen wolle, ohne sich um die Entlassung weiter zu bekümmern.

Herr von Wallenroth empfing sie sehr gütig. Nach den ersten Artigkeiten entwickelte Konrad mit fieberischer Lebhaftigkeit die Ursachen seiner Ankunft und die Nothwendigkeit seiner Entlassung. Er legte die Rechnungen vor und beschrieb im Allgemeinen, was er für Alted gethan habe.

„Sie haben“, sagte Herr von Wallenroth, „Allem, wozu Sie sich anheischig machten, ein volles Genüge gethan, bis auf die einzige Klausel in Betreff der Frau Walter. Die gute Frau ist unglücklich durch Sie geworden.“

Konrad ward feuerroth. „Durch mich?“ stammelte er.

„Ich habe vorgestern einen Brief von ihr empfangen. Sie meldet mir, wie theuer Sie dem ganzen Dorfe waren, wie Alles um Ihren Verlust trauert. Da sei auch ein junges, liebenswürdiges Mädchen, Namens Josephine, Tochter der Frau Walter, die seit dem Tage Ihrer Abreise wie ein Licht vergeht.“

„Schreibt sie dies?“

„Allerdings. Mutter und Tochter denken edel genug, Ihren kühnen Entschluß, nach Ostindien zu reisen, sehr zu ehren. Aber die Mutter jammert um das Leben der Tochter; denn dieses ist jetzt in Gefahr.“

Konrad ward bleich.

Der Herr von Wallenroth ging und holte einen Brief. Konrad las; er war von Frau Walter. Diese erzählte dem Herrn von Wallenroth die plötzliche Abreise des Herrn Gerichtshalters; dann, daß sie schon seit geraumer Zeit nicht ohne Besorgniß wahrgenommen, wie derselbe auf das Ge-

müth ihrer Josephine großen Eindruck gemacht habe. Seine rasche Entfernung habe Josephinens Wesen verändert. Sie wolle sichtbar hin, die Aerzte zuckten die Achseln, rathen zu Zerstreuungen, zu Reisen; aber Josephine wolle sich nicht von Alted trennen und scheine selbst zu schwach, die Beschwerden des Reisens zu ertragen. Der ganze Brief athmet den Schmerz einer trostlosen Mutter.

Konrad warf sich auf einen Stuhl, bedeckte sein Gesicht mit dem Schnupftuch und konnte sich nicht enthalten, laut zu schluchzen. Herr von Wallenroth trat zu ihm. Konrad ermannte sich.

„Ich lese in Ihrer Seele!“ sagte Herr von Wallenroth, „und Ihre Thränen rechtfertigen, was ich gethan habe. Denn ich kenne Josephinen. Sie ist auch mir theuer. Sie ist eines der liebenswürdigsten Wesen ihres Geschlechts. — Sie lieben sie?“

„Allerdings!“ rief Konrad.

„So beruhigen Sie sich. Josephinens Gesundheit und die Zufriedenheit ihrer vortrefflichen Mutter waren mir so wichtig, daß ich in der gleichen Stunde, da ich diesen Brief erhielt, durch einen Kurier nach Alted schrieb: Herr Ed werde nicht nach Ostindien reisen; die Umstände hätten sich geändert; Herr Ed werde nach Alted zurückkehren. Der Brief ist ohne Zweifel schon jetzt in den Händen der Frau Walter, und verhütet größeres Uebel. Habe ich wohlgethan?“

„Sie haben wohlgethan!“ sagte Konrad.

„Und Sie gehen nicht nach Ostindien?“

„Sie haben wohlgethan, sage ich, und es ist wohlgethan, wenn man im Leben eine Thräne abtrocknet, wäre es auch nur mit dem Schleier der Täuschung. Ich danke Ihnen, Herr von Wallenroth. Ich selbst will von hier aus nach

Alteck schreiben, die Hoffnung unterhalten. Zeit gewonnen, viel gewonnen. Die Zeit ist mächtiger über den Menschen, als die Kraft seiner Grundsätze. Josephine wird durch die verzeihliche List gerettet; aber ich gehe nach Ostindien.“

„Wie, Herr Ed., wollen Sie mich zum Lügner machen?“

Konrad zuckte die Achseln: „Wollen Sie mich, Herr von Wallenroth, zum Ungeheuer an meinem guten Vater machen, durch den ich bin, was ich bin?“

„Nein!“ rief Herr von Wallenroth, „ich fühle das Schreckliche Ihrer Wahl — dort ein Vater, oder ein Wohlthäter, der wahrlich Vaterrechte an Ihnen hat, — hier eine Geliebte.“

„Und die Rechte des Vaters sind älter, heiliger, als die Rechte der Geliebten. Und diese würde aufhören müssen, mich zu lieben, wenn ich einer Schändlichkeit fähig wäre. Josephine müßte mich verabscheuen.“

„Nehmen wir die Sache aus einem andern Gesichtspunkt. Sie wollen einem Greise zu Hilfe eilen, dem vielleicht noch kräftiger und schneller mit hinlänglichen Geldsummen geholfen wäre, und ein edles, in Gram versunkenes Mädchen untergehen lassen, dem alles Gold der Welt den verlornen Freund nicht vergütet. Sie gehen nach Ostindien, um das kurze Dasein eines betagten Mannes, seine letzten Monate vielleicht zu verschönern; und lassen darüber ein erst aufblühendes Leben mit allen Hoffnungen verderben.“

„Ich habe den Grundsatz“, entgegnete Konrad, „man müsse bei dem, was das Gewissen Recht und Pflicht nennt, auf nichts Rücksicht nehmen, was Zufall und Möglichkeit heißt. Das Leben meines Vaters und das Leben Josephinens stehen in der Gewalt des Himmels; die gerechte That aber steht in meiner Gewalt. Ich thue, was mir Pflicht gebietet;

über das Andere waltet der, der Alles am besten zu ordnen weiß. Es ist nicht meine Sache. Bin ich sicher, durch eine Schwachheit — nein, das ist's nicht — durch eine verwerfliche Handlung Josephinens Dasein zu verlängern?“

„Sie haben mich nicht ausreden lassen, Herr Eck!“ versetzte Herr von Wallenroth: „Ich sagte Ihnen, daß ich geschrieben habe, die Umstände hätten sich geändert. Und dies ist in der That der Fall. — Ich wette, Sie reisen nicht nach Ostindien.“

„Wie? Wäre Herr Marbel vielleicht schon gestorben? Oder wollen Sie mich es glauben machen?“ rief Konrad erschrocken. „Oder hätten Sie vielleicht zuverlässige Nachrichten, daß mein Vater auf der Rückreise nach Europa ist? Ich bitte Sie, halten Sie mich nicht auf der Folter. Ich bin ohnehin elend genug.“

„Von alle dem nichts!“ antwortete lächelnd Herr von Wallenroth: „Aber — vielleicht werden Sie erstaunen — Sie sind Eigenthümer von Alsted. Ich bin es nicht; ich war es nur eine kurze Zeit. Herr Marbel hatte die Herrschaft durch mich angekauft, aber für Sie hatte er sie bestimmt. Dies sollten Sie aber erst erfahren ein Jahr nach Ihrer Rückkunft von den Reisen. Herr Schmidt war Vollstrecker dieses Willens von Herrn Marbel. Sie sollten zuvor geprüft werden. So war es beschlossen. Und wären Sie der, der Sie nach Herrn Marbels Wünschen sein sollten: dann erst gehörte Ihnen die Herrschaft. Ich will Ihnen heute die Schenkungsurkunde überliefern. Sie haben in Alsted ganz im Geist Ihres Wohlthäters gehandelt. Die Herrschaft gehört Ihnen.“

Konrad war bestürzt. Er wußte nicht, was sagen. Endlich rief er mit zitternder Stimme, und das Auge voll Thrä-

nen gen Himmel gerichtet: „Guter Marbel, du dachtest nur an Andere, nie an dich! Nun bist du nicht mehr arm! — Wenn dem so ist, und ich hoffe, Herr von Wallenroth, Sie scherzen in diesem ernstern Augenblicke nicht mit mir, so biete ich Ihnen oder Herrn Schmidt sogleich einen vortheilhaften Vertrag an. Die Herrschaft Altedt trägt gegenwärtig den Zins eines Kapitals von siebenzigtausend Gulden. In wenigen Jahren hat sie den Werth von hundertundzwanzigtausend. Ich verpfände sie Ihnen für dreißig- oder vierzigtausend. Wollen Sie mir den Betrag in Wechseln auf London geben?“

„Ehe wir darüber eintreten“, sagte Herr von Wallenroth mit sichtbarer Unruhe, „müssen Sie doch die Schenkungs-urkunde in Händen haben.“

Er ging und holte sie.

Herr Schmidt, sobald Herr von Wallenroth wiederkam, mit der Urkunde in der Hand, umfaßte Konrad, drückte ihn schweigend an seine Brust, hatte die Augen naß und verließ das Zimmer. — Herr von Wallenroth war nicht weniger erschüttert. Er gab den Pergamentbrief hin, umarmte Konrad, und ging, um Thränen zu verhehlen, die er nicht unterdrücken konnte, eilig dem Herrn Schmidt nach.

Die Urkunde.

Konrad begriff das Betragen der beiden alten Herren nicht. Er sah ihnen lange nach. „Was haben sie?“ dachte er, „sie scheinen bewegt zu sein. Mein Entschluß, nach Ostindien zu reisen, hat offenbar ihren Beifall, warum sträuben

sie sich dagegen? Was haben sie, ob ich nun gehe oder bleibe, dabei zu gewinnen oder zu verlieren? Denn bei Männern, die im Weltleben eingetrostet sind, kommt's zuletzt doch auf Gewinnen oder Verlieren, Sollen oder Haben an."

Er setzte sich an's Fenster und schlug das Pergament auseinander. Als er Marbels Namen darunter las, von seiner eigenen Hand geschrieben, küßte er die Stelle, auf welcher die theure Hand einst geruht hatte. Dann las er. — Es war in der That die Abtretung der Herrschaft an Herrn Konrad Eck, welchen er seinen geliebten Pflegesohn nannte, mit allen Rechten und Freiheiten. Erst bei der Unterschrift erschrak Konrad. Die ganze Urkunde schien falsch zu sein. Sie war von Regensburg datirt, und das Datum erst zwei Tage alt; aber Marbels Unterschrift vollkommen nachgemacht, als wäre es die seine.

Er sprang vom Stuhl auf, um die Herren aufzusuchen. Hastig trat mit froher Miene Herr von Wallenroth herein.

"Gelt, ich habe Recht, lieber Eck?" rief er mit Augen, die von Freude leuchteten, „nun lassen Sie Ostindien Ostindien sein, und bleiben."

"Mit nichts", schrie Konrad empört, „die Urkunde ist falsch!"

"Nein, das ist sie nicht, sondern ächt, auf Ehre ächt!"

"Aber, sie ist von vorgestern datirt."

"Richtig."

"Wer hat meines Vaters Unterschrift geschrieben?"

"Wer denn sonst, als er selbst? Sie sollten doch seine Hand kennen?"

"Eben weil ich sie kenne. Wann hat er das geschrieben?"

"Mein Gott, Sie sehen's, Sie lesen's ja! Vorgestern!"

"Vorgestern? Sie bringen mich zur Raserei mit Ihrem

Spaß. Was ist denn das? Wie kann er schreiben? Ist er von Kalkutta? Ist er zurück? Ist er von Ostindien heimgekommen?"

„Nein, Herr Ed.“

„Nicht zurück? Das ist Widerspruch!“

„Nein, kein Widerspruch, nein! er war nicht in Ostindien!“ rief eine heilige Stimme im andern Zimmer. Da ging die Thür auf. Da trat Hand in Hand mit Herrn Schmidt der alte Marbel herein. Da breitete er seine Arme aus gegen Konrad und rief: „Mein Sohn!“ und umarmte den jungen Mann, der starr, wie eine Bildsäule, da stand, und nicht wußte, was ihm geschehen war.

„Nein, du Herzensjunge, ich war ja nicht in Ostindien. Komm doch, schließe mich doch an dein wackeres Herz, du bist meines ganzen Lebens Freude. Fester, fester drücke mich an dich! Du bist, der du sein sollst. Gott im Himmel segne dich. Ich kann's nicht.“

Erklärungen.

Die Freude des guten alten Marbel war nicht geringer, als das Entzücken des überraschten Konrad, der lange kein Wort finden konnte, seinen Zustand auszudrücken. Man hatte sich so viel zu sagen und sagte sich so viel, daß man sich nach einigen Stunden noch immer nicht verstand, und nicht wußte, wie das Alles sei.

„Nun, Kind“, hob Vater Marbel an, „ich will dir Alles der Reihe nach und in der Ordnung erzählen. Setz' dich!

— Siehst du, es ist wahr, Verdruß hatte ich allerdings in unserer Hauptstadt. Ich weiß nicht, wie der Fürst darauf kam, mir den Haarbeutel von Adelstitel anhängen zu wollen. Ich habe für den Adel alle Hochachtung, ein Unterschied der Stände muß sein, wiewohl die Wolle noch weit besser das Schaf vom Ziegenbock unterscheidet, als ein Name. Wer als Beamter im Staat sein sogenanntes Glück machen, der Person des Fürsten nahe stehen, oder einen mächtigen Wirkungsbereich für seine Gaben erzielen will: nun, der lasse sich adeln. Er thut wohl daran. Es ist ein gutes, nützlichcs Erbtheil für die Kinder. Unsererem, der keine Kinder hat, keinen Einfluß, keine Stellen verlangt, mit dem zufrieden ist, was kein Fürst geben kann, nämlich mit einem reinen Herzen, das des Guten so viel will und thut, als es kann, — unserem, sage ich, bringt ein Pergament nur Verlegenheiten und unbehagliche Verhältnisse. Vielleicht aber nahm ich die unbedeutende Sache zu ernsthaft; genug, ich hatte durch meine Weigerung den bravsten Fürsten, oder vielleicht seine Herren links und rechts beleidigt, und das thut mir noch jetzt leid. Man fing an, mir allerlei kleine Händel zu machen. Das verdroß mich. Darum packte ich ein und verließ die Residenz. Es war damals, als ich dir schrieb, du solltest mir regelmäßig schreiben, auch wenn du keine Antworten von mir bekämost, denn das Schreiben wird mir sauer; und möchtest deine Briefe an meinen alten Ehrenfreund Schmidt senden.

„Ich begab mich auf ein kleines Gut, und lebte da freudig und friedlich im Stillen. Da suchte mich Gott heim, auf daß ich nicht glauben solle, hienieden sei der Himmel; und ich bekam ein fauligtes Gallenfieber oder wie es die Doktoren nannten. Zu dieser Zeit fragte man mich auch wegen meines Testaments, weil Sterben gar möglich wäre. Die Leute

hatten Recht. Wer nicht alle Tage sterben und heiter vor den himmlischen Richter hintreten kann, o der hat wahrlich ein Loch im Aermel. Du verstehst mich wohl, Konrad.

„Aber nun hatte ich armer Mann keine Kinder; wohl entfernte Verwandte, die neugierig auf mein seliges Hinscheiden warteten, aber meistens Leute, die mit dem Gelde nicht zu wirthschaften wissen: das heißt, sie wissen nur von Zinsrechnungen, sparen für sich, wollen Ansehen vor den Leuten haben, führen gute Tafel und nennen es nährisch, wenn man selbst entbehrt, um desto mehr Ueberfluß zum Besten Anderer zu haben, denen es fehlt. Die Leute, dachte ich, haben für sich schon wahrhaftig viel zu viel. — Nun hatte ich zwar manche Kinder erzogen oder erziehen lassen, aber ob sie wären, was sie sein sollten, das wußte ich nicht. Sie hatten Alle ihr Loch im Aermel. Ich machte es kurz, setzte jeglichem eine Summe aus, ohne Unterschied, weil ich doch nichts mit mir nehmen konnte, und ward gesund.

„Erst in der Krankheit, als ich da lag, von Miethlingen bedient, fühlte ich tief das Bedürfniß, geliebt zu werden um meines Selbstes willen. Da dachte ich öfters an dich. Und ich sehnte mich nach deiner Rückkehr. Du kamst. Jetzt wollte ich erfahren, ob du auch der Mann seiest ohne Loch im Aermel. Ich hatte die Herrschaft Alted angekauft, ein wahres Lumpennest. Da kann einer sein Probestückchen ablegen, dachte ich, ob er Kopf und Herz am rechten Flecke hat. Mein Freund, Herr von Wallenroth, war schon so gütig und ließ seinen Namen dazu her. Herr Schmidt ließ die Gerichtshalterstelle in der Zeitung ausschreiben, brachte dir das Blatt, führte dich zum Herrn von Wallenroth, und das Andere weißt du. Ich mochte nie zum Vorschein kommen; denn nur kennen lernen wollte ich dich.

„Da machte mir der liebe Wallenroth eine Klausel zu Gunsten einer armen Predigerwitwe, deren Mann ich wohl gekannt. Der Mann war einer meiner Jugendfreunde gewesen; die Frau war ein Engel in weiblicher Gestalt, hätte sie nicht meinen Freund Walter geliebt, ich würde sie zu meiner Frau gemacht haben. Denn ich liebte das Mädchen im Stillen, es wußte nichts davon; da stand ich ab und bekämpfte eine Neigung, die mir fast, ich will's nicht läugnen, ein unheilbares Loch in den Armel gerissen hätte. Nur durch Wallenroth erhielt ich von Zeit zu Zeit Nachricht über meine alte Liebschaft, und da der edle Walter ohne Vermögen starb, ließ ich die Wittve durch Wallenroth versorgen. Wir thaten sie nach Alsted. Denn die Frau, sagte ich zu Wallenroth, ist gewiß noch ein Engel. „Und wenn sie ein Engel ist“, sagte er, „so ist ihre Tochter Josephine gewiß ein Seraph.“ Hm, dachte ich, wenn's so ist, und Konrad der rechte Mann, so wird's da nicht fehlen. Und Frau Walter mit ihrem Seraph blieb in Alsted und dich pflanzten wir hin.

„So oft du zu Herrn Schmidt in der Hauptstadt warst, ihm Gelder und Rechenschaft abzulegen, reisete ich infognito durch Alsted. Mein Herz freute sich deiner. Du singst beim Loch im Armel an; du hast in einem Jahre viel gethan. Da beschloß ich, dich an Sohnesstatt anzunehmen, und dir mein Hab und Gut zu geben. Denn, dachte ich, Konrad tritt in meine Fußstapfen. Er ist ein guter Junge. Aber ob er mich auch lieben kann, wie einen Vater? — Das war bei mir noch die Frage, ach, lieber Konrad, sei es nun ein Loch oder keins, meinem Herzen die allerwichtigste. Darauf spielten wir die kleine Komödie, in der dein Herz auch ein wenig in die Klemme genommen ward. Laß es dich nicht gereuen. Du hast mich alten Mann glücklich gemacht

und ins verlorne Paradies zurückgeführt. Nun hören die Komedien auf. Ich gehe mit dir nach Alted; wohne bei dir, helfe dir ein wenig; in Alted wollen wir uns den Himmel auf Erden bauen, und den Himmel über den Sternen verdienen. Im grauen Haar will ich jetzt der Frau Walter meine unverrostete, treue Liebe bekennen, und mit dem bewußten Seraph schaffe du ab.“

Der Seraph.

Nichts von dem, was nun Freude, Dankbarkeit und Liebe aus Konrad sprach. Ich denke, Jeder wird sich seine Seligkeit leicht denken. In der ersten freien Abendstunde, da er einsam auf seinem Zimmer war, sank er auf seine Knie und mit Thränen der Freude und mit hoch erhobenen Händen dankte er der göttlich und liebevoll waltenden Vorsehung. Dann, das Herz noch tief bewegt, setzte er sich zum Schreibtisch. Er schrieb der Frau Walter die Geschichte seines Glücks und Josephinen die Geschichte seines Herzens, und die Wünsche desselben.

Herr Marbel hatte in seinen Angelegenheiten noch so vielerlei in Regensburg zu ordnen, daß drei Wochen vergingen, ehe an die Reise nach Alted gedacht werden konnte. Unterdessen ließ sich schon briefwechseln. Frau Walter antwortete wie eine Begeisterte. Sie meldete, wie Josephine vollkommen genesen, und in ihrer verschwiegeneu Wonne mehr einer Verklärten, als einer Irdischen gleiche. Auch Josephine schrieb. Konrad las ihre Briefe, so oft er einen Augenblick

der Einsamkeit erhaschen konnte; und konnte er nicht lesen, so betrachtete er doch, wenn auch nur verstohlen und flüchtig, ihre Schriftzüge; und war ihm auch dies nicht vergönnt, so legte er wenigstens seine Hand an die heiligen Blätter, welche er überall mit sich trug, und ihm war dann, als berührte er Josephines Hand.

Das Mädchen blieb auch in ihren Briefen so sonderbar, wie sie im persönlichen Umgang gewesen. „Nein“, schrieb sie, „ich liebe Sie nicht. Ich kann Sie nicht lieben. Auch versichere ich Sie, nie ist für Sie eine solche Empfindung in mein Herz gekommen. Meine Mutter liebe ich, über Alles meine herrliche Mutter. Ich liebe alle Welt. Aber Sie — es drängt mich von Ihnen hinweg. Ich weiß nicht, wie ich es nennen, wie ich es beschreiben muß. Es ist Ehrfurcht, Andacht. Sie thun recht, mich zu lieben; mehr verdiene ich auch nicht. Es ist schon zu viel, daß Sie an das unbedeutende Geschöpf, wie ich es bin, denken wollen; daß Sie sagen können, ohne mich wäre die Welt nichts. — Aber — ich Sie lieben, das wäre zu menschlich. Ich fürchte mit dem gemeinen Wort meine Empfindungen zu entheiligen. Es ist in Ihnen etwas Göttliches, was Sie mir durch Ihre Nähe mitgetheilt haben. Dadurch ist Alles anders geworden, die ganze Natur anders. Ehe Sie in Alsted erschienen, war das Alles nicht so. Ich sah auch die Dinge, wie sie Andere sahen. Nun aber nicht mehr. Es ist über Alles ein neuer Geist.

„Ich hätte nie den Muth gehabt, Ihnen das mündlich zu sagen; aber fern von Ihnen hört meine Schüchternheit auf. So glaube ich, hat der Mensch nur darum den Muth, zu Gott zu beten, weil er ihn nicht sehen kann. Ohne Sie, wahr ist es, ohne Sie möchte ich nicht athmen, aber ich begreife nicht, wie ich Ihnen nahe leben kann und beständig

mit Ihnen sein? Machen Sie mich gleichgültiger, zerstören Sie das seltsame Gefühl, welches mich schon bei dem Gedanken an Sie durchbebt; werden Sie andern Männern ähnlicher — dann werde ich sein können, wie mit andern; und vielleicht bin ich glücklicher, je menschlicher ich neben Ihnen, und Sie vor mir dastehen.“

Herr Marbel, der Josephinens Brief lesen mußte, und gern las, lächelte. „Konrad“, sagte er, „der Seraph hält dich für einen Cherub. Aber ihr Kinder Elysiums werdet schon Körper bekommen. Geduld!“

B e s c h l u ß.

Angenehmer konnte Herr Marbel seinen Zögling nicht mehr in Regensburg überraschen, als, da er eines Tages mit ihm zum Herrn von Wallenroth zum Mittagessen fuhr, und in's Zimmer trat, Frau Walter und Josephine ihm, noch in Reisekleidern, begegneten. Konrad ward blaß vor freudigem Schrecken, umarmte die Mutter mit Hefigkeit, aber seine Augen hingen unverwandt an Josephine, die bewegungslos, hochglühend, mit gesenkten Blicken, da stand. Die angenommenen Höflichkeitsbezeugungen der sogenannten feinern Welt, sonst eine Plage der bessern Menschen, sind oft als Nothbehelfe von unschätzbarem Werth. Durch sie fanden sich auch die Liebenden zusammen, die hinter allgemeinen, verbindlichen Worten den lauten Ruf des Herzens verheimlichten. Man lernte sich sehen, ohne Zittern; sich sprechen, ohne Verlegenheiten. Die drei alten Herren machten den munteren Scherz

zum Tischgenossen, und Herr Marbel erklärte der Frau Walter, wie er als Jüngling ihr Anbeter gewesen und nun, als Greis, ihr erster Freund sein wolle. — Bald kannte man sich wechselseitig, bald hatte man einander Alles gesagt.

„Aber die dort haben sich noch lange nicht Alles gesagt, Ihre Tochter und mein Sohn!“ flüsterte Herr Marbel seiner Freundin zu, „überlassen wir ihnen beiden eine Plauderstunde im Garten.“

Man ging zum Garten. Zwischen Blumen und Gebüsch fand sich manche heimliche Stelle. Konrad und Josephine wurden mit Absicht von Allen verlassen. Herr Marbel und Frau Walter bestimmten unterdessen das künftige Loos der jungen Leute.

Doch eine Stunde nach der andern verging, und Konrad und Josephine kamen nicht wieder zum Vorschein. Der Abend dämmerte, sie blieben aus.

„Das Ding macht mir Sorgen“, hob Herr Marbel an, „die sind vielleicht vor lauter Entzücken Todes verblieben.“ Herr Marbel nahm den Arm der Mutter; man suchte die Verschwundenen. Kein Laut verrieth sie. Endlich fand man sie im dichten Gebüsch. Da standen sie, wie zwei Bildsäulen, unter einer doppelten, schlanken, dicht in einander verwachsenen Buche; beide die Arme um einander geschlungen. Und sie hörten die Tritte der Kommenden nicht. Erst als Vater und Mutter sie beide mit ihren Armen umspannten, genasen sie vom Rausch und kamen in die wirkliche Welt zurück.

„Gottlob, daß ihr noch Ddem habt!“ rief Herr Marbel, — „aber das gefällt mir nicht vom Cherub und Seraph! Fort! morgen jage ich beide aus dem Paradiese, denn ihr habt nun von der Frucht am Baum der Erkenntniß genascht und gefunden, ihr seid zwei ganz natürliche Menschen. Fortan

sollt ihr, wie eure Stammeltern, euer Brod im Schweiße des Angesichts essen; aber versteht sich, mit einander. Beide habt ihr, wie ich nun wohl merke, ein allmächtiges Loth im Armel. Niemand heilt es, als der Herr Pfarrer!"

Beschämt gingen die junge Leute mit den geliebten Alten zurück. Folgendes Tages ließ Herr Marbel das Paar ehelich zusammengeben, und vom Traualtar in den Reisewagen steigen. „Mein Sohn“, sagte Herr Marbel, „du taugst hier keine Viertelstunde länger. Wir Alle reisen übermorgen nach Alted und machen da unsere Einrichtungen für's Leben. Du gehst jetzt nach Leipzig, kassirst mir die Gelder ein, laut dieser Instruktion, und kommst spätestens in vierzehn Tagen nach Alted zu uns. Josephine mag dich auf der Reise begleiten, damit du nicht lange Weile hast.“

Und also geschah es. Schon am zwölften Tage kam Konrad mit seiner jungen Frau nach Alted, wo Vater Marbel, Frau Walter und bald das ganze Dorf ihnen entgegen flog. Josephine blühte wie eine Rose. Sie versicherte, durch ihre erste Liebe sei sie verklärt worden; aber es sei wirklich noch göttlicher, wenn man etwas menschlicher liebe.

E n d e.

Die Belagerung.

An einem sonnigen Herbsttage durchheilte eine heitere Gesellschaft jene fast undurchdringlichen Wälder, welche noch jetzt einen großen Theil der nördlichen Länderstrecken Amerikas bedecken. Die Reisenden gedachten lange vor Anbruch der Nacht das englische Fort William Henry zu erreichen, wo sie vom General Munro, ihrem Vater, erwartet wurden. Von einem Besuche nach Hause zurückkehrend, hatte Major Heyward seine Schwestern Cora und Alice bestimmt, einen Waldpfad statt des gewöhnlichen Weges zu verfolgen, und die Schönheit und wunderbare Pracht amerikanischer Urwälder kennen zu lernen. Ein Indianer, welchem Heyward Vertrauen schenkte, schritt ihnen voraus und geleitete sie auf Wegen, welche nie das Auge des Europäers erforscht hatte. Ohne Argwohn erfreuten sich die Geschwister der Herrlichkeit erhabener Naturwunder, und achteten nicht auf das Verschwinden der Zeit, bis die Sonne sich schnell dem Untergange näherte, und schräge Strahlen durch das dichte Laubgitter der mächtigen Bäume warf. Längst hätten die Reisenden schon William Henry erreichen müssen, und da der stumm vorausschreitende Indianer auf Heywards Fragen gar nicht oder sehr unbestimmt antwortete, und sogar drohte, ihn und seine Schwestern in der Wildniß zu verlassen, wenn man ihn nicht in Ruhe ließe, so konnte sich der Major einer aufsteigenden Besorgniß nicht erwehren. Er ließ fortan seine Augen durch die Zweige schweifen und blickte aufmerksam rings umher. Plötzlich sein

Gesicht nach einem dichten Gebüsch hinwendend, heftete er das Auge argwöhnisch auf den Führer, der mit unverändertem Ernst seine Schritte fortsetzte. Der junge Mann lächelte jedoch gleich verächtlich vor sich hin, als er einsah, er habe sich getäuscht, und eine helle schimmernde Waldbeere für den glänzenden Augapfel eines kecken Wilden gehalten. Er ritt weiter und setzte sein Gespräch mit den Geschwistern fort, das durch diesen vorübergehenden Gedanken unterbrochen war.

Major Heyward hatte sich aber getäuscht, als sein jugendlicher Stolz es über ihn vermochte, einen einzigen Augenblick seine thätige Wachsamkeit zu unterdrücken. Die Gesellschaft war kaum einige Schritte an dem Gebüsch vorbeigekommen, als die Zweige, welche das Dickicht bildeten, behutsam niedergebogen wurden, und ein menschliches Antlitz, so keck und trotzig, als Wildheit und ungezähmte Leidenschaften es machen konnten, den sich entfernenden Reisenden nachsah. Ein Strahl des Frohlockens erleuchtete die dunkelfarbigen Züge des Waldbewohners, als er der Spur seiner beabsichtigten Schlachtopfer nachblickte, welche, obwohl nicht ohne fortdauernden Argwohn, der Führung ihres Indianers noch immer folgten. Die anmuthigen Gestalten der Schwestern entschwanden unter den Bäumen auf den Krümmungen des Pfades, und hinter ihnen ritt scharf umherblickend die kräftige Figur Heywards.

Schon dunkelte der Abend mehr und mehr herein, und die dichten Kronen der Bäume vermehrten noch die düsteren Schatten der anbrechenden Nacht. Cora und Alice zitterten vor Angst, und selbst ihr Bruder begrüßte, trotz seines Muthes, voll Freude drei Männer, welche soeben aus dem Gebüsch ihnen in den Weg traten. Er hielt sein Pferd an, und ein kurzer Wortaustausch reichte hin, ihn zu überzeugen, daß ihr

Führer sie muthwillig oder in böser Absicht in das Dickicht des unermesslichen Waldes geführt hatte. Vom Fort William Henry waren sie noch weit entfernt. Entrüstet sprang Heyward vom Pferde, um sich des verätherischen Führers zu bemächtigen. Dieser war jedoch nicht mehr zu sehen, sondern hatte die zunehmende Finsterniß benutzt, bei Ankunft der drei Fremden durch die dichte Waldung davon zu schleichen.

— „Was ist nun zu thun?“ fragte Heyward, seine Hilflosigkeit in einer so drückenden Lage tief fühlend. „Verlaßt mich nicht, Leute, ich bitte Euch. Bleibt, helft mir meine Schwestern vertheidigen, und sagt frei, was ihr als Belohnung dafür verlangt. General Munro wird die Retter seiner Kinder mit Dankbarkeit überhäufen.“

Die Fremden unterredeten sich nach diesen Worten Heywards in einer Sprache, die dieser nicht verstand, und wir haben Zeit, uns ihr Aeußeres indessen näher zu betrachten. Während zwei von ihnen sich durch die rothbraune Haut und den wilden Putz als Eingeborne der Wälder kenntlich machten, verrieth unter der Hülle seiner rohen und fast wilden Kleidung der Dritte eine lichtere, wiewohl von der Sonne verbrannte Gesichtsfarbe, die auf europäische Abstammung schließen ließ. Seine Gestalt schien die eines Menschen, der Mühseligkeiten und Anstrengungen von frühester Jugend an ertragen hatte. Sein Körper war muskulös, und jeder Nerv, jede Muskel schien gespannt und abgehärtet durch unablässige Arbeit und Kampf mit Gefahren. Er trug ein grünes Jagdkleid und im Gürtel ein breites Messer. Eine Jagdtasche, ein Pulverhorn und eine sehr lange Büchse hingen über seinen Schultern. Das Antlitz des Jägers, der von seinen Freunden Falkenauge genannt wurde, bot den Ausdruck der offensten Redlichkeit

dar. Sein älterer Begleiter war fast unbekleidet, sein kahlgeshornrer Kopf, auf welchem, außer dem bei den Indianern gewöhnlichen Büschel mitten auf der Hirnschaale kein Haar verschont worden war, zeigte keinen Schmuck irgend einer Art, eine einzige Adlerfeder ausgenommen, welche vom Wirbel über die linke Schulter herabhing. Eine Streitart und ein Scalpirmesser von englischer Arbeit steckten in seinem Gürtel, während er ein kurzes Feuergewehr nachlässig in der Hand hielt. Die gewölbte Brust und die ernste Haltung dieses Kriegers deuteten an, daß er seine höchste Lebenskraft erreicht hatte. Er wurde Chingachgook genannt. Der Jüngste von ihnen, Sohn Chingachgook's, zeigte eine kräftige, schlanke Gestalt. Sein Körper war mehr als gewöhnlich bei Indianern verdeckt durch ein grünes Jagdkleid, dem Falkenauge's ähnlich, indeß sah man doch sein schwarzes, glänzendes und unerschrockenes Auge, das zugleich furchtbar und ruhig war, den kühnen Umriss seiner edlen und stolzen Züge, und die erhabene gewölbte Stirn. Seine Bewaffnung war der seines Vaters gleich. Beide Indianer hatten ihre Körper mit schwarzer und weißer Farbe bemalt, was ihr Aussehen furchtbar und kriegerisch machte. Heyward und seine Schwestern beobachteten die Fremden, und Alle fühlten sich von drückendem Argwohn befreit, als sie den stolzen und festen, wiewohl wilden Ausdruck in den Zügen ihrer jetzigen Genossen bemerkten. Sie begriffen, daß sie ihnen unbedingtes Vertrauen in ihrer hilflosen und verlassenem Lage schenken durften.

Jetzt wendete sich Falkenauge zu Heyward und sprach mit fester und tiefer Stimme:

— „Euer Führer war ein Verräther, überdies von einem den Engländern feindlichen Stamm, und es ist nicht

zu zweifeln, daß er Euch in der Absicht in dies Dickicht verlockt hat, Euch mit Hilfe seiner Stammgenossen, der falschen Mingo-Indianer, allesammt zu ermorden. Ich und meine Freunde, die Mohikaner, mit denen ich seit vielen Jahren diese Waldungen durchstreife, sind entschlossen, Euch zu retten, und zwar ohne Hoffnung auf irgend einen andern Lohn, als den, welcher Gott immer rechtschaffenen Handlungen verleiht. Zuvor aber müßt Ihr mir zwei Dinge versprechen, sonst könnten wir, ohne Euch zu dienen, uns selbst nur schaden.“

— „Nennt diese Punkte;“ erwiderte Heyward.

— „Der Eine ist, Euch so still zu verhalten, wie diese schweigenden Wälder, möge sich ereignen, was da wolle. Der Zweite, den Ort, in den wir Euch führen wollen, auf ewig vor jedem Sterblichen geheim zu halten.“

— „Ich will mein Möglichstes thun, diese beiden Bedingungen zu erfüllen.“

— „So folgt mir, denn die Minuten, die wir verlieren, sind kostbarer, als dem verwundeten Hirsche sein Herzblut.“

Schweigend und ohne weiteren Verzug begaben sich nun Alle durch die Waldung an das Ufer eines Flusses, in dessen Mitte eine hohe, von Wasserfällen umgebene Felseninsel lag. Hier stiegen die Geschwister von den Pferden. Die Indianer ergriffen diese beim Zügel, leiteten sie durch den Fluß an das jenseitige Ufer und verbargen sie in einer Felshöhle, wo sie im Wasser stehend, die Nacht zubringen sollten. Der Jäger brachte indessen einen Nachen herbei, und fuhr mit starker Hand seine Schützlinge durch die Fluthen auf die Felseninsel.

— „Wo sind wir, und was ist jetzt zu thun?“ fragte Heyward, welcher bemerkte, daß der Jäger zu rudern aufgehört hatte.

— „Ihr befindet Euch am Fuße des Glenn,“ erwiderte der Jäger, indem er in der Nähe des Wasserfalles, wegen der Folgen unbesorgt, sehr laut sprach. „Begebt Euch Alle auf den Felsen dort, während ich mit den Mohikanern Proviant herauf bringe.“

Seine Gefährten befolgten willig die Anweisung. Als der letzte Fuß den Felsen berührte, verließ der Kahn wirbelnd seine bisherige Stelle, und man sah die schlanke Gestalt des Jägers über die Fluthen dahin gleiten, bis sie in dem undurchdringlichen Dunkel verschwand, welches auf dem Felsbette ruhte. Bald kehrte jedoch der Kahn wieder durch die tobenden Wasser zurück, und der Jäger sprang mit den Indianern, welche mit Mundvorrath beladen waren, heraus, befestigte den Kahn und schritt sodann seinen Gefährten voraus, in eine weite Höhle mit einigen Nebenkammern, wo ein loderndes Feuer angezündet und zu Abend gegessen wurde. Ein behagliches Gefühl von Sicherheit durchdrang hier die Geschwister, und plaudernd saßen sie mehrere Stunden mit den Indianern zusammen, ohne sich irgend einer Furcht hinzugeben. Da erfüllte plötzlich ein Schrei von außen her die Luft, welcher weder menschlich noch irdisch zu sein schien, und nicht nur bis in die tiefsten Winkel der Höhle, sondern auch in das innerste Herz der Hörer drang. Gleich darauf trat eine tiefe Stille ein, als wäre das wildtobende und brausende Wasser selbst durch eine so furchtbare und ungewöhnliche Störung in seinem Laufe gehemmt worden.

— „Was war das?“ flüsterte Alice, nachdem sie eine Minute ängstlich geschwiegen hatte.

Weder Falkenauge, noch die Indianer gaben irgend eine Antwort. Sie horchten auf eine Weise, welche ihr eigenes

Erstaunen ausdrückte, als erwarteten sie, daß der Ton sich wiederholen werde. Wirklich erklang abermals der starke und furchtbare Schall, und eine lange, athemlos: Stille trat ein, während welcher einer den andern anblickte, in der ängstlichen Erwartung, den schauerlichen Ton nochmals zu vernehmen. Endlich stand Unkas auf und verließ die Höhle. Als er fort war, sagte der Jäger:

— „Was dies ist oder nicht ist, darüber kann Niemand von uns Auskunft geben, obwohl wir diese Wälder schon länger als dreißig Jahre durchstrichen haben. Ich glaubte, es gebe kein Geschrei, das meine Ohren nicht schon gehört hätten, aber dieser Ton hat mir bewiesen, daß ich ein thörichter und eingebildeter Sterblicher war.“

— „War es vielleicht das Geschrei der Krieger, durch welches sie ihren Feinden Furcht einjagen wollen?“ fragte Cora.

— „Nein, nein, dies war schlimmer und schrecklicher! Es war eine Art von übermenschlichem Tone, und wenn Ihr nur einmal das Kriegsgeschrei hören solltet, so würdet Ihr es gewiß nicht mit etwas Anderem verwechseln. Nun, Unkas!“ — sagte er zu dem jungen Häuptling, der wieder in die Höhle trat — „was hast Du?“

— „Es ist draußen nichts zu sehen;“ erwiderte Unkas kurz und bestimmt.

— „Wohl;“ — sprach der Jäger zu den Frauen — „so geht Ihr in eine der Nebenhöhlen und versucht zu schlafen, denn vor Sonnenaufgang müssen wir wieder auf den Beinen sein und den größten Theil des Weges nach Fort William Henry zurückgelegt haben, während die verrätherischen Mingos noch ihren Morgenschlaf halten.“

Cora ging mit einem guten Beispiele voran und bewies

eine Fassung, welche die furchtsamere Alice überzeugte, wie nothwendig es sei, zu gehorchen. Die Mädchen verschwanden, und Falkenauge fuhr fort:

— „Während die zarten Damen in der Höhle liegen, wollen wir auf dem Felsen Wache stehen. Hossentlich werdet auch Ihr uns Gesellschaft leisten, Major?“

— „Allerdings,“ — sprach Heyward entschlossen, „wenn die Gefahr auch noch so dringend wäre.“

— „Dringend ist sie gewiß;“ erwiderte der Jäger feierlich. „Ich habe seit dreißig Jahren auf alle Töne in diesen Wäldern gehört, habe darauf gehört, wie Jemand, dessen Leben und Tod oft nur von der Schärfe seines Gehörs abhängt. Da ist kein Winseln des Panthers, kein Pfeifen der Spottdroffel, noch irgend eine Erfindung der teuflischen Mingoindianer, die mich noch täuschen könnte. Ich habe die Wälder wehklagen hören, wie Sterbliche bei großer Trübsal, habe der Muß des Windes gehorcht, wenn er durch die verschlungenen Zweige der Bäume säuselte. Ich habe den Blitz gehört, wenn er, dem Krachen eines brennenden Holzstoßes gleich, durch die Luft zischte, Funken und zackige Schlangen speiend, — nie aber glaubte ich mehr zu hören, als den hohen Willen dessen, der mit den Werken seiner Hand spielt. Nun sind aber weder die Mohikaner noch ich im Stande, den eben vernommenen Schrei zu erklären. Wir halten ihn daher für ein zu unserm Besten gegebenes Zeichen.“

— „Es ist seltsam;“ sagte Heyward, seine Pistolen ergreifend. „Mag es ineß ein Zeichen des Krieges oder des Friedens sein, man muß es nicht aus der Acht lassen. Zeigt mir den Weg, Freunde, ich folge Euch.“ —

Aus der Höhle heraustretend, fühlten Alle den wohl-

thätigen Einfluß auf ihren Geist, als sie die dumpfe Luft ihres Schlupfwinkels mit dem frischen Wehen vertauschten, das um die Wirbel und Höhen des Wasserfalles säufelte. Der Nachtwind strich über die Oberfläche des Stromes, und schien die herabstürzenden Gewässer in ihre Höhen zurückzutreiben, aus denen ein ununterbrochenes Geräusch empor scholl, gleich einem jenseits der Berge rollenden Donner. Der Mond war aufgegangen, und sein Licht schimmerte hier und da auf der Höhe des Wasserfalles; der untere Theil des Felsens aber, auf welchem sie standen, lag noch in tiefem Schatten.

— „Hier sieht man nichts als die sanfte Stille eines freundlichen Abends;“ sagte Heyward zu seinen Gefährten, deren Augen rastlos umher schweiften, um irgend ein Zeichen des Lebens zu entdecken, wodurch sich die Ursache des vernommenen, schauerlichen Tones erklären ließe. — „Wie sehr würde eine solche Scene mit ihrer ruhigen Einsamkeit zu bewundern sein, wenn —“

— „Horch!“ unterbrach ihn Unkas.

Diese Mahnung war unnöthig. Abermals ertönte jener Schrei, wie aus dem Flußbette kommend.

— „Jetzt kenne ich die Ursache aller unserer Schrecken;“ sagte Heyward, als der fürchterliche Ton im Walde verhallt war. „Es ist das entsetzliche Angstgeschrei, das ein Pferd im Todeskampfe ausstößt. Gewöhnlich preßt Schmerz, mitunter auch nur Furcht diesen Ton aus. Mein Pferd ist entweder schon in den Klauen der Raubthiere, oder es sieht die Gefahr herannahen, ohne ihr ausweichen zu können.“

Der Jäger und seine Gefährten hörten dieser einfachen

Erklärung mit der Aufmerksamkeit von Menschen zu, die eine neue Wahrheit auffassen, und Falkenauge sprach:

— „Ich kann Eurer Ansicht nicht widersprechen, weil ich mich wenig auf Pferde verstehe. Die Wölfe streichen vermuthlich über ihren Köpfen am Ufer umher, und die armen Thiere rufen nach menschlicher Hilfe, Unkas, fahr' in dem Nachen hinüber, und schendere einen Feuerbrand unter die Bestien, der sie verschrecken wird.“

Der junge Eingeborne war bereits in das Flußbett hinabgestiegen, um jeres Gebot zu erfüllen, als sich ein langes Geheul am Ufer des Stromes hören ließ, schnell nach der Tiefe des Waldes sich entfernend, als ob ein plötzlicher Schrecken die Raubthiere vermocht hätte, ihre Beute freiwillig im Stiche zu lassen. Unkas kehrte hastig zurück, und die drei Waldmänner hielten leise und ernst die gemeinschaftliche Berathung.

— „Es ist kein Zweifel,“ sagte Falkenauge endlich zu Heyward, „die Mingo's sind uns auf der Spur, und mit Tagesanbruch haben wir einen Angriff zu erwarten. Das Geschrei des Pferdes hat sie herbeigezogen. Sprecht nur flüsternd mit einander, und verhaltet Euch ruhig. Vielleicht schlagen wir morgen so lange die Angriffe der Blutdürstigen zurück, bis General Munro uns Hilfe schickt.“

Der Ton des Jägers war ernst und ausdrucksvoll, ohne indessen ein Zeichen unmännlicher Furcht zu verrathen, obwohl er die wirkliche Gefahr ihrer jetzigen Lage sehr gut einsah. Er war bereit, einer jeden mit der Kraft eines kühnen Geistes Troß zu bieten. Auch die Eingebornen, Chingachgook und Unkas, beseelte dies Gefühl. Jeder suchte sich einen Platz, von welchem er beide Ufer übersehen konnte, ohne jedoch selbst gesehen zu werden. Ihre Aufmerksamkeit ermüdete und

schlummerte keinen Augenblick. Unbeweglich daliegend, wie der Fels, schweiften ihre Blicke unablässig längs dem dunkeln Saume der Bäume hin, welche die Ufer des Flusses begrenzten. Nicht ein Laut entschlüpfte ihnen, und wer sie auf's schärfste beobachtet hätte, würde sie kaum haben athmen hören. Offenbar gründete sich diese außerordentliche Vorsicht auf eine Erfahrung, welche durch keine Schlaueit der Feinde mehr getäuscht werden konnte; sie beobachteten diese Vorsicht so lang, bis der Mond untergegangen war und ein blasser Streifen im Osten den Anbruch des Tages verkündete.

Jetzt zum ersten Male sah man Falkenauge sich bewegen und den Felsen entlang zu Heyward kriechen, dem er leise zuflüsterte:

— „Einen Versuch zur Flucht wollen wir wagen, trotz der unzweifelhaften Nähe der Mingos. Geht hin und weckt eure Schwestern. Vielleicht schlafen die Wilden und lassen uns entrinnen. Ich will nach dem Kahne schauen.“

Der Major erhob sich, während Falkenauge vorsichtig davonschlich. Aber plötzlich entstand ein Geschrei und Getöse, das den Strom von Heywards jugendlichem Blute aus den pochenden Adern zum Herzen zurückdrängte. Es schien eine Minute lang, als wäre die Luft ringsumher mit Höllengeistern erfüllt, die ihrer wilden Laune in diesen furchtbaren Tönen freien Lauf ließen. Das Geschrei kam nicht aus einer Richtung, sondern vielmehr aus allen Gegenden des Waldes. Schnell warf er sich wieder platt auf den Felsen nieder, denn nur so konnte er der Ladung von einem Duzend Flinten, die am entgegengesetzten Ufer auf ihn abgedrückt wurden, entgehen. Die Wilden erhoben ein Triumphgeschrei, als sie Heyward fallen sahen, denn sie glaubten ihn verwundet oder getödtet

zu haben. Die Mohikaner aber erwiderten feß und höhrend dieses furchterregende Geschrei, und die Blitze aus ihren Büchsen folgten jetzt herüber und hinüber schnell und ununterbrochen.

Heyward lauschte mit ängstlicher Erwartung, ob sich nicht Ruderschläge hören ließen, weil er noch immer in einer Flucht ihre einzige Rettung erblickte. Der Fluß strömte glänzend vorüber, aber der Kahn war auf seinen Wellen nicht zu erblicken. Er bildete sich schon ein, Falkenauge habe sie in ihrer Noth verlassen, als aus dem Felsen unter ihm ein Feuerstrom hervorbrach, und ein gellender Schrei ihm verkündete, daß des Jägers mörderische Waffe ein Schlachtopfer erreicht habe. Nach diesem geringen Verluste erfolgte ein schnelles Zurückziehen der Angreifenden. Heyward eilte jetzt zu seinen Schwestern in die Höhle, wo sich einen Augenblick später auch alle Uebrigen versammelten.

„Was meint Ihr“, fragte Heyward den Jäger, „werden die Wilden den Angriff erneuern?“

„Glaubt Ihr“, erwiderte Falkenauge, „daß ein hungriger Wolf sich mit einem Bissen begnügen werde? Unsere größte Hoffnung kann nur darin bestehen, daß wir den Felsen so lange halten, bis Euer Vater uns Hülfe sendet; denn an Flucht ist jetzt nicht zu denken.“

„Wohlan“, sprach Heyward, „so müssen wir das Beste hoffen. Mein Vater wird seine Mannschaft zu unserer Hilfe aussenden, und sie kann jeden Augenblick, von unsern Schüssen geleitet, eintreffen.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er die Höhle. Mitten auf der Insel hatte eine Anzahl verkrüppelter Fichten Wurzel geschlagen. Dorthin stürzten sich mit der Schnelligkeit

des Hirsch's Falkenauge und Heyward. Es verstrich eine geraume Zeit, ohne daß etwas Besonderes vorgefallen wäre. Falkenauge unterbrach zuerst die Stille:

„Seht einmal dort oben nach dem Wasser hin, gerade wo es über die Felsen in den Abgrund stürzt. Ich will kein Mensch sein, wenn die teuflischen Waghälse nicht bis zum Falle herunter geschwommen sind.“

Heyward steckte den Kopf aus seinem Schlupfwinkel hervor, und was er sah, konnte allerdings für ein Wunder von Reckheit und Gewandtheit gelten. Als Falkenauge eben aufgehört hatte zu sprechen, zeigten sich vier menschliche Häupter hinter einigen Treibholzstämmen, die an den kahlen Felsen hängen geblieben waren. Bald darauf erblickten sie noch einen fünften Kopf über dem äußersten Rande des Wasserfalls, der nicht weit entfernt von der Grenze der Insel schwamm. Der Wilde kämpfte mächtig, um an den sichern Ort zu gelangen, und begünstigt durch die Wellen, streckte er schon seinen Arm aus, nach den ihm entgegengereichten Händen seiner Gefährten, als ihn der wirbelnde Strom wieder fortriß. Mit starrem, unbeweglichem Auge emporblickend, ward er durch einen plötzlichen Sturz in den gähnenden Abgrund versenkt. Ein einziger wilder Schrei übertönte das dumpfe Rauschen des Falles, dann war wieder Alles still, so still wie im Grabe.

Jetzt steckte Falkenauge den Finger in den Mund, und sein langes gellendes Pfeifen wurde von den untern Felsen, wo die Mohikaner Wache standen, beantwortet. Heywards Aufmerksamkeit wurde jetzt durch einen leisen Ton hinter sich gefesselt, er bemerkte, daß Unkas sich kriechend näherte, und nur noch wenige Schritte entfernt war. Falkenauge sprach

einige Worte mit dem jungen Häuptling, der sich mit außerordentlicher Vorsicht und unerschütterlicher Kaltblütigkeit auf seinen Posten stellte. In diesem Augenblicke rannten vier Wilde hinter dem Treibholze hervor und auf unsere Freunde zu. Langsam erhob Falkenauge seine Büchse, die ihre tödtliche Ladung entsendete. Der vorderste Indianer that einen Sprung wie ein getroffener Hirsch, und stürzte in eine Felsenkluft der Insel.

„Jetzt, Unkas“, rief der Jäger, sein langes Messer ziehend, „jetzt nimm den heulenden Satan da hinten auf's Korn, die beiden Andern sind uns dann gewiß.“

Unkas befolgte diesen Befehl und es blieben nur noch zwei Feinde zu überwinden. Heyward hatte eine seiner Pistolen Falkenauge gegeben, und so stürzten sie nun gemeinschaftlich ihren Feinden entgegen. Sie schossen zu gleicher Zeit ihre Gewehre los, aber beide fehlten.

Sie wurden in demselben Augenblicke von den Feinden angefallen. Mit der größten Gewandtheit war Falkenauge und sein Gegner bemüht, den gegenseitig emporgehobenen Arm, in welchem das Todtenmesser blinkte, zu umklammern. Der Arm des Eingebornen wich allmählig der Kraft des Jägers, und plötzlich seine Hand der Umklammerung seines Feindes entreißend, stieß er ihm den Stahl in die nackte Brust.

Unterdessen war Heyward in einen noch gefährvollern Kampf verwickelt. Sein Degen war gleich beim Angriff gebrochen. Glücklicherweise gelang es ihm bald, seinen Gegner zu entwaffnen, dessen Messer auf den Felsen niederfiel. Von diesem Augenblicke an entstand ein furchtbares Ringen, und Jeder bemühte sich, den Andern von der schwindelnden Höhe in den Abgrund des Wasserfalles zu stürzen. Heyward fühlte

an seiner Kehle den Griff des Wilden und fühlte seine schwindenden Kräfte. In dieser äußersten Gefahr zeigte sich dicht vor ihm eine schwarze Hand und ein blinkendes Messer. Der Indianer ließ seine Faust sinken, während Heyward durch Unkas von dem Abgrund fortgezogen ward, stürzte der Wilde vernichtet in den tiefen Abgrund.

„Verbergt Euch“, rief Falkenauge, der eben seinen Gegner erlegt hatte, „verbergt Euch, wenn Euch Euer Leben lieb ist. Unser Werk ist erst halb vollbracht!“

Der junge Mohikaner stieß ein lautes Triumphgeschrei aus, und floh mit Heyward wieder auf den Felsen hinauf. Chingachgook hatte das Triumphgeschrei seines Sohnes nur mit einem einzigen Ruf beantwortet, dann aber durch sein thätiges Feuer bewiesen, daß er seinen Posten noch immer vertheidige. Es war eine geraume Zeit verstrichen, während welcher die Büchsen sich bisweilen in krachenden Salven, bisweilen in einzelnen Schüssen hören ließen. Die Vertheidiger waren in ihren Schlupfwinkeln so gut gedeckt, daß bis jetzt noch keiner eine Wunde erhalten hatte.

„Mögen sie ihr Pulver verbrennen;“ sagte Falkenauge bedächtig. „Ich denke, die Satansgesellen sollen den Spaß satt kriegen, ehe die alten Steine hier um Bardon bitten.“

„Diese Kugel war besser gezielt, als die übrigen!“ rief Heyward, indem er bei einem Schusse empor fuhr, der dicht an seiner Seite von dem Felsen abprallte.

Falkenauge hob das formlose Metall auf und sagte bedenklich: „Fallendes Blei drückt sich nie platt!“ Indes klärte sich ihnen das Geheimniß bald auf. Eine hohe Eiche stand ihnen beinahe gerade gegenüber am rechten Ufer des

Stromes. Auf dem dichten Gipfel dieser Eiche hatte sich ein Wilder eingenistet, den der Stamm des Baumes so gut verbarg, daß selbst dann von ihm nur wenig zu sehen war, wenn er herunter blickte, um zu sehen, welche Wirkung seine verrätherischen Schüsse hervorgebracht hätten.

„Die Teufel erklettern am Ende den Himmel, um unsern Untergang herbeizuführen;“ sagte Falkenauge. „Behalt’ ihn im Auge, Junge, bis ich wieder schußfertig bin, dann wollen wir ihm von beiden Seiten des Baumes eine Kugel beibringen.“

Unkas wartete mit seinem Schusse das Signal des Jägers ab. Die Büchsen blitzten, die Blätter und die Rinde der Eiche flogen in die Luft; aber der Indianer erwiderte ihren Angriff durch ein höhnisches Gelächter, während er ihnen abermals eine Kugel herabsandte, welche Falkenauge die Mütze vom Kopfe riß.

„Das muß anders werden!“ sagte Falkenauge. „Unkas, rufe Deinen Vater hierher, wir bedürfen alle unsere Gewehre, um den listigen Schurken von seinem Gipfel herunter zu bringen.“

Das Signal wurde gegeben und Falkenauge hatte noch nicht seine Büchse geladen, als Chingachgook bei ihnen war. Falkenauge und die Mohikaner berathschlagten sich einige Minuten lang in der Indianersprache. Hierauf nahm ein Jeder ruhig seinen Posten ein.

Der Wilde hatte von dem Augenblicke an, wo man ihn entdeckt hatte, ein schnelles; wenn gleich unwirksames Feuer unterhalten. Dennoch fielen seine Schüsse immer mitten unter die Vertheidiger. Heywards Uniform, die ihn von den Uebrigen besonders auszeichnete, ward mehrmals durchschossen, und

einmal floß sogar Blut aus einer Armirunde. Der Mingo versuchte endlich durch eine veränderte Stellung die Schüsse wirksamer zu machen. Die wachsamten Mohikaner entdeckten aber sogleich seine Füße, die einige Zoll weit vom Stamme hervorguckten. Beide Büchsen wurden zugleich abgefeuert, und während der Wilde auf sein verwundetes Glied zusammen-sank, wurde ein Theil seines Körpers sichtbar. Falkenauge benutzte schnell diesen Vortheil, und brannte sein Geschloß auf den Wipfel der Eiche ab. Die Blätter rauschten stärker als vorher, die gefährliche Büchse fiel von der Höhe herab, und nach einem vergeblichen Kampfe von einigen Augenblicken zeigte sich die Gestalt des Wilden halb in der Luft schwebend, während er einen Ast mit den Händen verzweiflungsvoll um-flammerte.

„Seid barmherzig und gebt ihm noch einen Schuß!“ rief Heyward.

„Nicht ein Korn!“ sagte der Jäger. „Sein Tod ist gewiß und wir haben kein Pulver übrig; hier gilt es unsere Schädel oder ihre.“

Hiergegen ließ sich nichts einwenden. Von diesem Augen-blicke an verstummte das Geheul im Walde, das Feuern ließ nach und Freund und Feind richtete die Augen auf den Unglücklichen, der in der hoffnungslosesten Lage zwischen Himmel und Erde schwebte. Zu dreien Malen richtete Falkenauge aus Barmherzigkeit seine Büchse in die Höhe, aber eben so oft hieß die Vorsicht, sie wiederum schweigend sinken zu lassen. Endlich ließ die eine Hand des Mingo den Ast los und sank ermattet an die Seite herab. Schnell wie der Blitz fuhr der Schuß aus des Jägers Büchse. Die Glieder

des Unglücklichen zitterten, sein Haupt sank auf die Brust, und wie ein Bleiklumpen sank sein Körper in den tiefen Abgrund. Kein Triumphgeschrei folgte diesem errungenen Vortheile von nicht geringer Bedeutung. Ein einziger Schrei erscholl aus den Wäldern und Alles war wieder still. Falkenauge schüttelte, mit seiner augenblicklichen Schwäche unzufrieden, den Kopf und äußerte sogar seine Mißbilligung derselben laut.

„Es war die letzte Ladung aus meinem Pulverhorn“, sagte er, „und die letzte Kugel aus meiner Tasche. War es nicht gleichviel, ob er todt oder lebendig auf den Felsen herabstürzte? Unkas, Junge, geh' hinunter an den Kahn und bring' das große Horn her. Es enthält alles Pulver, welches wir noch haben, und wir werden es brauchen, bis auf's letzte Korn.“

Der Mohikaner erfüllte sogleich, was ihm geheißen war; aber kurz darauf stieß er einen verzweiflungsvollen Schrei aus, stürzte zu den Verlassenen zurück und rief: „Der Kahn ist geraubt!“ Zugleich sahen sie diesen auf den Wogen des Stromes davon schwimmen und Schrecken bemächtigte sich Aller. Ein gellendes Gelächter erscholl aus den Wäldern umher, und es war, als frohlockten hundert Geister der Hölle über den Fall einer Seele.“

„Ihr habt gut lachen, ihr Teufelskinder“, sagte der Jäger, „die drei besten Büchsen, die es in diesen Wäldern gab, sind nun nicht mehr werth, als ebenso viele Hanfstengel; das Beste ist jetzt, wir flüchten zu den Damen in die Höhle, und vertheidigen den Eingang so lange wir können.“

Vorsichtig schlichen die Belagerten nun über die Felsen

und gelangten glücklich an ihr Ziel, wo sie von den schreckenerfüllten Schwestern freudig empfangen wurden.

„Sind wir gerettet“, fragte Cora, „sind die Wilden entflohen?“

„Hm, hm;“ brummte Falkenauge, und eine leise Rührung zuckte über sein Gesicht, als er die unglücklichen Mädchen ansah. „Bald werden sie hier sein und uns Alle tödten. Laßt uns die letzte Stunde mit Gebet zubringen.“

„Ja,“ sagte Chingachgook, „ja, mein Bruder, wir haben zum letzten Male mit einander gekämpft, und die Mingo werden über den Tod der Mohikaner und Falkenauges triumphiren, vor dessen Augen Tag und Nacht gleich waren, und der durch dunkles Gewölk wie durch einen Frühlingsnebel hindurchblickte.“

Furchtsam und lautlos schmiegt sich die Schwestern an ihren Bruder an, der sie trockenen Auges, aber mit verzweiflungsvollem Herzen an sich drückte. Die Uebrigen murmelten Gebete und erwarteten in der Nebenhöhle gefaßt und würdig die Ankunft der Wilden, die sich nicht mehr lange verzögern konnte. Jetzt erscholl draußen ein furchtbares Geschrei, das in allen Winkeln der Höhle widerhallte. „Sie sind da,“ sprach Falkenauge ruhig, „unsere letzte Stunde ist gekommen.“ Man hörte die Fußtritte der Wilden, welche rufend und jauchzend immer näher kamen. Jetzt erblickten sie die Höhle und ihre Schlachtopfer, welche ihnen muthig in die funkelnden Augen sahen, und mit rasendem Geschrei stürmten sie auf die Unglücklichen ein. Diese gaben sich verloren.

Pötzlich ertönte eine Gewehrsalve, einige der heranstürmenden Feinde stürzten zu Boden, die andern standen

erschrocken still und wandten sich um. Die in der Höhle Belagerten horchten hoch auf. Noch eine Salve folgte donnernd der ersten; rothe Uniformen schimmerten durch das Gebüsch, die Indianer flohen, und Munro, der alte, ehrwürdige General, eilte mit ausgebreiteten Armen in die Höhle, seine schon verloren gegebenen Kinder voll Freude umarmend. Zu rechter Zeit war die Hilfe gekommen, Alle wurden gerettet!

Es ist nur noch zu bemerken, daß General Munro die Retter seiner Kinder königlich belohnte, aber trotzdem blieben sie nach wie vor in ihren Wäldern, wo sie noch viele Verirrte retteten.

— E n d e . —

Ein Pfeiflein zu rechter Zeit.

Von Petri Kettenfeier Hofegger.

Ein dumpfer Knall, als wie wenn die Thür des Schüttbodens zugeworfen worden wäre, weckte mich auf. Und ein Weilchen später klopfte Jemand am Fenster und rief in die Stube herein, wer des Klein-Maxel Haus brennen sehen wolle, der möge aufstehen und schauen gehen.

Mein Vater sprang aus dem Bette, ich erhob ein Jammergeschrei und dachte für's Nächste daran, meine Kaninchen zu retten. Wenn bei besonderen Ereignissen wir anderen über und über aus Rand und Band geriethen, so war es allemal die Mutter, die uns beruhigte. So sagte sie auch jetzt, daß ja nicht unser Haus in Feuer stehe, daß das Klein-Maxel-Haus eine halbe Stunde weit von uns weg wäre; daß es auch nicht sicher sei, ob das Klein-Maxel-Haus brenne, daß ein Spaßvogel vorbeigegangen sein könne, der uns die Lüge zum Fenster herein geworfen, und daß es möglich sei, daß gar Niemand hereingeschrieen hätte, sondern uns das nur so im Traume vorgekommen wäre.

Dabei gab sie dem Vater jedoch schon die Kleider in die Hand und streifte mir das Höslein und die Schuhe an, und wir eilten vor das Haus, um zu sehen.

„Auweh!“ rief mein Vater, „s'ist schon alles hin!“

Ueber den Waldrücken herüber, der sich in einem weit-

gebogenen Sattel durch die Gegend legt und das Ober- und Unterland von einander scheidet, strebte still und hell die Flamme auf. Man hörte kein Knistern und Knattern, das schöne neue Haus, welches erst vor wenigen Wochen fertig geworden war, brannte wie Del. Die Luft war feucht, die Sterne des Himmels waren stellenweise verdeckt; es murrte zuweilen ein Donner, aber das Gewitter zog sich sachte hinaus in die Gegenden von Birkfeld und Weiß.

Ein Blick — so erzählte nun der Mann, der uns geweckt hatte, der Schaf-Gistel war's — wäre etliche Mal hin und her gezuckt, hätte ein Trudenkreuz auf den Himmel geschrieben und wäre dann niederwärts gefahren. Er wäre aber nicht mehr ausgeloschen, der lichte Punkt an seinem unteren Ende wäre geblieben und rasch gewachsen und da hätte sich er, der Mann, gedacht: „schau du, jetzt hat's den klein' Märel troffen.“

„Wir müssen doch schauen gehen, daß wir was helfen mögen“, sagte mein Vater.

„„Helfen willst da?““ versetzte der Andere, „„wo der Donnerkeil drein fährt, da rühr' ich keine Hand mehr. Der Mensch soll unserm Herrgott nicht entgegenarbeiten, und wenn der einmal einen Himmlesker (Blick) auf's Haus wirft, so wird er auch wollen, daß es brennen soll. Hernachen, mußt wissen, ist so ein Einschlagets auch gar nicht zu löschen.““

„Deine Dummheit auch nicht“, rief mein Vater, und zornig, wie ich ihn noch selten gesehen hatte, schrie er dem Gistel in's Gesicht: „du bist blickdumm!“

Ließ ihn stehen, und führte mich an seiner Hand rasch davon. Wir stiegen in's Engthal hinab und giengen am Fresenbach entlang, wo wir das Feuer nicht mehr sehen

konnten, sondern nur die Röthe in den Wolken. Mein Vater trug einen Wasserzuber bei sich und ich rieth, daß er denselben gleich an der Friesen füllen solle. Mein Vater hörte gar nicht drauf, sondern sagte mehrmals vor sich hin: „Maxel, aber daß dich jetzt so was treffen muß!“

Ich kannte den kleinen Maxel recht gut. Es war ein lebendiges, heiteres Männlein, etwa in den Vierzigern; sein Gesicht war voll Blatternarben und seine Hände waren braun und rauh wie die Rinden der Waldbäume. Er war seit meinem Gedenken Holzhauer in Waldenbach.

Wenn einem Andern das Haus niederbrennt“, sagte mein Vater, „na, so brennt ihm halt das Haus nieder.“

„Ist's beim klein' Maxel nicht so?“ fragte ich.

„Dem brennt Alles nieder. Alles, was er gestern gehabt hat, und heut' hat, und morgen hätt' haben können.“

„So hat der Blitz den Maxel leicht selber erschlagen?“

„Das wär's best' Bub. Ich vergunn' ihm das Leben, Gottseid', ich vergunn' ihm's nit — aber wenn er ehvor fleißig hätt' beichten mögen und in keiner Todtsünd' wär' gewesen, wollt' richtig gleich sagen, das allerbest', wenn's ihn auch selber troffen hätt'!“

„Da wär' er jetzt schon im Himmel oben“, sagte ich.

„Watsch' nur nicht so in's nasse Gras hinein! Geh' gleim (nahe) hinter mir und halt' dich beim Zanderzopf an! Vom Maxel, von dem will ich dir jetzt was sagen!“

Der Weg gieng sanft berganwärts. Mein Vater erzählte:

„Jetzt kann's dreißig Jahr aus sein — ist der Maxel in's Land kommen. Die Zigeuner, sagen sie, hätten ihn zurückgelassen. Die erst' Zeit hat er bei den Bauern herum einen Halterhuben gemacht; nachher, wie er sich ausgewachsen

hat, ist er in den Holzschlag 'gangen. Ein rechtschaffener Arbeiter und allerweil fleißig und sparsam. Wie er Vorarbeiter ist worden, hat er sich vom Waldbherrn ausgebeten, daß er das Sauerwiesel auf der Gfarerhöb' ausreuten und für sein Lebtag behalten dürfe, weil er so viel gern eigen Grund und Boden hätte. Ist ihm gern zugesagt worden, und so ist der Maxel alle Tag, wenn sie im Holzschlag Feierabend gemacht haben, auf sein Sauerwiesel 'gangen, hat den Strupp weggeschlagen, hat Gräben gemacht, hat Steine ausgegraben, hat die Wurzeln des Unkrautes verbrannt — und in zwei Jahren ist das ganze Sauerwiesel trocken gelegt, und es wächst gutes Gras drauf, und gar ein Fleckel Brandforn hat er anbauet. Wie es so weit kommen, daß er's auch mit Kohlkrout hat probirt, und gesehen, wie gut es den Hasen schmeckt, ist er um Waldbäume einkommen. Die können sie ihm nicht schenken, wie das Sauerwiesel, die muß er abdienem. So hat er Arbeitslohn dafür eingelassen, und die Bäume hat er umgehauen und viereckig gehackt und abgeschnitten zu Zimmerholz — alles in den Feierabenden, wenn die andern Holzknechte lang' schon gut auf dem Bauch sind gelegen und ihre Pfeifen Tabak haben g'raucht. Und nachher hat er angehebt, an solchen Feierabenden andere Holzhauer zu verzählen, daß sie ihm bei Arbeiten halfen, die ein einziger Mensch nicht bermachen kann, und so hat er auf dem Sauerwiesel sein Haus gebaut. Fünf Jahr lang hat er dran gearbeitet, aber nachher — du weißt ja selber, wie es dagestanden ist mit seinen goldbrothen Wänden, mit seinen hellen Fenstern und seiner Zierrath auf dem Dach herum — schier vornehm anzuschauen. Ein fein Gütel ist worden auf der Sauerwiese, und wie lang wird's denn her sein, daß unser Pfarrer bei

der Christenlehr' den klein' Marel als ein Beispiel des Fleißes und der Arbeitsamkeit hat aufgestellt? Nächsten Monat hat er heirathen wollen, und daß er heraufgestiegen ist vom Bettelhuben bis zum braven Hausbesitzer und Hausvater — Bub', da ruck' dein Gütel! — Und jetzt ist auf einmal alles hin. Der ganze Fleiß und alle Arbeit die vielen Jahr' her fast umsonst. Der Marel steht wieder auf demselben Fleck wie vorher."

Ich habe dazumal meine Frömmigkeit noch aus der Bibel bezogen, und so entgegnete ich auf des Vaters Erzählung: „Der Himmelvater hat den Marel halt gekraft, daß er so auf's Zeitliche ist gegangen wie die Heiden, und der Marel hat sich leicht um's Ewige zu wenig gesorgt. Sehet die Vöglein in den Lüften, sie säen nicht, sie ernten nicht —"

„Sei still," unterbrach mich der Vater untwirsch, „der das hat gesagt, das ist der König Salomo gewesen, dem hat's die Faulenzerei freilich tragen. Unsereriner sollt's probiren.“ — Ich kenn' mich nimmer aus, und das sag' ich, wenn's mir so geht, wie dem klein' Marel, ich bin verzagt und heb' an zu faulenzten. Wenn ein Mensch mit dem Bündholz in ein Strohdach fährt, so wird er in den Kotter gesteckt — ist auch recht, gehört ihm nichts anders. Aber wenn Einer vom Himmel herunter Feuer auf das nagelneue Haus wirft, das ein armer, braver Arbeitsmann hat gebaut. —

Er unterbrach sich. Wir standen auf der Anhöhe und vor uns loderte die Wirthschaft des Klein-Marel, und das Haus brach eben in seinen Flammen zusammen. Mehrere Leute waren da mit Hacken und Wassereimern, aber es war nichts anderes zu machen, als dazustehen und zuzuschauen, wie die letzten Kohlenbrände in sich einstürzten. Das Feuer war nicht wüthend, es brüllte nicht, es frachte nicht, es fuhr

nicht wild in der Luft herum; das ganze Haus war eine Flamme, und die qualmte heiß und weich zum Himmel auf, von wannen sie gekommen.

Eine kleine Strecke vom Brande war der Steinhäufen, auf welchem der Mäxel die Steine der Sauerwiese zusammengetragen hatte. Auf demselben saß er nun, der kleine, braune, blatternarbige Mäxel, und sah auf die Gluth hin, deren Hitze auf ihn herströmte. Er war halb angekleidet und hatte seinen schwarzen Sonntagsmantel, das einzige, was er gerettet, über sich gehüllt. Die Leute traten nicht zu ihm; mein Vater wollte ihm gerne ein Wort der Theilnahme und des Trostes sagen, aber er getraute sich auch nicht zu ihm. Der Mäxel lehnte so da, daß wir meinten, jetzt und jetzt müsse er aufspringen und einen schreckbaren Fluch zum Himmel stoßen und sich dann in die Flammen stürzen.

Und endlich, als das Feuer nur mehr auf dem Erdengrund herumleckte und aus der Nische die kahle Mauer des Herdes aufstarrte, erhob sich der Mäxel. Er schritt zur Gluth hin, hob eine Kohle auf und zündete sich die Pfeife an.

Ich war damals doch noch klein und konnte nicht viel denken. Aber an das erinnere ich mich: als ich in der Morgendämmerung den klein' Mäxel vor seiner Brandstätte stehen sah, und wie er den blauen Rauch aus der Pfeife sog und von sich blies, da war mir in meiner Brust plötzlich heiß. Als ob ich es fühlte, wie mächtig der Mensch ist, um wieviel größer als sein Schicksal, und es für das Fatum keinen größeren Schimpf gäbe, als wenn man ihm in aller Seelenruhe Tabakrauch in die Larve bläst.

Und als die Pfeife brannte, setzte er sich wieder auf

den Steinhaufen und blickte in die Gegend hinaus. Was er gedacht hat, möchtet Ihr wissen? Ich auch.

Später hat der klein' Maxel die Asche seines Hauses durchwühlt und aus derselben sein Schlagbeil hervorgezogen. Er schastete einen neuen Stiel an, er machte es an einem Schleifsteine der Nachbarschaft wieder scharf — und gieng an die Arbeit. Seither ist's fünfundzwanzig Jahre. Um die Sauerwiese liegen heute schöne Felder, und auf der Brandstätte steht ein neugegründeter Hof. Junges Volk belebt ihn, und der Hausvater, der klein' Maxel, lehrt seinen Söhnen das Arbeiten, erlaubt ihnen aber auch das Tabakrauchen. Nicht gar zu viel — aber ein Pfeiflein zu rechter Zeit.

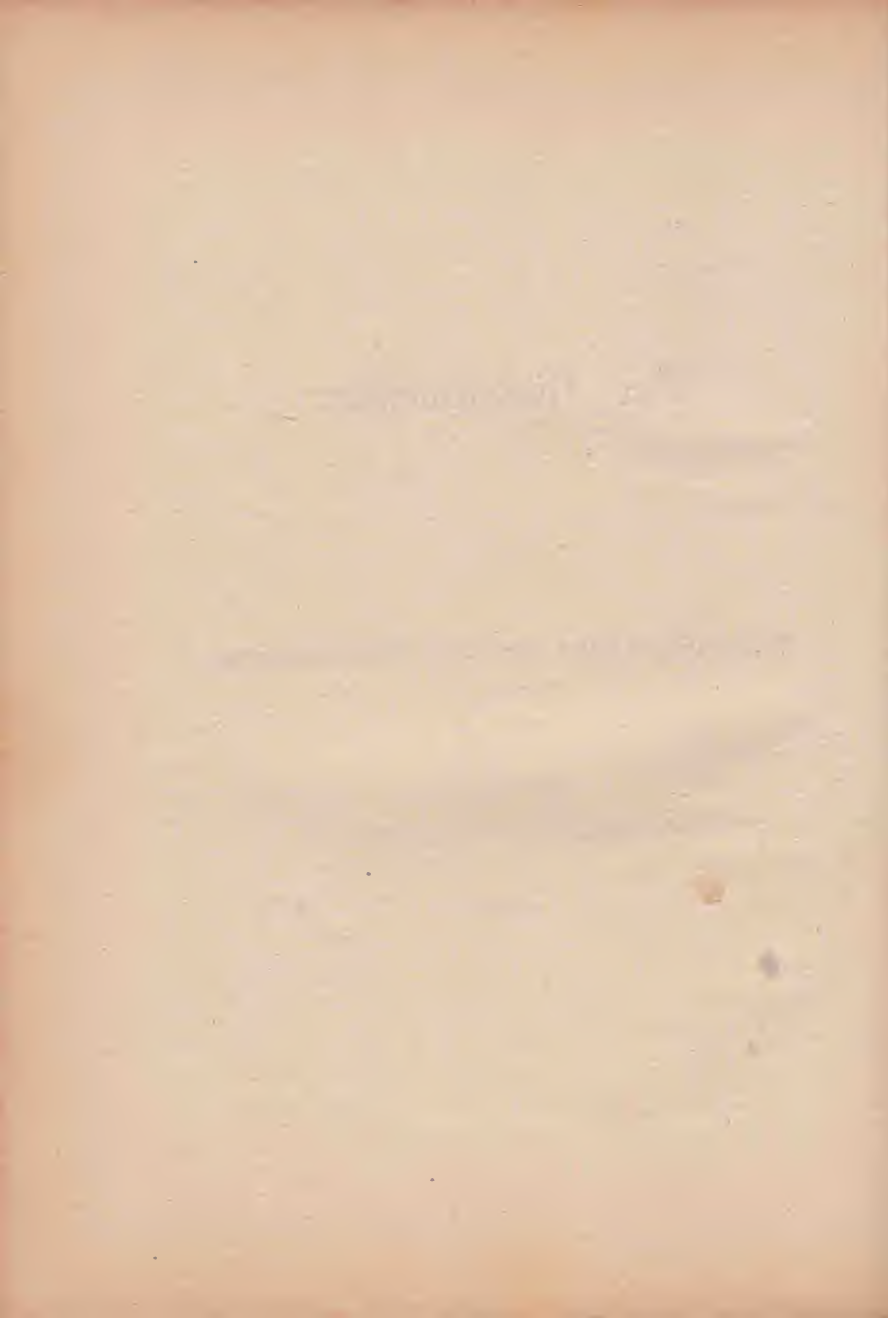
— Ende. —



Der Hüttenmeister.

Eine Erzählung aus dem Bauernkriege.

Von H. Z.



Es war am Nachmittag des 29. April im Jahre 1525, als sich vor der Schmelzhütte zu St. Johann bei Ifeld ein wunderlicher Zug einstellte: Auf einem Klepper saß ein Mann mit langem, grauem Barte; als Kopfbedeckung trug er ein kostbares Barett mit Reihensehern geschmückt; um die Schultern trug er einen Sammetmantel mit Silberstickerei geschlagen, so daß er recht aussah wie ein Herr. Sobald aber der Wind den einen oder anderen Zipfel des Mantels zurückschlug, erblickte man unter demselben ein grobes Bauerngewand, zu welchem auch die hirschledernen Reiterstiefel nicht paßten, die der Mann trug. Die Beine hingen ihm schlaff an den Seiten des Pferdes herunter, und da die Steigbügel an dem ebenfalls kostbaren Sattel fehlten, so baumelten die Beine hin und her, sobald nur der Gaul sich rührte. Setzte er sich aber in Trab, so hochte der Reiter ängstlich vornüber auf den Hals des Thieres, so daß ein Jeder sofort merken konnte, der Alte müsse des Reitens nicht eben kundig sein. Eine Schaar von verlotterten Männern und Frauen zogen hinter dem Reiter her, zur Seite liefen neugierig Buben und Mädchen aus dem Dorfe mit. So oft sie schrieen: „He, seht den Pfeifer aus Walkenried!“ und in fröhliches Lachen über den Alten in seinem sonderbaren Aufzuge ausbrachen, stürzte das Lottervolk auf sie los, um dem Schreien Einhalt zu thun; aber die Kinder waren flinker, liefen ein Stück über die Grä-

ben und Felder und kehrten dann wieder zurück, worauf das Treiben von Neuem begann.

„Das Maul sollt ihr halten, verdamnte Rangen,“ schrie plötzlich der Alte mit heiserer Stimme dazwischen. „Ich bin gekommen, um —“

„Ho, der Pfeifer von Walkenried!“ jubelten die Kinder wieder, „der Mausemann! Wo hat er Müze und Mantel her?“

Der Alte antwortete wieder schimpfend, und der Lärm wurde so groß, daß er das Hämmern und Brausen in der Schmelzhütte übertönte. Da öffnete sich der obere Theil der Thür derselben und eine Reihe neugieriger Köpfe guckte heraus.

Als bald zog der Reiter ein zerknittert Stück Pergament aus dem schmutzigen Kittel, und trotzdem er dasselbe verkehrt in der Hand hielt, so daß die Schrift auf dem Kopfe stand, that er doch, als wäre er des Lesens kundig. Die Hüttenarbeiter, die selber weder lesen noch schreiben konnten, merkten die Täuschung nicht, nur der junge Runze Dittlseyph, der vor Jahren bei einem Klosterbruder in seinen Freistunden das Schüreisen mit dem Griffel vertauscht hatte, konnte sich des Lächelns nicht erwehren. Es dauerte eine Weile, ehe sich der Sturm legte, denn sobald die Arbeiter den „versoffenen“ Musikanten in der Herrenkleidung erkannt hatten, brach eine Fluth witziger und spitziger Bemerkungen über ihn herein.

„Bist Du Pfeiferkönig geworden, Barthel?“ — „Er hat auch schon ein schönes Gefolge!“ tönte es anderswo her. „Mausemann, Mausemann!“ schrien die Kinder wieder. „So laßt ihn doch einmal reden“, rief Runze Dittlseyph.

Und mit einer unverwüßlichen Ruhe, als ob nichts vorgefallen wäre, begann Barthel, der Pfeifer: „So laßt Euch

verkünden Thomas Münzer, von Gottes Gnaden Retter und König der Unterdrückten, Herr zu Mühlhausen und Prophet des Allmächtigen. Die Fürsten und Herren der Welt sind die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei; nehmen alle Creaturen zum Eigenthum, die Fisch' im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden; Alles muß ihrer sein, sie schinden und schaben den armen Bauer und Handwerksmann, und wenn sich solch ein Armer am Geringsten vergreift, so muß er hängen. Da sagt nun der Lügendoctor Luther Amen dazu. Ich aber will öffentlicher Feind sein allen Tyrannen, und wenn die Gewalt ihr Schwert zieht, so rückt auch Guer Schwert und stehet zu mir! Auch sind die Güter ungerecht vertheilet, also daß die Fürsten und Pfaffen Alles haben in Fülle, indeß die armen Leute darben müssen wider den Willen unseres Herrn Jesu Christi. Darumb so richtet einen Bund auf! Euch wird nichts widerfahren, sondern Guer einer soll tausend und zehntausend erwürgen, und seid unerschrocken und habt Glauben!" —

Ein wüstes Beifallsgejohle seiner Cumpane folgte den auswendig gesprochenen Worten des Alten, während die Arbeiter ohne ein Zeichen des Gefallens oder Mißfallens schwiegen.

„Und was soll das Alles, Pfeifer?“ rief aus ihrer Mitte Heinrich Schenk, der Hüttenmeister. „Schämst Du Dich nicht um Deines alten Vates willen, daß Du auch hierher kommst, das Volk zu verhezen? Habt Ihr noch nicht genug gemordet und gebrannt ringsumher? Wen hast Du mit erschlagen helfen, daß Du so kostbare Kleidung trägst? Kehre um, hier ist Deines Bleibens nicht länger!“

Noch stand der Hause unschlüssig, da trat ein Weib aus demselben hervor mit wirrem Haar und tiefliegenden Augen.

Um die abgezehrte Gestalt schlotterte ärmliche Kleidung, und mit gellender Stimme schrie sie dem Hüttenmeister entgegen: „Du, hüte Dich, Heinrich! Der Tag der Vergeltung ist gekommen. Um einen Hasen haben die Herren meinen Sohn zu Tode gepeitscht, aber ihrer keiner wird dem Gericht entgehen. Sonn' und Mond werden vom Himmel fallen. Halleluja! Der Tag des Herrn naht, schon ist der große Prophet erschienen!“ Sie redete wie im Wahnsinn, ihre Augen funkelten, und scheu-
lauschte die Menge, sogar die Kinder hielten Ruhe, so daß die höhnischen Worte, die jetzt Barthel von seinem Klepper herunter schleuderte, Allen deutlich vernehmbar wurden:

„Und Ihr, gute Leute von St. Johann, laßt Euch weiter schinden und plagen, Herr Mühschafal, Euer freundlicher Klosterabt, hat schon wieder einen Zinstag ausgeschrieben! Da bringt ihm nur Hühner und Ferkel genug, daß er sich den Bauch mästen könne!“ — Er schwenkte mit seinem Klepper und machte mit seinem Gefolge kehrt.

Im Abziehen sangen sie ein wildes Lied von des armen Mannes Noth, und noch lange tönte der Refrain herüber:

So häutwet (haut) sie, so stäupet sie,
So werft sie vor den Hunden!
Sie han an Leib und Gut genunt
Aniçt uns abgeschunden. —

Um den Frieden der St. Johannesshütte war es nunmehr geschehen. Obwohl Keiner dem Befehl des Hüttenmeisters Heinrich Schenk, wieder an die Arbeit zu gehen, offenen Widerstand entgegensetzte, so raunte man doch untereinander, der tolle Pfeifer habe allerdings Recht, denn der Abt von Ilfeld sei ein Menschenschinder und kein Diener des Herrn; eher ließe sich ein Stein als so ein Geizhals erweichen.

Wenn man dem eins versehen könne, das wäre nicht mehr als billig. —

Nichts ist gefährlicher, als ein Verbot erlassen, von dem man nicht sicher weiß, daß ihm gehorcht wird. In der Ueber-eilung hatte der Hüttenmeister am Feierabend den Hütten-knechten den strengen Befehl gethan, sich fern zu halten von jeglichem Tumulte. Es hatte keiner dagegen gemurrt, bloß Runze Dittleph wagte halblaut zu bemerken: „Das versteht sich von selbst, wir sind keine Auführer.“ Aber mit großer Schnelligkeit hatte sich in dem kleinen Orte herumgesprochen, was geschehen war, und während die Weiber ängstlich am Herd miteinander tuschelten, saßen die Männer, junge und alte, im „Rothen Hahnen“ und hielten Umrede miteinander bei einem Krüge Nordhäuser Bier. „Es ist allerwärts Spektakel gewesen,“ sagte Hans Herboth, „bloß Ihr in der Hütte wißt nichts davon, weil Euch der Alte als Kinder hält und nicht mehr zur Thür hinein läßt, als ihm für Euch gut scheint. War heute Morgen in Nordhausen und konnt kaum einen Aus schlupf durch ein Seitenpförtlein finden, denn sie haben die Thore verschlossen, aus Furcht vor den Aufständischen. Drunten in der gülden Aue hat ein Haufe das Kloster Nikolausrode geplündert, und den Probst Holtegel würgen wollen. Den aber hat diesmal seine durstige Kehle gerettet; denn wie die Bauern eindringen, sitzt er in Urbach in der Schenke und zecht. Und da sie in der Probstei herumstänkern und ihn nicht finden, läuft die Köchin auf den Glockenthurm und fängt an Sturm zu läuten, hat es aber nicht lange gethan, weil die wüthenden Bauern sie am Klöpfel aufgehängt.

„Wie nun Herr Holtegel weinselig heimkommt, findet er keine Seelenruh, und der Schreck ist ihm so in die Glieder

gefahren, daß er schwer darniederliegt und bis jetzt noch nichts wieder getrunken hat.“ — „Geschieht dem Weinschlauch ganz recht,“ erwiderte einer darauf, „er soll sogar das Geld für die Seelenmessen verzecht haben.“ — „Und Himmelgarten,“ fuhr Hans Herboth fort, „dicht bei Nordhausen, haben sie auch rein ausgeplündert. In der Töpfergasse in Nordhausen lag vor dem Thor bei Hans Thuben ein ganzer großer Haufe dicker Bücher; das soll des Klosters Bücherei gewesen sein. Die hat er auf drei Wagen hereinfahren lassen, ehe die Bauern gekommen sind.“ — „In Walkenried,“ sagte Nickel Friedhart, „haben sie die Bücher und Urkunden den Pferden unter die Hufe geworfen, weil sie kein Stroh gehabt, da soll's schön aussehen.“ — „Ist ganz gut so,“ warf der alte Cyriax vom Ofen her dazwischen, „daß das alte Geschreibsel von der Welt kommt. Wovon kommen denn die Steuern und die Zinsen, die wir armen Leut' an die Klöster bezahlen müssen? Bloß von der Eselskaut; denn da stehen sie drauf geschrieben. Mütschefal hat in seiner Stuben einen ganzen Schrank voll solcher Schreiberei, und da darf ihm keiner dran. Wenn man das doch kriegen könnte und zu Staub und Asche verbrennen!“ — „Ja, das wär' ein Vergnügen!“ schallte es von vielen Stimmen durcheinander.

Während der Reden war die Thür leise geöffnet worden, nun schob sich vorsichtig ein Kopf durch den Thürspalt, und in heiseren Lauten rief es plötzlich dazwischen: „Das steht ganz in Euerm Belieben, Ihr Männer.“ Erschrocken fuhren alle auf. „Schaut den Pfeifer von Walkenried!“ — „Aha“, bemerkte Kunze Dittlaph, „der ist im Dunkeln durch den Zaun gekrochen, weil er sich am Tage vor dem Hüttenmeister nicht 'reintwagt.“ — „Er soll's mir büßen,“ murrte der Pfeifer.

„Oho, Bartel,“ entgegnete Runze, da sind wir auch noch da. Sprich von dem Alten sänftlich, sonst schlage ich Dir das Maul breit, daß Dir das Pfeifen vergeht.“ — „Kriegst wohl das Töchterlein, die Rätke, dafür?“ grinste der Pfeifer, „ah, ein feines Vögelein!“ Blutroth im Gesicht fuhr Runz von seinem Sitz auf, aber ebenso schnell bezwang er sich wieder und ließ den erhobenen Arm sinken. „Sei gut, Runz“, murmelte Barthel, „ich gönne sie Dir, wie Eurem Abt eine Tracht Prügel auf den fetten Buckel. — Ein Rännlein, Herr Wirth, der Zeinschinger (Ziegenschinder, im Frühjahr am Südharz wehender Ostwind), trocknet einem die Zunge aus.“ Er warf seinen Sammetmantel in die Ecke am Ofen und hockte auf der Bank nieder. „Schöner Mantel das,“ bemerkte Hans Herboth. „Freilich,“ lachte der Pfeifer, „heute Morgen trug ihn noch ein Junker, der sicherlich nicht daran gedacht hat, daß der Pfeifer ihn zu Mittag umhängen würde: Kommt das Herrlein von Klettenberg herüber, und wie wir da im Grase am Walperstiege liegen, hält er mit einem Male vor uns. ‚Jungherre‘, sag’ ich, ‚steigt ein wenig herunter vom Roß und haltet einen Trunk mit uns, ’s ist alter Klosterwein!“ Da hatte er trutzige Reden, und gleich flog seinem Thier auch ein Bolzen an den Hals, daß es umfiel wie ein Kartenhaus. Dabei quetschte sich das Herrlein den rechten Fuß, und da habe ich ihm Stiefel und Mantel abgezogen und ihn aus christlicher Barmherzigkeit in’s Gras gebettet, daneben auch ein Gläschlein Rothen gestellt und einen Boten zum Herrn Grafen nach Klettenberg geschickt, sein Enkelein, oder was es ist, habe sich den Fuß verstaucht und liege im grünen Grase am Wald beim Walperstiege. Meine Cumpane hätten ihn gewiß todtgeschlagen,“ setzte er ernst werdend

hinzu, „wenn ich nicht diese Fürsprache für ihn gethan hätte.“

Indem brachte der Wirth das Bier, und der Pfeifer that einen tiefen Zug. Dann nickte er dem Wirth zu: „Guter Trank, aber klein Gemäß, Herr Knappab! Ihr wollt den Ueberschuß zum Löschen brauchen, wenn sie Euch den rothen Hahn auf Euren ‚rothen Hahnen‘ setzen?“

Der Wirth wurde bleich. „Ihr seid ja Alle so still geworden,“ fuhr er fort. Indem wollte Runze aufbrechen. „Bleib, Runz“, sagte er gutmüthig, „ich weiß Dir auch ein schönes Tränklein von neuerlei Kraut; ist gut, eines Mägdleins Lieb zu erwerben.“

Die Anderen fingen an zu lächeln. „Wir haben noch miteinander zu reden, Runz, Alle zusammen. Meister Knappab, habt Ihr noch ein Fäßlein, von dem hier; aber gut gemessen?“

Der Wirth sprang davon.

„Ihr seid guter Laune,“ sagte Hans Herboth.

„Da habt Ihr Recht, Hans, die Brosamen fallen für uns arme Vögelein jetzt reichlich von der Herren Tisch. So wollen wir auch unserm Vater im Himmel ein Liedlein zum Dank dafür singen.“ Er zog aus dem Wams ein Instrument mit neun Saiten hervor, ähnlich einer Zither, und fuhr mit dem Finger darüber. Und plötzlich stimmte er an mit einem Wohlklang, den man von der heiseren Stimme gar nicht erwartet hätte:

Es fuhr ein Gräflin über Land
Und ließ sein Weib allein,
Da trat zu ihr ein schmucker Fant,
Des Grafen Knapp', herein.
„Ach, lieber Knab', wie bist du warm,

Wie bist du jung und schön!
Herein in meine weißen Arm',
Ich laß den Alten gehn" — Suchhei!
„Ich laß den Alten gehn.“

Und als das Gräfflein wieder kam,
Da zog sie schief das Maul:
„Wie ist der Alte krumm und lahm
Und, lieber Gott, wie faul!
Ach, Knabe, lieber Knabe mein,
Säß ich auf deinem Schooß,
Dein Weibchen möcht' ich lieber sein
Und gern den Alten los" — Suchhei!
„Und gern den Alten los.“

Da ritt geschwind auf gutem Roß
Der Knapp' ins Land hinein.
„Da droben steht ein schönes Schloß,
Ihr dummen Bäuerlein!
Im Keller liegt manch edles Faß
Und in der Küch' ein Hirsch;
Es schmeckt der Wein zum Braten baß.
Wohlauf zur Grafenpirsch!„ — Suchhei!
„Wohlauf zur Grafenpirsch!“

Der Hahn sang schon die Mitternacht,
Da stund am Thor der Hauf.
„Herr Graf, Herr Graf! Erwacht, erwacht!
Die Bauern sind's, wacht auf!“
Da fuhr dem Herr der Schreck in Leib:
„Ach, ich bin schwach und alt!
Nehmt hin mein Schloß, nehmt hin mein Weib,
Nur thut mir nicht Gewalt!“ — O weh!
„Nur thut mir nicht Gewalt!“

Ahi! Nun wird das Leben frisch!
Der Knecht ist frei, die Magd.
Den Bauer lekten Wein und Fisch,

Und sein ist Holz und Jagd.
Der Alte liegt im Kloster warm
Und singt Kyrieleis,
Und ihrem Knappen liegt im Arm
Die Gräfin lilienweiß. — Suchhei!
Die Gräfin lilienweiß.

Indeß hatte der Wirth das Fäßlein herbeigebracht und leis ab- und zugehend die Gläser gefüllt. Der Pfeifer schloß sein Lied mit einem Jauchzer, und von der fröhlichen Weise hingerissen, stimmten die Arbeitsmänner, denen ein solcher Trunk zur Wochenzeit selten geboten ward, mit ein.

„Trink, Runz!“ rief der Pfeifer Runze Ditttleph zu, der finster dageessen und sein Glas unberührt gelassen hatte. „Es ist ehrlich verdient und klebt kein Blut daran. Der Herr Graf von Klettenberg hat mir fürstlich gedankt, daß ich seines Freundes Sohn sänsflich behütete, und Wams und Barette sind mein noch dazu. Es muß Alles versoffen sein!“ setzte er halb singend hinzu, „aber Prü el muß der Pfaff doch haben, denn vergessen werde ich ihm nicht, daß er mich vor zehn Jahren hat stäupen lassen, weil ich zur Kirchmeß ein Schelmenlied auf ihn gesungen. Wer thut einen Schlag mit auf Gures Abtes Mühschafals feisten Rücken?“

„Ich“ — „ich“ — schrieen ihm Mehrere zu, „er hat uns geplagt genug mit Frohndienst und Rauchhuhn.“

„Und Du nicht, Runze?“ fing der Pfeifer an zu necken.

„Er darf nicht“, schallte es stichelnd von der anderen Ecke des Tisches, „sonst fällt er bei dem Alten in Ungnade.“

„Ihr redet Unsinn“, warf Runze ruhig ein.

„Wetten, daß Du Dich nicht traust?“ schrie Hans Herboth, „und bloß der Kathrin' wegen.“

„Deshwegen nun gerade nicht“, antwortete Runze, der

anfang, erhitzt zu werden, „sondern um Unglück zu verhüten, werde ich mitkommen, denn Ihr seid wüste Gesellen, — und daß Ihr meinem alten Lehrmeister nichts zu Leide thut!“

„Es gilt nur dem Müßgeschal“, beschwichtigte der Pfeifer und setzte nun seinen aufgeregten Zuhörern auseinander, wie man es anfangen müsse, um morgen Abend im Halbdunkel das Kloster stürmen zu können. Er wolle mit seinem Haufen, den er in Nieder-Sachswerfen, kaum eine Stunde von hier, nächtigen lasse, Nachmittag einziehen in Isfeld und das Werk in Gang bringen.

„Aber die Zins- und Frohnrollen müssen verbrannt werden“, lachte manchmal der alte Cyriax vom Ofen her dazwischen.

„Zawohl, Cyriax, schlaf nur!“ — —

Es war mittlerweile spät geworden. Die enge Stube war voll erstickender Hitze, denn der Wirth hatte tapfer eingeeizt nach dem alten Wirthsbrauch, daß brave Becher gern warm sitzen. Es war ein Bild zum Malen: Die ruhigen Hüttenmänner, dazwischen der rothnasige Spielmann und der immer wieder einschenkende Wirth. Alles düster beleuchtet vom qualmenden Lichte zweier Kienspäne, die an der Wand befestigt waren.

Jetzt erhoben sich endlich die Männer schwer, und einer nach dem anderen taumelte hinaus bis auf Runze Dittleph.

„Und was habt Ihr für Zweck dabei, Pfeifer?“ forschte der junge Mann, als der letzte seiner Genossen hinausgegangen war.

„Keinen, Söhnlein, als Euch ein Amulet zu geben.“ Es war eine Kapsel von Eichenholz, die er aus der Brusttasche zog, sie hing an einer rothseidenen Schnur. „Nehmt es!“

drängte der Pfeifer, „es ist nicht aus Galgenholz geschnitten; weit her von Osten hat's Einer mitgebracht von den Türken.“ Er öffnete die Kapsel. Ein zierlich kleines Fläschchen wurde darin sichtbar. Er zog einen winzigen Glaspfropfen von der Oeffnung, und ein starker Rosengeruch duftete durch das Zimmer. „Thut einen Tropfen Eures Blutes hinzu, und sie kann nicht von Euch lassen!“ murmelte er geheimnißvoll und drückte die Kapsel dem jungen Mann in die Hand, der sie scheu und zögernd einsteckte. Dann faßte er ihn vertraulich unter und schob mit ihm zur Thür hinaus.

Draußen heulte der Wind schauerlich durch die Bäume, und dunkle, halbzerriffene Wolken huschten über den Mond hin. „Morgen reiten die Hexen nach dem Blocksberg, da ist aller Zauber frei“, raunte der listige Spielmann dem halbverwirrten Runze noch einmal zu und ging dann den Heerweg hinunter nach Sachswerfen zu.

In der Johanneshütte, die dicht am Wege liegt, war noch Licht. „Dich krieg' ich doch unter, alter Eisenkopf“, murmelte der Pfeifer in sich, dann stieß er einen eigenthümlichen Pfiff aus, und aus dem Graben zu beiden Seiten des Weges tauchten Gestalten auf, die auf ihn zueilten und mit ihm im Dunkel der Nacht verschwanden.

Droben aber saß in seinem Gemach Heinrich Schenk, der Hüttenmeister, am Eichentisch und neben ihm sein Töchterlein Rätke.

„Es ist schon spät, Kind, wir wollen zur Ruhe gehen! Aber lies mir's erst noch einmal vor, ob Alles seine Richtigkeit hat!“ Rätke hatte vor sich ein großes Blatt groben gelblichen Papiers und begann:

„Hochgeborener, edler Herr,
Durchläuchtigster Grafe!“

Gehorsamlich zu vermelden, daß überall im Lande grauliche Dinge geschehen sind, und kann meine Leute kaum noch im Zaume halten, dieweilen sich der Aufruhr verbreitet wie die Pest.

War allhier heut der Pfeifer von Walkenried mit allerlei Volk und dräueten dem Abt viel Böses an. Euer fürstliche Gnaden wolle rüstig Reiter in Eile hierher senden, sunsten geht Alles drunter und drüber! Nota: Der dies bringet ist zuverlässig, aber schicket schnell! Noch eine Nota: Es ist Mangel an Erz in der Schmelzhütte, brauchen drei neue Fuder. Eilet aber nicht so als die Reiter. Dies hat geschrieben meine leibliche Tochter, die Räth', ist aber nach meinem Willen gesetzt. Wenn alles wanket, getreu Heinrich Schenk der Hüttenmeister von St. Johann.“

Wenn auch Pater Wolfgang seinem Abt Mühschafal nicht gerade freundlich gesinnt war, so hielt er es doch für seine Pflicht, dem Oberhirten des Klosters von der ihm auf so eigenartige Weise zugekommenen Nachricht Mittheilung zu machen. Der Abt zweifelte keinen Augenblick an der Richtigkeit derselben, und da er in Erwartung eines kommenden Ueberfalles, weil er wußte, daß ihm die Leute nicht eben hold waren, schon die Dokumente und Kostbarkeiten des Klosters seit Beginn der Bauernunruhen zusammengepackt hatte, so schlug er schon in früher Morgenstunde durch das Hinterpförtlein des Klosters den Weg in das einsame Isfelber Thal ein, um von da aus auf Seitentwegen durch den Wald nach der Burg Hohnstein zu gelangen. Zwei starke Pferde, von Mönchen geführt, trugen in schweren Packen des Klosters Habseligkeiten. Langsam keuchte der dicke Abt die steilen Bergpfade hinan, aber größer

als die Mühseligkeit des Weges war seine Freude, den Bauern entronnen zu sein und auf dem Hohnstein ein sicheres Asyl zu finden, denn die stark befestigte Burg, nur eine Stunde südöstlich von Ilfeld gelegen, war bald von den flüchtenden Mönchen erreicht.

Der vom Grafen von Stolberg eingesetzte Burgvogt hieß den Abt sammt seinen Begleitern willkommen, da er wußte, daß derselbe bei seinem Herrn nicht ohne Einfluß war. Zugleich zog er die Brücke auf und setzte alles in den gehörigen Vertheidigungszustand für den Fall, daß die Rebellen auch dem Hohnstein einen Besuch abzustatten gedächten. Seine Vorsicht war nicht umsonst: Ein Waldläufer hatte den geistlichen Herrn unterwegs gesehen und sofort die Nachricht von der Flucht desselben nach Ilfeld gebracht.

Als bald sammelte sich in aller Frühe ein Haufe von Weibern und Kindern vor dem Kloster und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Der alte Cyriac aber, der die ganze Nacht hindurch von der Frohn- und Zinsrolle geträumt, schickte flugs sein barfüßiges Enkelein gen Niedersachswerfen an den Pfeifer, er solle kommen, es wäre die höchste Zeit, da Viele sagten, Mühschafal sei mit Sack und Pack aus dem Kloster entwichen.

Die Botschaft verfehlte ihre Wirkung nicht. In hellen Haufen kam das Lottervolk auf der Heerstraße daher, und wieder schauten die Hüttenmänner neugierig zur Thür heraus, da sie das Geräusch der Heranziehenden vernahmen.

„Run auf, ihr Mannen!“ schrie ihnen der Pfeifer entgegen, „Ihr seid mir auch die Rechten, daß Ihr das Bögelein ungerufen habt davon ziehen lassen.“

„Bist Du schon wieder hier, Barthel? Meine Leute

haben nichts mit Dir zu schaffen, schere Dich Deines Wegs!“ entgegnete der Hüttenmeister.

„Oho, Herr Hüttenmeister“, erwiderte der Pfeifer. „Meint Ihr den Willen von zwanzig Männern nach Eurem zu zwingen?“

Ein Rühren und Murren begann unter den Hüttenleuten.

„Deffnet die Thür“, befahl der Hüttenmeister, „und treibt den Pfeifer mit seinem Heer zurück!“

Im Nu ergriffen die nervigen Fäuste die am Boden liegenden Schüreisen und eilten hinaus — um sich dem Haufen anzuschließen, von dem sie mit Beifallsgeschrei empfangen wurden.

Wie versteinert sah Heinrich Schenk den Ungehorsam seiner Leute, aber rasch entschlossen sprang er hinaus, um den ersten Besten beim Kragen zu fassen. „Laßt ihn los, Meister!“ begann Runze Ditttleph gutmüthig, „es ist ja nur, um dem Mühschefal den Buckel einmal auszuklopfen, er hat's verdient am ganzen Dorf.“

Aber der Alte, durch den Widerspruch erbittert, fuhr Runze streng an: „Was erfrecht Du Dich, Knabe? Um Deiner Jugend willen will ich Dir nicht anrechnen, was Du geredet; und Euch Andern gebiete ich bei Strafe eines halben Tagelohnes, alsbald zur Arbeit zu gehen!“

Ein Murren, stärker denn zuvor, erhob sich.

„Und das läßt Ihr Euch bieten?“ höhnte der Pfeifer. „Ihr Männer, das ist ja ein Tyrann, ärger als Mühschefal!“

„Mühschefal, Mühschefal!“ heulte das Volk und drängte zum Weitergehen. Doch schon trat Heinrich Schenk mitten hinein und gerade auf Runze Ditttleph zu, da er wußte, welchen Einfluß derselbe trotz seiner Jugend auf die übrigen Hüttenarbeiter hatte.

„Ist das Deine Treue Runz, mit der Du sonst zu mir gehalten?“

Der junge Mann wandte sich unentschlossen ab. In diesem Augenblicke erschien in der Thür der Schmelzhütte des Alten Tochter und schrie mit dem Ausdruck des tiefsten Schreckens: „Vater, Vater!“, da sie die Beiden drohend einander gegenüber stehen sah. Der Hüttenmeister streckte den Arm nach Runze aus, um ihn zurück zu halten; aber die Menge, die dem Wortwechsel zu fern stand, um ihn zu verstehen, deutete die Bewegung falsch und begann eine drohende Haltung anzunehmen. Indeß war Rätke herbeigeeilt, um den Vater zurückzuziehen. Todtenblaß starrte sie Runzen an, und was der Vater nicht vermocht, hätte in diesem Augenblick die Tochter gekonnt, wenn nicht gerade jetzt der spöttische Ruf erschollen wäre: „Nun muß er bleiben, nun muß er, er mag wollen oder nicht!“ Rätke wandte sich purpurroth zurück, der Vater folgte ihr, und Runz wurde von der Menge mit fortgerissen.

Der Hüttenmeister sah düster und vor sich hin murmelnd dem Zuge nach; dann wandte er sich an seine Tochter: „Siehst Du, Rätke, Du hattest Dich getäuscht in Runze Dittleph, schade, schade!“

Dem Mädchen rollten die Thränen über die Wangen.

„Aber der Brief muß fort und sogleich“, redete er weiter vor sich hin. Er überlegte einen Augenblick. „Beträust Du Dich, den Vormittag allein Haus zu halten, Rätke?“

„Ach, wer sollte mir etwas zu Leide thun, Vater?“

„Gut, ich werde den Brief selbst hinübertragen und, wenn es geht, mein Anliegen mündlich anbringen.“

„Um Gott, Vater!“

„Und wer soll denn mir was zu Leide thun, Rätthe? Nein, nein, gieb den Bergstoß her und die Pelzkappe, der Wind weht scharf.“ Und so ging er davon.

Beklommenen Herzens sah ihm Rätthe nach. Schwere Gedanken zogen durch ihre Seele, und angstvoll lauschte sie hinüber nach dem Kloster, von wo manchmal verworrener Klang herüber schallte.

Als der Haufen vor dem Kloster angekommen, stand schon der Cyriac da, um dem Pfeifer zu wiederholen, was er ihm schon hatte sagen lassen. „Müßschefal, Müßschefal!“ heulte die ungeduldige Menge.

„Er ist entflohen mit Sack und Pack“, schrie der Pfeifer hinein. Ein Geschrei der Wuth erfolgte. „So steckt das Nest in Brand.“ Und schon drängten sich die Ersten dem Eingang des Klosters zu, da ertönte Kunzens helle Stimme: „Wer zu mir, ihr Männer von St. Johann!“ Und im nächsten Augenblicke stand er schon mit seinen Genossen an der Pforte.

„Gebietet Ruhe, Barthel!“ rief er dem Pfeifer zu.

„Es geht nicht, Kunz.“

„So schlag' ich den Ersten nieder, der wagt, hier einzutreten.“

Indem wankte der alte Pater Wolfgang herbei, halb todt vor Schrecken. „Schütz' uns, Kunz, er ist fort!“

Beim Anblick des Mönches drängte der Haufen stärker heran. „Wohin, wohin, guter Vater?“

„Nach dem Hohnstein, Kunz! Lieber Gott, daß ich das erleben muß auf meine alten Tage!“

„Nach dem Hohnstein ist er, Barthel“, rief Kunz durch

das Geheul dem Pfeifer zu, und alsbald erscholl überall das Geschrei: „Nach dem Hohnstein, nach dem Hohnstein!“

Der Haufe schlug durch eine Seitenstraße des Dorfes johlend und jauchzend den Weg nach dem Waldrand ein, welcher in einer Stunde über Wiegersdorf nach der Burg führt. Wesentlich verstärkt durch die Hüttenmänner und Bauern des Dorfes, welche sich mit Heugabeln und Dreschflegeln bewaffnet hatten, schlängelte sich der abenteuerliche Zug durch die Felder nach dem Flecken Neustadt, über dem auf steilabfallenden Porphyrfegel der Hohnstein liegt. Nur von der Südseite her kann man auf schmalem Pfade hinauf gelangen. Es war mehr der Wunsch, den verhassten Abt einmal in Verlegenheit zu bringen, als einen öffentlichen Auflauf zu machen, welcher die Menge zur Einschließung der Burg bewog, denn selbst Weiber und Kinder zogen mit, und die meisten Anderen waren ohne Vertheidigungs- und Angriffswaffe. Aber schrecklich hallte das Geschrei durch den Wald, und da das Gestrüpp und Unterholz um den Bergfegel einen freien Umblick nicht gestattete, so konnte es den Vertheidigern der Burg erscheinen, als kämen Tausende und Abertausende herangezogen. Dies war wohl der Grund, weshalb der Burgvogt, da die Besatzung nur gering war, sich in Unterhandlungen mit den Anführern einließ und nach langem Hin und Her in die Herausgabe der Kostbarkeiten ohne den Flüchtling willigte. Es wäre auch um das Leben desselben geschehen gewesen denn mit welchem Hohngeschrei wurde der geistliche Herr empfangen, als er auf der Zugbrücke erschien und Stück für Stück der ganzen Herrlichkeit dem Pfeifer übergeben mußte! Unter ungeheurem Jubel nahm er endlich das Inful (Amtshut) vom Haupte und entäußerte sich des silbernen Amtsstabes

und stand so der wüthenden Menge gegenüber, die trotz Burgvogt und Mannen und trotz vorheriger Abmachung über ihn hergefallen wäre, wenn nicht die Hüttenmänner mit ihren Schüreisen gleichsam einen eisernen Ring um den Schutzlosen gebildet hätten.

Nun zog der Haufe mit Sing und Sang wieder hinunter nach Neustadt, voran der Pfeifer, der, das Fuful auf dem Haupte und den silbernen Stab in der Hand, das Gebahren eines Abtes während einer Amtshandlung unter dem Gelächter der Menge nachäffte. Unten wurde der Raub an Geld und Gut vertheilt, indem man die goldenen und silbernen Gefässe zerschlug oder in Stücke zerbrach. Nach vollbrachter That begann nun ein Essen und Trinken, an dem Jung und Alt theilnahm.

Die Weltgeschichte hat gezeigt, daß bisher der Hunger der Vater jeder Revolution war. Die drückende Lage der niederen Bevölkerung hatte sie auch in jener Zeit empfänglich gemacht für Umsturzideen. Nun die meisten für das Geld, welches ihnen der Handelsjude gegen die Gold- und Silberstücke eingetauscht, in einem ihnen sonst ganz unbekannten Uebersflusse geschwelgt, kam mit dem Jammer in Folge des übermäßigen Genusses auch die Neue. Manches Bäuerlein schlich bei einbrechender Dunkelheit davon, und nur das Lottervolk blieb zurück, welches im Trubel nichts zu verlieren hat und nur gewinnen kann.

Einer wäre vor allen gerne heimgekehrt, das war Kunze Dittleph. Während der Pfeifer am Wachtfeuer vor dem Rathshause der zehenden Menge ein Schelmenlied nach dem anderen sang, flogen seine Gedanken hinüber zu Rätthe. In der Nacht vom 30. April zum 1. Mai ziehen nach dem Volks-

glauben die Heren nach dem Bloßberg. Da haben die jungen Burschen in jedem Dorfe ihren Spaß, indem sie den Mädchen, die keiner gern leiden mag, Dornwellen oder Steckenpferde aus Weidenruthen und altem Zeug, plump gebildet, nächstlicherei vor die Hausthür setzen, um ihnen anzudeuten, daß sie darauf nach dem Brocken reiten möchten, weil sie unliebenswürdige Heren wären. Wer aber ein braves Feinsliebchen hat, der bindet wohl ein Blumensträußchen an die Thür und versteckt ein Verälein darin; und was für ein niedliches Verächen hatte sich der schriftgelehrte Runz aufgeschrieben, das er einmal gehört hatte irgendwo. Wie er es so wieder vor sich her sagte, übermannte ihn ein mächtiges Gefühl; er sprang auf und wollte davonstürmen.

„Halt, Runz!“, schrie es von allen Seiten, „hier bleiben!“

„Ich mag nicht, hab' euer Treiben satt genug. wär' ich doch daheim geblieben!“

„Nichts da! Mitgefangen, mitgehangen! Runz soll unser Hauptmann sein.“

„Bleib' hier mit Deinen Leuten“, flüsterte ihm der Pfeifer zu, „ich kann die Menge nicht mehr bändigen, aber vor Dir haben sie gewaltigen Respekt.“

„Es lebe Runze Dittleph!“ schallte es wieder rings herum, und die Hüttenmänner umdrängten ihn.

„Thu's, Runz“, redete Hans Herboth zu, „die Neustädter fürchten Mord und Brand, „denn wilde Burschen sind unter dem Volk; nur bis morgen früh, Runz, dann ziehen wir heim.“

Noch ehe sich Runz recht besinnen konnte, strömte von allen Seiten das Volk dicht an das Feuer und schrie: „So thu' uns den Eid, Hauptmann!“ Der Pfeifer zog mit einem Stock einen Kreis auf dem Boden, führte Runz hinein, hob

ihm die Rechte hoch und sagte ihm einen Spruch, den Kunz, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, mechanisch nachsprach:

„Zum Hauptmann habt Ihr mich gemacht,
So wirk' ich Frieden für diese Nacht,
Ein Fried' dem Feuer auf dem Herd,
Ein Fried' dem Kriegsknecht auf feuchter Erd',
Einen Frieden über Trommel und Speer
Und über das ganze Lager her.
Und wer des Hauptmanns Frieden bricht,
Der soll es büßen an Leib und Leben
Vor meiner Schwertgesellen Gericht!
Deß wolle der Herr seinen Segen geben!“

Nun trat plötzlich Stille ein, und der Haufe, der eben noch getobt, suchte Ruhe und ein Lager, wo er es in den Straßen des Ortes fand, in einer Thürnische oder hinter dem Gartenzaun.

Indeß vertheilte Kunz die Hüttenmänner an die Eingänge des Städtleins, gab eine Loosung aus und setzte sich zu Füßen des Roland an das Wachtfeuer vor dem Rathshaus; denn die Nacht war schaurig und kalt. Aber er fand keinen Frieden, hin und her wälzten sich ihm im Hirn die Gedanken, und oftmals seufzend, starrte er in die knisternden Brände. Was sollte Rätthe von ihm denken, was der alte Hüttenmeister? Fort konnte er nicht mehr, um ihr ein Liebeszeichen in dieser bedeutungsvollen Nacht zu geben. Und vielleicht wartete sie darauf. Mit einem plötzlichen Entschlusse rüttelte er den Pfeifer auf. „Schaff' mir einen Boten, Barthel!“

„Wie, einen Boten zur Nacht, und wohin?“

„Nach Alfeld, Barthel, es muß sein.“

Der Pfeifer lächelte. „Unser Hauptmann kann thun und lassen, was er will.“ Er stand auf und kehrte nach

wenigen Minuten mit einem halbwüchfigen Burschen zurück.

„Weißt Du die Schmelzhütte in Isfeld?“ redete ihn Runz an. Der Bursche nickte.

„So geh' hin und hänge dies irgendwo an die Hausthür!“ Runz zog ein Päckchen hervor, um welches ein Faden derart geschlungen war, daß das Ende desselben eine Schleife bildete.

„Wann kannst Du wieder hier sein?“

„In vier Stunden, Hauptmann“, fiel der Pfeifer ein. „Hurtig, Bursche! Wenn Du zu den Wachen am Thor das Wörtlein „Runz“ sagst, so lassen sie Dich aus und wieder ein.“

Schon war der Bote im Dunkel der Nacht verschwunden, als Runz fragte: „Wo ist der Junge?“

„Meiner verstorbenen Schwester Sohn, ich hab' mich seiner erbarmt.“

„Da ist er in gute Zucht gekommen, Barthel!“ Der Pfeifer hüllte sich grinsend in seinen seidenen Mantel ein und legte sich am Feuer nieder, während Runz hoffend hineinstarrte. —

Den ganzen Nachmittag hindurch hatte Käthe auf die Rückkehr des Vaters gewartet, schon dämmerte der Abend, und er war noch nicht zurück. Unten auf der Straße ritten die Kinder auf abgeschälten Weidenstöcken wie auf Steckenpferden herum, und machten mit Kreide drei Kreuze an die Thüren der Gehöfte oder, wenn es anging, auf die Rücken der Vorübergehenden. Aber auch der Kinderlärm verstummte, und mit steigender Angst lauschte Käthe hinaus in die Nacht. Horch! Nahten da nicht Schritte? Nein, nein, es war der Wind, der an den Fensterladen rüttelte. Und wieder lauschte sie, und keiner kam. Was anfangen, so allein und mit solchen Gedanken? Wer sollte ihr Rath und Trost spenden? Da stieg es in ihr auf: Du gehst zu Vater Wolfgang! Aber es

ist Nacht, und bis zum Kloster hin eine ziemliche Strecke Wegs. Doch das Verlangen, sich mit Jemand auszusprechen, ist stärker als die mädchenhafte Furcht. Und nun huscht sie hinaus, und athemlos steht sie vor dem Kloster. Alles zu und ver-rammelt! Halt, dort schimmert ein Lichtlein aus einer Zelle! Gott sei Dank, es ist bei Pater Wolfgang. „Pater Wolfgang!“

Das Fensterchen öffnet sich. „Wer ist da?“

„Ich bin es, Pater Wolfgang, Käthe Schenk. Ich weiß mir nicht mehr zu rathen und zu helfen. Laßt mich ein!“

„Es geht nicht, Kind, es ist alles fest verschlossen. Jesus Maria, was willst Du so spät, was ist denn geschehen?“

„Ach Gott, der Vater ist heute Morgen, wie sie das Kloster stürmen wollten, zum Herrn Grafen von Stolberg gegangen, um Hülfe zu holen, und wollte schon Mittag wieder da sein, und ich warte immer noch auf ihn. Der böse Kunze Dittleph ist mit den Aufrührern mitgezogen.“

„Ich weiß es wohl, Kind; aber wenn er nicht wäre, hätten sie uns das Haus angebrannt. Der alte Cyriax ist heute gegen Abend wieder vom Hohnstein gekommen, und hat mir erzählt, daß sie den Kunz zum Hauptmann gemacht haben. Es ist ganz gut so, da kann er Unglück verhüten, denn er ist ein braver Gefell, und sie haben ihn gern.“

„Allen Heiligen Dank!“ flüsterte das Mädchen vor sich hin. „Aber der Vater?“

„Beruhige Dich! Der wird morgen auch wieder kommen. Der Herr Graf wird ihn nicht fortgelassen haben, da die Gegend überall unsicher ist. Morgen wird er gewiß mit den Reifigen selbst kommen.“

„Ihr meint also, ich könne unbesorgt sein?“

„Allerdings Käthe, geh' in Frieden!“

„Gute Nacht!“ und ängstlich wie ein Reh huschte sie wieder davon. Schon ist sie an der Hütte und schließt die Thür auf. Da, was hängt hier am Schlosse? Mit zitternden Fingern nahm sie das Päcklein und löste oben im Stübchen den Faden. Aus ihrer Umhüllung fiel die Kapsel heraus, die der Spielmann Kunzen gestern Abend im „Rothen Hahnen“ geschenkt. Mit einem Schrei der Ueberraschung ließ sie das sonderbare Ding durch die Hände gleiten, und plötzlich sprang es auf und theilte sich in zwei Hälften. Ein Fläschlein lag darin, umwickelt mit einem Streifen Papier. Darauf stand geschrieben, sie erkannte sofort an den Zügen von wem:

„Ich bin dein, du bist mein,,
Deß sollst du gewiß sein!
Du bist verschlossen
In meinem Herzen,
Verloren ist das Schlüßlein,
Nun mußt du immer drinne sein.“

Ein Strahl der Freude zuckte über ihr Antlitz. Sie setzte sich in des Vaters Lehnstuhl am Fenster, und mit der Liebesbotschaft in der Hand wartete sie auf den Vater und schlummerte ein trotz ihres unruhvollen Herzens.

Aber Heinrich Schenck kam nicht, weder diese Nacht, noch den nächsten Tag. Warum nicht? Er war am Morgen quer durch den Wald hinüber gewandert nach Stolberg in der frohen Hoffnung, daß er Nachmittags mit einer Anzahl Gevappnetzer zur Aufrechterhaltung der Ordnung zurückkehren werde. Aber was für ein Schauspiel mußte er erleben! Graf Botho von Stolberg hatte als Geheimrath des Erzbischofs von Magdeburg in guter Ruh auf einem Berathungstage in Kalbe gefessen, als ihm die Nachricht von dem bösen Aufruhr in seinem Lande kam. Als bald sattelte er sein Roß und kam

just mit seinem Hüttenmeister zur selben Zeit auf seinem Schlosse an. Dort fand er einen Haufen von etwa 300 Bauern vor, die von ihm verlangten, er solle etliche Artikel geloben. Das versprach er denn auch. Herr Botho war ein mildglicker Mann und wohl beliebt bei seinen Unterthanen und glaubte, der Haufe würde damit zufrieden sein; aber er irrte sich. Sie bewachten ihn nachtüber in seinem Schlosse wie einen Gefangenen. Da wurde ihm bänglich zu Muth, und er entwich am frühen Morgen über die Schloßmauer. Sein Leibjäger brachte ihm zwei Rosse nach, und so ritt er gen Wernigerode, um bei seinem Vetter Hülfe zu holen. Wie die Bauern merkten, daß sie überlistet waren, ergriffen sie mehrere seiner Diener als Geiseln und unter ihnen den Hüttenmeister. Der mußte sich wohl oder übel fügen; und da man wußte, daß ein Theil des Hauptheeres der Rebellen sich in der Nähe des Klosters Walkenried befand, so beschloß man, ihn dorthin zu bringen.

Vier Mann aus dem Haufen übernahmen das Geschäft und schlugen den Weg über Neustadt nach Walkenried ein. In Neustadt stießen sie auf die Isfelder.

Fröstelnd und überwacht saß Dittleph an dem verglimmenden Wachtfeuer, als ihm gemeldet wurde, daß Bauern einen Gefangenen brächten, der nach Walkenried transportirt werden sollte. Welch ein Wiedersehen zwischen Runz und dem Vater seines Mädchens, zwischen dem Arbeiter und seinem Vorgesetzten! Es war weniger peinlich für Heinrich Schenk, der im Bewußtsein einer guten That gehandelt hatte.

In der Seele des nunmehrigen Rebellenführers aber kämpften Scham und Trog. Doch es gab keine Zeit, zu überlegen. Mit Hohnschrei wurde der Hüttenmeister von

des Pfeifers Rumpanen empfangen, es fehlte nicht viel, so hätten sie sich thätlich an ihm vergriffen. Und was konnte dem Alten erst in Walkenried zustoßen, wenn er als Verräther einer ihm unbekannten Rotte in die Hände gerieth? Es blieb für Kunz nichts übrig, als persönlich für den Hüttenmeister einzutreten; zudem schrie der Haufe, da in Neustadt alles aufgegessen und ausgetrunken war, stürmisch nach Ausbruch.

Noch in der Nacht hatte Kunz bei sich wohl überlegt, daß er am nächsten Morgen der ihm unliebsamen Pflicht entsagen und wieder seine Arbeit in der Hütte antreten wolle. Aber schon war er nicht mehr Herr seines Willens, da es galt, ein ihm theures Leben zu retten. Alle diese Gedanken wirbelten ihm im Sturm durch den Kopf, und so gab er den Befehl zum Ausbruch, ohne mit Heinrich Schend auch nur ein Wort gewechselt zu haben. Eine leicht erklärliche Scheu und die Rücksicht auf das Mißtrauen des Haufens veranlaßten ihn, sich auf dem ganzen Marsche von dem Gefangenen fern zu halten. Ach, Kunz hätte sonst etwas darum gegeben, heute mit der Schürstange am Schmelzofen zu stehen! Aber so zieht ein leichtsinniger Schritt ungeahnte üble Folgen nach sich, und der Mensch wird fortgerissen von dem Schicksal, dem er sich unbedachterweise anvertraut hat. Wer hätte nicht einmal im Leben dieselbe Erfahrung gemacht? Es gab für ihn kein Zurück mehr, nur ein Vorwärts.

Und was mußte er nun mit ansehen! Schon die Tage vorher hatten die Bauern nach bestem Unverstand in Walkenried gewüthet. Vorsorglich zwar hatte der Abt Paulus, ehe er mit seinen Mönchen vor den „christlichen Brüdern“ geflohen war, die Schlüssel an den Thüren stecken lassen, um das Einschlagen derselben zu verhüten. Und solange man zu

essen und zu trinken fand, verhielt man sich auch leidiglich ruhig. Aber Alles hat ein Ende selbst auch die Vorräthe eines Klosters an Wein und Fleisch. Darauf holte man, was an Getreide und Hülsenfrüchten auf dem Boden lag, herunter und kochte es in den großen Braupfannen, wobei man aus liebem Uebermuthe das Feuer mit den kostbaren Handschriften der Klosterbibliothek unterhielt, während doch der Wald gleich hinter dem Kloster Holz in Fülle bot. Eisyriar, wenn Du doch dabei gewesen wärest!

Die Grafen Ernst und Heinrich von Klettenberg kamen alsbald herbei, um das von ihren Vorfahren gestiftete Kloster zu retten. Aber wie erging es ihnen! Man brachte sie unter starkem Geleit nach dem Dorfe Ebeleben, in der Nähe des Städtchens Frankenhäusen am Kyffhäuser, allwo der Herr des Aufbruchs, der Apostel und Gottesmann Münzer, Residenz hielt. Dort mußten sie vor ihm ein peinliches Verhör ausstehen, und als sie dasselbe leidlich bestanden, noch stundenlang vor der Menge ausharren, „ob sie etwa Jemand beschuldigen wolle.“ Da dies nicht geschah, wurden sie wieder nach Balkenried entlassen und hatten dort bei den christlichen Brüdern vielerlei Unbill zu ertragen. Eben marschirte Runze Dittleph mit seinem Haufen ein, als sich ihm ein sonderbarer Anblick bot. Von dem Geiersberg, der oberhalb des Klosters liegt, zog eine Schaar in Reih' und Glied herunter, geführt von einem Mann in Schäferkleidung.

„Wer bist Du?“ herrschte ihn derselbe an.

„Mit Verlaub“, redete der Pfeifer dazwischen, „das ist Runze Dittleph, den haben sich die aus Isfeld und den andern Orien zum Hauptmann erwählt.“

„Und Du?“ fragte Runz.

„Hans Arnold, der Schäfer aus Bartholtsfelde, der Obersterer von Walkenried. — Wen habt Ihr denn da?“ Er deutete auf den Hüttenmeister.

„Ich dünkte, Du kenntest mich, Hans“, fiel der Hüttenmeister ein. „Dein Bruder hat eine Weile Erz geglüht in meiner Hütte. Hab’ Noth genug mit ihm gehabt.“

„Oder er mit Dir, Heinrich“, entgegnete Hans Arnold, „deß sollst Du mir Antwort stehen.“

„Er ist ein Verräther“, erscholl es aus dem Haufen hinter Kunz.

„Mit nichts“, antwortete derselbe. „Mein ist der Mann, ich stehe für ihn ein.“

„Pfeift’s aus dem Loch?“ höhnte der Schäfer.

„Haltet Frieden, Ihr Brüder“, rief beschwichtigend der Pfeifer darein.

„Dho“, entgegnete Hans Arnold, „wir sind noch Anderer Herr geworden, meinst Du nicht, Bruder Ernst?“

Der also Angeredete war der Graf Ernst von Slettenberg, den die christlichen Brüder bei seiner Rückkehr von Ebeleben gezwungen hatten, an ihren Marschübungen theilzunehmen.

Der Graf antwortete: „Ei, Hans, sei still! das Bier ist noch nicht in dem Fasse, darin es gähren soll.“

Da schwoll dem Schäfer der Kamm, und schon wollte er sich unwirsch gegen den Grafen erheben, als der Pfeifer dazwischen sprang. „Laßt’s gut sein, Herr Graf! wir sind Freunde, mein’ ich, und haben auf dieselben Artikel geschworen.“

Der Graf nickte flüchtig. Aber Kunz und der Schäfer waren seit diesem ersten Zusammentreffen unversöhnliche Feinde. Mit Ingrimme war der Hüttenmeister Zeuge dieses Auftritts gewesen; aber trotzdem Kunz für ihn eingetreten war, hatte

er ihm deß keinen Dank, und mürrisch saß er inmitten des Laufens seiner aufrührerischen Arbeiter auf der Wiese nahe an dem Flößchen Wieda, wo ihm ein Platz zur Rast angewiesen wurde. Von hier aus sah er das Treiben der Aufrührer mit an, und mußte Zeuge von Scenen sein, die seinen Groll nur noch steigerten. Um Fässer gestohlenen Weines und Bieres lagerten im wüsten Durcheinander Männer und Weiber und jubelten und tobten, bis sie sinnlos betrunken in das Gras fielen. Dort saßen wilde Gesellen in einer Ecke an der Kirche und würfelten um geraubtes Geld und ließen dabei wüste Reden fallen. Hier tanzten angetrunkene Bauern mit verwahrlosten Dirnen. Er selbst entging Verspottungen und höhnischen Schimpfreden nicht. Alle Bande der Ordnung und Sitte schienen unter diesem wilden Volk aufgelöst zu sein. Mit Schmerz und Abscheu wandte er die Augen von diesem Gebahren. Auf einmal stieg der Gedanke an seine verlassene Tochter in ihm auf. Stöhnend fuhr er mit der Hand über die Augen und versank in dumpfes Brüten. So saß er lange, seinen trüben Gedanken überlassen, bis die Abenddämmerung hereinbrach. Ein leichter Schlag auf die Schulter schreckte ihn plötzlich auf. Er richtete sich von dem Strohbündel, das man ihm für die Nacht gereicht hatte, empor; eine Gestalt kauerte neben ihm.

„Still, Heinrich“, zischelte es. Er erkannte die Stimme des Pfeifers.

„Mich schickt Runze Dittleph!“

„Was ist sein Begehr?“

„So Ihr Urfehde schwören wollt, Hüttenmeister, daß Ihr keinem Eurer Leute etwas nachtragen wollt, schneide ich

Eure Fußfessel mit einem Ruck sofort durch, und Ihr möget entschlüpfen!"

"Laßt mir fünf Minuten Bedenkzeit!"

"Das ist lange, die Späher lauschen allerorten."

Ein harter Kampf entstand in der Brust des ehrenfesten Mannes. Aber die Sehnsucht nach seiner Tochter wurde verdrängt durch die Erinnerung an die ihm angethane Schmach. Vor seinen ihm untergebenen Leuten hatte er in Fesseln erscheinen müssen wie ein Verbrecher. Nur wenn man ihm seine Ehre gewissermaßen wiederherstellte, glaubte er nachgeben zu können, und so entgegnete er nach kurzem Besinnen dem Pfeifer: „Arfede will ich schwören, wenn Ihr mich frei und offen am Tage loslassen wollt.“

"Das ist unmöglich, Heinrich, seid froh, wenn Ihr so entkommen könnt!"

"So verzichte ich darauf."

"Heinrich, es wird Euch leid thun morgen, und morgen ist's zu spät."

"Komme, was da wolle, ich habe nichts Unrechtes gethan!"

Ein Pfiff ertönte, der Pfeifer verschwand wie ein Schatten.

Wenige Augenblicke darauf kam mit schwerem Schritte eine Wache daher und musterte den Fleck, wo der Hüttenmeister lag. Er that, als läg' er in tiefem Schlaf; aber noch lange gingen ihm die Gedanken hin und her. Was mochte Kunz bewogen haben, ihm den Pfeifer zu schicken? Stand es schlecht um die Sache der Rebellen? War es geschehen aus alter Anhänglichkeit an den Vorgesetzten?

Aber Kunzen hatten ganz andere Gründe zur Absendung des Pfeifers bewogen, und mit Schrecken vernahm er bei der Rückkehr desselben die abschlägige Antwort des Hüttenmeisters.

„So kann ich ihn nicht retten,“ murmelte er vor sich hin, denn er fürchtete mit Recht, daß er mit Hülfe seiner Kameraden nicht im Stande wäre, ihn der von Hans Arnold aufgeregten Volksmenge zu entreißen. Gewaltthätige Reden hatte er den Tag über gegen den Hüttenmeister fallen hören, die vermuthen ließen, daß der Schäfer aus Bartholfsfelde die ihm blindlings gehorchenden Bauern gegen die Isfelder und ihren Hüttenmeister aufgereizt hatte. Was nun thun? Ach, am liebsten hätte er dem Alten die Bande selber gelöst und wäre mit ihm Hals über Kopf dem widerlichen Treiben entflohen. Aber er hatte seinen Kameraden das Wort gegeben, treu zu ihnen zu stehen, und eher wollte er sterben, als sein Wort brechen.

Armer Kunz! Die zweite Nacht, seitdem er Rebellenhauptmann geworden, brachte ihm abermals keinen Schlaf; ruhelos und sorgenvoll wälzte er sich auf seinem Heulager hin und her, und oft flogen seine Gedanken fort nach Isfeld zur Herzliebsten. Hätte er gewußt, in welchem Zustande sich das verlassene Mädchen in diesem Augenblick befand, hätte ihr Vater eine Ahnung davon gehabt, sie hätten sich Beide auf der Stelle versöhnt, um dem Wesen Trost zu bringen, daß ihnen Beiden so theuer war.

Kätze saß wieder wie am vorigen Abend im Sorgenstuhle am Fenster und lauschte in die Nacht hinaus. So hatte sie den ganzen Tag gesehnen, ohne einen Bissen zu essen oder einen Schluck zu trinken, und war durch das fortwährende erfolglose Warten in einen Zustand fieberhafter Aufregung gerathen. Sie war auch noch einmal zu Vater Wolfgang gegangen und hatte erfahren, daß man ihren Vater gefangen und gebunden nach Walkenried geführt. Aber sie wußte nicht,

daß er unter Kunze Dittlephs Obhut war. „Er ist unschuldig, sie werden ihn loslassen,“ so sagte sie hundert Mal den Tag über zu sich; aber er kam nicht und ihre Angst wuchs stündlich. Daß ihr von Vater Wolfgang angerathene Gebet hatte ihr keinen Frieden gebracht, dann fing sie nach Mädchenart leise an zu weinen, dann schloß sie erschöpft ein, und nun erwachte sie wieder. Wieder allein! Der Rienspan, den sie statt des kostbaren Wachslichtes angebrannt, war erloschen. Fröstelnd erhob sie sich, und der ganze Jammer ihrer Hilflosigkeit überkam die Einsame von Neuem. Wie von einem plötzlichen Entschluß getrieben, zündete sie jetzt Licht an und schritt hinaus in die Küche. Dort nahm sie eine für unsere Anschauung ganz wunderliche Handlung vor. Sie füllte ein Näpfchen mit Wasser, schlug ein Ei am Rande desselben entzwei und ließ die von Eiweiß freigemachte Dotter vorsichtig in das Wasser gleiten. Darauf schlug sie drei Kreuze über das Näpfchen und stellte mit einer gewissen Feierlichkeit folgende Frage:

Sage mir, gesegnet Ei,
Ob mein Vater am Leben sei?“

Der Volksglaube behauptet nämlich, daß derjenige, um den man besorgt ist, sich wohl befinde, wenn das Eidotter am nächsten Morgen im Wasser noch ganz in derselben Gestalt im Wasser schwimmt, wie am Abend vorher; erscheint es aber breitgedrückt, so ist der Betreffende in großer Noth, ist es aber zerflossen, so kann er sogar todt sein.

Nachdem Rätke die Frage gestellt, bekreuzte sie sich Brust und Stirn und legte sich, ein echtes Kind ihrer Zeit, von naivem Aberglauben noch ebenso sehr befangen, als ihre

noch viel weniger gebildeten Gespielinnen im Orte, beruhigt nieder; denn das Orakel mußte ihr Gewißheit bringen.

Während sie noch im Morgenschlummer lag, bereitete sich in Walkenried in aller Frühe ein ungewöhnliches Ereigniß vor.

Nichts ist für den Führer einer revolutionären Menge nothwendiger, als dieselbe in guter Laune zu erhalten, und da nach der Ansicht nicht nur der Gelehrten die gute Laune wesentlich von der Befriedigung des Magens abhängt, so gerieth der Oberanführer des Walkenrieder Hausens, der Schäfer Hans Arnold, in nicht geringe Bedrängniß. Das Land ringsum war ausgegessen, des Klosters Küche und Keller leer, was nicht niet- und nagelfest war, längst gestohlen, sogar den großen kupfernen Weiskessel an der Pforte des Kreuzganges hatte man zer schlagen, und, als dies nicht gelang, zerschmelzen wollen. Aber auch das war unausführbar.

Was nun? Hans Arnold saß mit seinen Kumpanen sorgenvoll zu Rathe. Noch war keine Botschaft von Thomas Münzer gekommen, daß man zu ihm stoßen solle. Aber gethan werden mußte doch etwas, und an den kriegerischen Uebungen fand man keinen Gefallen mehr.

„Wenn man den Hüttenmeister hängen könnte, so gäb' doch das eine Abwechslung,“ meinte der Schäfer; aber Barthel der Pfeifer trat diesem Vorschlag mit der wohlangebrachten Bemerkung entgegen, daß man dadurch leicht die Hüttenmänner erbittern könne, und mit denen sei nicht zu spassen, da sie kräftige Fäuste hätten und eiserne Stangen mit sich führten. „So steckt das Kloster an, das Pfaffenest ist so wie so rein ausgeplündert und nichts mehr darin zu holen!“ rief unmuthig Hans Arnold.

„Dho“, entgegnete der Pseifer, „hängt doch die große Glocke noch im Thurm!“

„Ei, so laßt uns die herunterholen!“ warf ein Dritter ein.

„Da hast Du Recht, Hannickel, das gibt doch einen Spaß!“ bestätigte Hans Arnold. Und so war man wenigstens einen Tag wieder der Sorge um die Beschäftigung der müßigen Menge überhoben.

Raum wurde es im Lager lebendig, so wußte man schon überall, daß die große Glocke zerschlagen werden solle; die Stücke würden als Beute vertheilt. Also heidi los!

Von der prächtigen Klosterkirche aus, die in Kreuzesform gebaut war, stieg man hinauf in den Thurm, der sich über den Durchschnittspunkt der Kreuzesform erhob. Sechs Bauern hingen sich an den Glockenstrang und suchten durch gewaltiges Anschlagen des Klöppels die Glocke zu zersprengen, aber vergebens! Da gab ein Zimmermann den Rath, man solle das steinerne Säulenwerk des Thurmes rundherum über dem Kirchendache abhauen und dann den Thurm mit Seilen herunterreißen.

Die Wallenrieder Kirche war eines der großartigsten und schönsten gothischen Bauwerke in ganz Deutschland; noch heute erregen die ehrwürdigen Trümmer des Klosters das Staunen eines Jeden, der einmal an dieser Stätte vorüber wandert. Aber der Vorschlag des Zimmermanns wurde von der ungebildeten und heutegierigen Menge mit Jubel vernommen, und der böse Rathgeber selber gezwungen, mit Hand anzulegen an die Ausführung seines Vorschlages.

Nachdem die wundervoll in Stein gemeißelten Säulen durchgehauen und hinuntergestürzt waren, befestigten die Bauern an der Spitze des Thurmes hanfene Seile und eiserne Ketten,

verbanden dieselben mit der vor dem Kloster stehenden mächtigen Linde und sägten dieselbe an, damit sie im Sturz den Thurm mit herunter reiße.

Es war eine jener eigenartigen Scenen, wie sie nur die Revolution aufweist: eine Anzahl übermüthiger Männer, die aus bloßer Zerstörungslust, und um etwas anzustellen, einen herrlichen Bau zu vernichten im Begriffe sind und sich dabei wie Knaben geberden. Ringsherum eine neugierige Menge; Mancher darunter, der die Thorheit dieses Beginnens einsieht, aber nicht den Muth hat, Widerspruch dagegen zu erheben. Andere, denen es nur darauf ankommt, im Trüben zu fischen, stehen gleichgültig dabei, denn Geld und Gut ist ja nicht zu rauben. Drei oder vier aber geberden sich wie Wahnsinnige, und toben und schreien herum.

„Um einen Hasen haben sie meinen Sohn gehenket, der Tag der Vergeltung ist da“, schrie das Weib aus dem Haufen des Pfeifers, indem sie um die Linde herum tanzte, während die Säge knirschend durch das Mark des Baumes fuhr.

„Zurück, Hanne, da ist kein Platz für Dich!“

„Ihre Häuser werden zusammenstürzen, und ihre Häupter werden fallen, wie das Korn unter der Sichel, Halleluja!“

„Hanne, der Baum stürzt, komm hierher!“ Aber kaum war der Warnungsruf erschollen, als eine unvorhergesehene Katastrophe eintrat. Noch war der Stamm der Linde nicht zu drei Vierteln zerschnitten, da brach plötzlich ein Windstoß herein, und krachend neigte sich der Baum und stürzte, ehe man es vermuthet, die Wahnsinnige unter seinen Zweigen begrabend. Plötzlich tiefe Stille, dann ein Schrei des Entsetzens; oben neigte sich der Thurm, und ehe noch die Bauern und der Zimmermann, denen ein Warnungsruf noch nicht zu-

gegangen war, sich retten konnten, prasselte das Gebälk zusammen, schlug das Kirchendach durch und zerschmetterte die Leiber der Zerstörer.

Der barbarischen Unthat war die Strafe auf dem Fuße gefolgt. Die Frevler am Heiligthum des Herrn lagen todt oder mit zerbrochenen Gliedern am Boden. Ein Schauer ergriff die Menge; in die bange Stille hinein aber rief mit schallender Stimme und weithin vernehmbar der Hüttenmeister: „Gottes Gericht!“ und keiner rührte ihn an.

„Hüttenmeister, so Euch Euer Leben lieb ist, seid still, sie werden Euch zerreißen!“ rief Kunze ihm zu.

„Mein Leben steht in Gottes Hand, hüte Du das Deine! Daß solch eine Unthat geschehen konnte, hast Du mitverschuldet.“

Schon ertönten Rufe wie: „Stopft doch dem Alten das Maul!“ und die Menge drängte sich herzu, als von der anderen Seite der Kirche her Geschrei und Gelächter erscholl, welches die Aufmerksamkeit der Wüthenden von dem alten Hüttenmeister ablenkte.

Ein junges Mädchen mit fliegendem Haar und allen Zeichen des Entsetzens im Antlitz kam daher gelaufen, hinter ihr drein lachend und johlend eine Anzahl junger Burschen, an ihrer Spitze Hans Arnold der Schäfer. „Hierher, Hans Arnold, laß die Dirne!“ schrie man ihm entgegen, „ein Unglück ist geschehen.“

„Weiß schon! Komme gleich, erst muß ich das Käggchen einfangen.“ Mit drei mächtigen Sprüngen hatte er das Mädchen erreicht, welches eben um die Ecke der Kirche dem Lagerplatz der Hüttenmänner zueilte.

„Vater, zu Hülfe! Kunz, rette mich!“ Da hielt sie

schon der Verfolger lachend fest; mit einem Wehgeschrei sank sie zusammen. Das Mädchen war Rätthe.

Ihr erster Gang am Morgen des neuen Tages war nach dem Abends vorher angestellten Lebensorakel gewesen. Mit Schrecken hatte sie gewahrt, daß das Ei in dem Wassertruge ganz zusammengedrückt dalag. Einmal unter der Macht des Aberglaubens gestellt, war ihr jetzt ein ruhiges Ueberlegen nicht mehr möglich, und hastig kleidete sie sich an, um ihren Vater, den sie in großer Noth glaubte, persönlich aufzusuchen. Alle Rücksichten, denen sich sonst ein zages Mädchenherz unterwirft, schwanden vor der Angst um das Leben des Einen, auf den sie sich verlassen konnte. Und so schritt sie tapfer durch Wald und Feld direkt auf Walkenried los. Wenn sie unterwegs Jemanden daher kommen sah, überkam sie doch wieder ein beklemmendes Gefühl, und sie duckte sich hinter einen Baum. Schließlich aber kam sie glücklich, indem sie das Städtchen Elrich umging, bis auf den Geiersberg oberhalb Walkenried. Wer ein scharfes Auge hat, kann noch heute von da oben aus die Ruinen des Klosters übersehen. Im Gebüsch kauend sah sie kaum zweihundert Schritt von sich drüben jenseits der Wieda ihren Vater auf der Wiese sitzen, nicht weit davon stand Runz mit den Hüttenmännern. Vergebens strengte sie ihre Stimme an, um durch einen Ruf die Aufmerksamkeit der da drüben zu erregen, er verhallte machtlos in dem Geschrei der Menge, die erwartungsvoll ihre Blicke nach dem Zerstörungswerke über dem Kirchdach richtete. Noch blieb ihr eins übrig; die Wieda zu durchwatten und so hinüber zu gelangen; aber das Ufer fällt vom Geiersberg aus schroff ab, und das Wasser ist, wenn auch nicht tief, doch reißend und kalt. So nahe ihrem Ziele erwachte in

ihr die mädchenhafte Scheu, und anstatt den Versuch zu wagen, schrie sie noch einmal hinüber und wieder. Da raschelte es im Gebüsch und vor ihr stand ein junger wüster Gesell. Er war von Hans Arnold hier oben hin Posten gestellt. Rätke fuhr erschrocken zurück und wollte entfliehen.

„Halt, Schatz, hier geblieben, mein bist Du!“

Eine wilde Jagd begann. Rätke lief, da des Flusses wegen hier keine Möglichkeit zum Entrinnen war, durch das Unterholz die Wieda aufwärts nach der andern Seite des Dorfes; der Bursche ihr nach, aber die Angst verlieh ihr Flügel. Da ist ein Fußsteig, da kannst du zum Kloster und zum Vater, also hinüber! O weh, gerade wie sie der Kirche zueilt, muß sie an dem Haufen des Schäfers Hans Arnold vorüber, der müßig dem tollen Treiben der Seinen zuschaut. Indem stürzt der Thurm herab, und in die darauf folgende Stille tönt der Ruf: „Fang sie, Hans, fang sie!“ Da huscht das Mädchen an ihm vorbei und er ihr nach. Jetzt hat er sie, jetzt hält er sie in rohem Scherz umfassen, da ertönt ihr Hilfschrei, und wie von einer Viper gestochen, wenden Kunz und der Hüttenmeister den Kopf und eilen auf Rätken zu.

„Zurück, Hans!“ donnert Kunz den Schäfer an.

„Was hast Du mir zu befehlen, Du Gelbschnabel!“

„Rätke, mein Kind!“ ruft der Alte, der trotz der Fußfesseln fast zu gleicher Zeit mit Kunz angekommen ist, und kniet neben dem erschöpften Mädchen nieder. Sie lag ohnmächtig da.

„Sie ist todt“, jammerte der Hüttenmeister; „weg, Ihr Beiden, was habt Ihr mit meiner Tochter zu schaffen!“

Indeß hatte sich um die Vier ein Kreis von Neugierigen gesammelt, vor allen die Hüttenarbeiter. „Ah, des Alten

Tochter!" lachte Hans Arnold. „Ein schönes Ding! Da lebt sie schon wieder."

Käthe schlug die Augen auf und richtete sich mühsam an ihrem Vater in die Höhe, indem sie sich verflört im Kreis umfaß.

„Ein hübscher Fang!" fuhr Hans lachend fort und tastete nach ihr.

Kunze Dittlaph sprang vor. „Wie, Du wagst, mit Deiner Hand sie zu berühren!"

„Was, Du willst mir befehlen, Bursche?" Hans zog das Schwert und trat Kunze drohend entgegen.

„Kunz", flehte Käthe, „kein Blut um meinetwillen, noch ist mir nichts geschehen!" Aber noch ehe sie sich zwischen die Beiden werfen konnte, war der Kampf im Gange.

„Her, Ihr Gesellen", rief Kunz und wirbelte sein Schüreisen um sich, so daß Hans Arnold zurückweichen mußte.

Aber sofort eilten auch die Anhänger des Schäfers in hellen Haufen herbei. Welch eine Scene! An der anderen Seite der Kirche herabgestürzte Trümmer und dazwischen zerbrochene Menschenleiber, umstanden von der erschrockenen Menge; hier die beiden Kämpfer einander gegenüber, und schon drohte der Zweikampf zu einem Massenkampf zu werden, da flog aus dem Haufen des Schäfers ein Speer auf Kunze Dittlaph zu und durchbohrte ihm die Brust, daß er sofort zusammenstürzte. Mit einem gellenden Schrei warf sich Käthe über ihn, während Hans Arnold, der alle Ursache hatte, einen Aufbruch im eigenen Lager zu vermeiden, die Seinen beschwichtigte und zurücktrieb; denn die Hüttenmänner, erbittert durch den Fall ihres Kameraden, hatten drohend bei ihm Ausstellung genommen und starrten auf den blutigen Körper hin.

In diesem Augenblick gewann der Hüttenmeister sein altes Ansehen wieder.

„Löst mir die Stricke!“ herrschte er die Rathlosen an. Es geschah.

„Und nun tragt ihn in die Kirche, daß kein Aufsehens geschehe!“

Schweigend kamen sie seinem Befehle nach und trugen den schwer Verwundeten durch ein Seitenpförtlein hinein; Käthe wandte hinterher.

„Ihr besetzt diese Pforte, Ihr dort das Hauptthor, Ihr den Eingang zum hohen Chor vom Kloster her.“

Die Hüttenleute kamen ohne Weiteres dem Befehle ihres Meisters nach im Bewußtsein einer begangenen Pflichtwidrigkeit.

„Und Ihr hier bringt Runzen in die Seitenkapelle dort!“ Sie legten ihn in einer Ecke nieder. „Das ist Euer Werk mit“, sagte Heinrich Schenk, „Gott vergeb's Euch, Ihr seid genug gestraft!“ Dann kniete er neben Runz nieder, legte ihm sein zusammengerolltes Wams unters Haupt und untersuchte die Wunde. Käthe half ihm dabei.

„Wie steht's, Vater?“

„Es ist schwer zu sagen, Kind, aber es scheint ihm an's Leben zu gehen.“ Während er die Wunde kunstfertig verband, saß Käthe leise weinend zu Häupten des geliebten Mannes, der bewußtlos dalag.

Draußen aber gruben die Bauern auf dem Klosterkirchhof ein tiefes Grab und legten ihre zerschmetterten Genossen und das wahnsinnige Weib ohne Sang und Klang hinein. Der Schreck über das unerwartete Unglück und die tödtliche Verwundung des stattlichen Mannes, der in der Kirche lag, war in Aller Glieder gefahren. Gegen Mittag zog eine ganze

Anzahl der ernüchterten Bauern heim, so daß Hans Arnold sich veranlaßt sah, um den Muth der Zurückgebliebenen zu beleben, einen Plünderungszug nach einem ferner gelegenen und noch nicht ausgeraubten Dorfe zu unternehmen.

Raum waren die Leuten seines Hausens aus dem Bereich des Klosters, als der Pfeifer sich dem Hauptportal näherte. „Liegt er noch drin?“

„Ja!“

„Ruft mir den Hüttenmeister!“ Heinrich kam. „Nun, Barthel, seid Ihr jetzt zufrieden?“

„Laßt das Gerede und rettet Euch! Benutzt Ihr den günstigen Augenblick nicht, so stecken sie Euch morgen die Kirche über dem Kopf an; Hans Arnold hat es zugeschworen.“

„So legt selbst hier Hand mit an!“

„Kann ich nicht, überall wacht der Berath. Aber laßt mich den lieben Jungen einmal sehen!“

Sie traten in die Kirche. Das durchbrochene Gewölbe ließ eine Fülle von Licht herein, im Mittelschiff lag das hereingestürzte Gebälk mit Quadersteinen wild durcheinander. Der Pfeifer untersuchte den Vermundeten lange und sorgfältig, und ängstlich sah Rätke seinem Gebahren zu; denn das fahrende Volk jener Zeit wußte wohl Bescheid um solche Gebrechen.

„Er wird es aushalten, wenn Ihr ihn auf einer Trage heimschafft. Hier ist ein Balsam, Jungfer, den legt ihm auf, täglich zweimal!“

Er übergab Rätken ein Fläschlein.

„Pfleget ihn gut!“ Rätke lächelte schmerzlich.

„Alle drei Tage sollt Ihr eine andere Büchse haben. Lebt wohl!“

Zwei Stunden darauf trugen die Hüttenmänner auf einer

aus grünen Zweigen geflochtenen Bahre ihren fiebernden Kameraden nach Ilfeld. Vater Wolfgang nahm den Verwundeten in seine Zelle. „Wär' er gestern nicht dabei gewesen“, sagte er, „so läge heute hier ein Aschenhaufen.“ Er hat nicht Vater und Mutter mehr, so nimmt sich das dankbare Kloster seiner an.“

Und wochenlang lag Kunz in wilden Phantasien, indeß das Rad der Weltgeschichte unentwegt weiter rollte.

Noch war die aufrührerische Bewegung überall in Nordthüringen im steten Wachsthum begriffen. Der Graf Heinrich von Schwarzburg mußte vor einem wüthenden Haufen, den Klaus Hake anführte, aus seiner Stadt Sondershausen hinter die festen Mauern von Nordhausen flüchten. Auch in dieser Stadt selbst regte sich die Empörung; der Rath konnte nicht hindern, daß die durch Agitatoren aufgehezte Menge einige Klöster in den Vorstädten und verschiedene Edelhöfe in der Umgegend plünderte; aber zum Glück zog der wilde Haufen am 15. Mai unter Führung von Hans Röhner hinaus, um sich mit den christlichen Brüdern in Walkenried zu vereinigen. Denn nunmehr war die Weisung von Thomas Münzer, der mit dem Hauptheer bei Frankenhäusen am Kyffhäuser lagerte, an Hans Arnold gekommen, zu ihm zu stoßen, da eine Schlacht bevorstehe.

Was aber auch geschah, alle drei Tage kam ein Bote von Barthel, dem Pfeifer, mit einem Fläschlein Balsam und einem Gruße. Dann ging es an's Erzählen, und man hörte, daß die thüringischen Herren und Grafen mächtig rüsteten, um dem tollen Treiben mit einem Schlage ein Ende zu machen. Dem Grafen Ernst von Clettenberg war es gelungen, den Walkenriedern zu entfliehen. Am 14. Mai brachen dieselben

auf das Geheiß des Propheten auf, plünderten unterwegs noch tapfer und schrieben von der Glarichsmühle aus an ihren „lieben Bruder Ernst von Clettenberg und Hohnstein“: „Gnade und Friede von Gott unserm Herrn. Wir fügen Euch zu wissen, daß die christliche Versammlung auf der Wiesen bey der Glarichsmühle beysammen ist. Ist demnach unsere freundliche Bitte, Ihr wollet auf diesen Morgen früh bei uns am gemeinten Orte erscheinen, denn wir mit Euch zu reden haben, daran Euch und uns merklich gelegen ist.“

„Aber der liebe Bruder Ernst ist nicht gekommen“, sagte des Pfeifers Schwestersohn, der diesmal den Balsam gebracht, „und ich muß fort, denn die Nordhäuser wollen morgen zu uns stoßen, auf daß wir gen Frankenhäusen ziehen und den Herren den Garaus machen.“

„Wünsche Euch des Teufels Beistand und einen eisernen Hals!“ entgegnete der Hüttenmeister.

„Und von mir bringt einen Gruß an den Pfeifer“, setzte Rätke hinzu, „und sagt, das Schlimmste wäre mit Kunz überstanden, aber zum Bewußtsein sei er immer noch nicht gekommen!“

Der Bursche nickte und grinste und ging fort.

Es ist viel und rührend in Romanen geschrieben, wie junge Mädchen den todtkranken Liebsten gepflegt. Das war hier nicht der Fall. Kunz lag im Kloster unter Pater Wolfgang's sicherer Hut und Hand. Wohl ging alltäglich Rätke hinauf, um sich zu erkundigen, sah auch wohl einmal durch die geöffnete Thür den Kranken auf seinem Schmerzenslager, aber sonst schaffte sie daheim; denn es gab viel zu besorgen, da die Hüttenmänner ihre Arbeit klüglicherweise sofort wieder aufgenommen. Freilich schaffte sie stumm und still und wurde

blaß dabei. Kein Wort der Klage kam über ihre Lippen, ach, auch kein Wort des Frohsinns mehr! Wohl vermistete der Vater das fröhliche Geplauder der Tochter, aber er schwieg ebenfalls. Es hätte in seiner Macht gelegen, Rätthen den Mund zu lösen, denn er wußte, was in ihrem Herzen vorging, und doch konnte er vom Groll gegen Runze Dittleph nicht lassen. „Er hat gesündigt und mag's nun büßen! Wollt' ihn Gott gesunden lassen, aber wir sind geschiedene Leute!“ hatte er einmal so halb in Gedanken vor sich hin gesagt. Da wurde Rätthe noch blässer, als sie schon war, und eine große Thräne rollte ihr über die Wange. Seitdem lebten Vater und Tochter in stummem Kampfe nebeneinander her.

Der Balsambringer war zum letzten Mal am Abend des 14. Mai gekommen. Tags darauf erschien er unerwartet wieder mit einem Brief an Vater Wolfgang. Darin stand geschrieben: „Gruß zuvor! Es ist alles aus. Die Herren haben den Propheten heute Morgen bei Fränkenhausen tüchtig ausgestäupet, und sein Bölklein ist geflohen in alle Winde. Kam Einer davon und stieß auf uns, da wir mit den Nordhäuser Kumpanen ausziehen wollten gen Fränkenhausen. Da fuhr ein Schreck unter den Hausen, und haben ihre Hauptmänner verlassen. Anbei eine große Flasche Balsam, und kann keinen mehr schicken, muß igund verborgen bleiben. So Runz helle wird, steckt ihm untenstehend Sprüchlein zu, ich hab' es ihm künstlich erdacht! Der schönen Rätth' einen Gruß! Dies meldet Barthel der Pfeifer. Geschrieben durch Jockel Sezepfandt.“

Darunter stand:

Die Königin von Engelland,
Die geht in Samnit und Seide;

Doch kalt wie ihr Geschmeide
Ist Mund und Herz und Hand.
Und gäb' sie mir die halbe Welt,
Ich sollt' ihr König sein,
Ich thät' es nit, denn mir gefällt
Mein Mädcl, die Kathrein.
Ahi, mein Schatz, wie bist Du fein!
Möcht' ohne Dich kein König sein!

Vater Wolfgang lächelte. „So sage Deinem Ohm, es soll gethan werden, wie er wünscht. Wo steckt er denn?“

Der Junge schüttelte den Kopf. „Auch gut! Doch wenn ihn einmal im Wald nach einem Tröpflein gelüstet, Du weißt, wo ich wohne!“

Vier Wochen später saß Kunz zum ersten Mal im warmen Sonnenschein am Fenster im Lehnstuhl. Es war Frühling geworden, herrlicher Frühling. Im Unterland kommt er schon im Mai, hier am Harz, wo die kalten Ostwinde bis tief ins Jahr hinein wehen, schlagen die Buchen erst im Juni aus. O dieses junge Buchengrün! Das Herz jauchzt einem, wenn man's sieht. Aber man muß lange danieder gelegen haben wie Kunz, zum ersten Mal wieder aus der Nacht der Bewußtlosigkeit erwacht sein wie Kunz, um mit dem Gefühl die laue Vergluth einzusaugen, wie Kunz es that.

Das Haupt zurückgelehnt, die Arme auf der Decke, in die er bis zur Hüfte eingewickelt war, mit halbgeschlossenen Augen, so saß er da. In der Rechten hielt er des Pfeifers Brief, ein Rächeln spielte um seine blassen Lippen, und seine Gedanken wurden von dem Reim umschlossen: Möcht' ohne Dich kein König sein. Da öffnete sich leise die Thür, ein Schrei der Ueberraschung: „Räthe!“ — „Kunz!“

„Geh' nicht fort, Räthe, mir ist so wohl heute.“ Sie

blieb. Da saß der Mann ihr gegenüber, den sie im Herzen schweigend viele Wochen lang getragen, hülflos wie ein Kind, das Antlitz verklärt von Freude und vom Sonnenschein, der darüber hin zitterte, wenn durch den Ephen am Fenster der Wind zog. Ahnungsvoller Frühling draußen und in zwei Menschenherzen. Alle Quellen der so lang verhaltenen Liebe sprangen auf und das Geständniß derselben klang nicht minder süß, als das Lied der Nachtigall drunten im Fliederbusch.

„Und nicht wahr, Rätke, Du schickst mir Deinen Vater noch heute her, ich will Alles wieder gut machen!“

„Helf Gott dazu, bester Mann!“ Und froher Hoffnung voll ging sie heim.

Aber der Hüttenmeister erschien nicht! Heute nicht, morgen nicht. Eine ganze Woche lang wartete Kunz, auch kein Zeichen von der Liebsten kam, da hielt es ihn nicht länger. „Vater Wolfgang, ich muß Euch was gestehen.“ Und der Alte hörte zu und tröstete den Ruhelosen.

„Wollt Ihr mein Anwalt sein, Vater?“

Der Klosterbruder nickte. „So geht und bringt mir Nachricht.“

Ein Stündlein darnach kehrte er zurück. „Nun, Vater, Eure Miene kündigt nicht Gutes!“ — „Laß Dir erzählen, mein Sohn! Du weißt, die Hauptleute und Rottenmeister der Bauern sind gerechtfertigt mit dem Schwert. Unser Herr Graf hat die Hüttenmänner gnädig behandelt, auf Heinrich Schend's Fürsprache; für Dich will er kein gutes Wort einlegen.“

„Und Rätke?“

„Hat lange geweint und betet nun für Dich.“

„Weiß ihr Vater, warum?“

„Ich denke.“

„So geh' ich selbst zu ihm.“

„Gemach, mein Sohn! Gestern war der Frohnbote hier, und ich hab' Dir's weislich verschwiegen, weil's noch Zeit hatte. Wisse, Du bist geladen vor Gericht nach Stolberg und sollst erscheinen, wann Du stark genug bist für den Weg!“

„Besser heut' als morgen, Vater, wenn es so steht.“

„Du magst Recht haben, Kunz!“

„Und noch eine Liebe erweist mir! Es geht um Haupt und Hals, ich weiß es.“

„Nun, nicht so jach! ich werde zeugen für Dich, Kunz.“

„Nein, nein! Doppelt hab' ich mich vergangen, daß ich das Mädchen mir zugeeignet, da ich noch nicht Herr bin über mein Haupt. Rätke soll frei sein ihres Wortes, und so bringt ihr meinen Scheidegruß.“

„Das junge Blut! Immer wallt es gleich über.“

„Wann ist Gerichtstag, Vater?“

„In drei Tagen, Kunz.“

„So werd' ich mich stellen in drei Tagen!“

„Erst noch Kräfte sammeln, Du Uebermuth!“

„Ich bin stark genug, mein Haupt zum Bloß zu tragen. Je eher, je lieber. Was liegt mir noch am Leben?“

So war der Reif unvermuthet in einen Liebesfrühling gefallen. Im Ueberschwange des Glückes hatte Kunz die Welt vergessen; aber jede Schuld rächt sich auf Erden; nur manchmal erblicken wir den Richter nicht in Gestalt, wie Kunz ihn hier erblickte.

*

*

*

Er stand unter der Linde am Schloß in Stolberg. Vor ihm auf erhöhtem Steinstuhl saß der Graf, demselben zur

Rechten und Linken die zwölf Schöffen, ringsherum viel Volks; so ist es Brauch nach altem, deutschem Recht.

Kunz hatte seine Liebe niedergerungen, das Leben schien ihm werthlos, und was auch Pater Wolfgang auf der Fahrt durch den Wald zu ihm geredet, er lächelte nur. So kann's einem gehen, dachte er, als ein Schöffe sich erhob, ihn zu verklagen. Mit sehenden Augen blind, bemerkte er nicht, daß die Hüttenmänner mit ihrem Meister in dem Ring der Zuschauer standen und unter ihnen Rätke.

„So klag' ich Dich an“, schloß der Schöffe seinen Spruch, „da Du der Hauptmann gewest derer von Isfeld, des Auf-
ruhrs wider Land und Fürsten. Wer redet wider mich?“

Nun erhob sich der Graf: „So Jemand Fürsprache thun will, Herr oder Knecht, Mann oder Weib, der thu' es bei Lust und Licht unter dieser Linden an diesem Gericht!“

Da drängte sich Pater Wolfgang hervor: „Ihr Herren! Verführt ist dieser Jüngling, gedenket seiner Jugend! Auch hat er nicht Uebles gethan irgend einem an Leib oder Gut. Und ruf' ich an zu Zeugen die Hüttenleute von St. Johann, daß er das Kloster zu Isfeld bewahrte vor Mord und Brand gegen den großen Haufen. Wer will reden wider mich?“

Heinrich Schend trat herzu: „Pater Wolfgang hat recht geredet, doch hab' ich Kunz mit Fleiß gemahnet, zu bleiben bei Feuer und Erz, und hat dennoch nichts gesfruchtet. Wer will reden wider mich?“

Und wieder rief der Schöffe in die Menge hinaus: „Hat Jemand bei diesem Gericht noch etwas vorzubringen, der thue es vor dieser Bank. Aber Alles schwieg.

Da sprach der Graf: „Ihr Schöffen, so laßt uns finden

ein richtiges Urtheil!“ Sie traten in einen Kreis und beriethen sich.

Kunzen erschien Alles traumhaft. Bin ich noch krank? dachte er. Und wie aus ferner Weite klang es nun zu ihm herüber: „Runze Dittleph! Diemeil Du frei erfunden bist von Mord und Brand, sollst Du frei sein von Schwert und Strick! Hinwiederum bist Du gewesen ein Rottmeister derer Aufrührer und sollst meiden dies Land bei sieben Jahren und sollst leben in Elend (Verbannung) die ganze Zeit! So Du aber dies Land vorher begehst, sollst Du nicht haben darin Rast und Ruh', nicht Fried' und Freud'! Verflucht der Stein, auf dem Du sitzt, verflucht das Brod, das Du genießest, verflucht Dein Leib, verflucht Dein Leben und straflos, wer darum Dich straft! — Ein rechtes Urtheil haben wir gesprochen, wer spricht wider uns?“

Keiner trat vor für Kunz.

Da durchbrach Heinrich Schend's Tochter die Menge: „Mein Vater ist hart, daß er für Kunzen Dittleph nicht Einspruch thut. Vor Bedrängniß hat Kunz ihn bewahrt, als er bei den Bauern lag, und hat Leib und Leben beinahe lassen müssen für eine Jungfrau.“

Ein Murmeln des Beifalls ging durch die Menge, indeß der Hüttenmeister wortlos dastand.

„Ich bin nicht unbescheiden, daß ich für ihn spreche, denn mich hat er bewahrt vor Hans Arnold, dem Schäfer in Walkenried. Wer redet wider mich?“

Nur der Wind rauschte in der Linde. Da sprach der Graf: „Heinrich Schend, hat Eure Tochter die Wahrheit gekündet?“

Der Alte antwortete: „Ja, das muß ich bekennen!“

„So begnaden wir Dich, Kunze Dittleph, als oberster Richter in unserem Gericht auf drei Jahre. Hast Du's vernommen?“

„Ja.“

„Gehe davon!“

Die Menge zerstreute sich; bloß die Hüttenmänner blieben. Dort stand Kunz, hier der Hüttenmeister, zwischen ihnen Rätke. Sie ergriff des Liebsten Hand; „Herr Vater, ich kann nicht von ihm lassen. Er hat für mich geblutet und mit ihm muß ich gehen, Vater! Sei barmherzig!“

„Thu', was Du nicht lassen kannst!“ antwortete Heinrich zornig und wandte sich davon.

Noch am selben Tage zog Kunz in die Fremde, aber neben ihm ging als sein Weib Katharina Schend.

Der Hüttenmeister war nicht zugegen, als seine Tochter vor Vater Wolfgang in der Klosterkirche dem Landesverwiesenen Treue gelobte in Noth und Tod.

*

*

*

Weihnachten! Der Forst liegt tief verschneit. Schreiend kreist über den Klippen des Ifelder Thales der Weih, die Flocken fliegen. Glücklich, wer daheim sitzt!

Glücklich? Daheim sitzt Heinrich Schend im einsamen

Gemach. Dieselben eisernen Züge noch wie ehedem, aber sein Haar ist weiß geworden. Jetzt springt er auf und murmelt vor sich hin, jetzt steht er am knisternden Racheofen. Hei, wie die Funken sprühen! Darüber hatte Rätke als Kind sich oft gefreut. Rätke? Ach, verschollen, verloren! Hier saß sie auf der Ofenbank. Und seiner kaum noch mächtig, drückt der Alte die Hände in das Gesicht.

Horch, rief da nicht wer? Das klang doch — nein, nein!

„Hüttenmeister!“ — Richtig, da ist Einer.

„Wer ist da?“ ruft er zum Fenster hinunter.

„Macht auf!“

„Wer seid Ihr?“

Werdet Ihr gleich sehen.“ — Er schließt die Thür auf, ein alter Mann steht vor ihm.

„Kennt Ihr mich noch, Hüttenmeister?“

„Eure Stimme, Mann — Barthel?“

„Ja, Barthel, der Pfeifer!“

„Ihr zu mir? Hinaus, Berruchter!“

„Halt, Heinrich Schend! Ich weiß zwei Böglein wohnen, die in der Fremde sind.“

„Barthel, Mensch, hast Du mich zum Narren, so würg' ich Dich.“

„Hier ist mein Hals, doch laßt mich vorher reden!“

„Komm' herauf!“

„Das darf ich nicht, draußen an der Heerstraße warten
Zwei auf mich.“

„Barthel, Du machst mich wahnsinnig.“

„Soll ich“ . . .

„Vater“, schallt es von draußen.

„Kätke, meine Tochter“, ruft der Alte und stürzt hinaus.

„Vater, kannst Du vergeben?“

„Alles, Alles, Kätke! Wo ist er?“ .

„Dort am Schlitten, Vater! Aber still! Die Kinder schlafen darin.“

„Kinder?“ schluchzt Heinrich.

„Zwei, lieber Vater, ein Bube und ein Mädel!“

Da sank der alte, eiserne Mann in den Schnee und weinte. Es ist wohl vor Freude gewesen, und die ist ihm zu gönnen, denn seit fünf Jahren hat er keinen frohen Augenblick gehabt. Indes ist Kunz Schachtmeister geworden im Erzgebirge. Aber er ist nicht mehr lange dort geblieben, sondern nach Ilfeld gekommen und in des alten Heinrich Schend Stelle eingerückt. Der aber freut sich seiner Enkel. Der älteste heißt auch Kunz und sieht der Mutter sehr ähnlich. Singen und spielen thut er, daß es eine Pracht ist. „Schade um ihn“, sagte Barthel oft, „daß wäre ein Meister geworden in der Pfeiferei!“ Aber der Vater hat ihn auf die Klosterschule geschickt. Denkt nur, der Junge kann sogar Lateinisch!

*

*

*

Nachschrift: In der Sakristei der Blasiuskirche zu Nordhausen liegen noch heute die Bücher, welche anno 1525 der Mönch Johannes Thube aus dem Kloster Himmelgarten vor

den wüthenden Bauern hierher gerettet. Andere Bücher sind im Laufe der Jahrhunderte dazu geschenkt. Darunter ist eines, welches der großmächtige griechische Weltweise Aristoteles geschrieben; auf dem Titelbilde steht verblaßt: Runze Dittleph, daneben die Jahreszahl 1583. — Ich glaube, das stammt von dem Sohne des neuen Hüttenmeisters in St. Johann.

— Ende. —

Ein Tag aus dem Bauernleben.

Bilder und Geschichten

aus dem schweizerischen Volksleben

von Joseph Joachim.

Beilage zur „Schweizer-Chronik“.

Hun.

Druck und Verlag von Niklaus Dürrenmatt
1888.

„Jörg, es het e Viertel ab drüü gichlage, Jörg, heisch's nit' ghört?“

So ruft die Mattenhofbäuerin ihrem, in süßeſtem Morgenschlaf ſich wiegenden Eheherrn in's Ohr; „Jörg, es iſch ſcho drü verby!“ wiederholt ſie. Und den Weckruf begleitet ſie mit einem derben Rippenſtoße, der indessen kaum eine ſchmerzhaſte Wirkung haben kann, da der Bäuerin Arm von einer ſehr anſehnlichen Rundung umgeben iſt; ganz wirkungslos erweiſt ſich jedoch die Demonſtration keineswegs, da der Mattenhofbauer ſein ſäufelndes Geſchnarche vermittelſt eines Staccatofinale plötzlich und geräuſchvoll abbricht, im mächtigen Himmelbette hoch aufrichtet und ſchier erſchrocken ausruft: „Was iſch, Lene! Was git's?“

„He, daß es bald halbi vieri iſch.“

„Herrgott! iſch das au woher? — Nei, es halbs Stündli heſch gloge, aber es iſt doch Zit, die höchſti! I glaub, es ſöih ſcho-n-es Wigeli afo tage.“

Mit einer, bei ſeinem vorgerückten Alter auffallenden Elaſtizität ſpringt der Bauer aus dem Bette und im Nu ſteckt er in ſeiner zwiſchenen Werktagskleidung. Trotz des im Schlafgemache herrſchenden Halbdunkels erſehen wir, daß der Bauer, im Gegenſatz zu ſeiner rundlichen Frau, ein derb-knochiger, hagerer Mann iſt, auf deſſen verwittertem Ange-

sichte ein halbes Jahrhundert voller Sorge seine tiefen Furchen eingezeichnet hat. — „Zu dir erwache ich, o Gott und Vater — Lene, wo donnerli si au mini Schlurpe?“

„He, denk dört, wo si glo hesch, lueg öppe-n-unterem Bänkli!“

Aus der Schlafstube in die Küche, von da in den Hausgang schlurfend, setzt der Bauer sein Morgengebet andächtig fort: — „o Gott und Vater und preise dich für die Ruhe dieser Nacht — he! Michel, uf!“ Er pocht heftig an das eiserne Treppengeländer: „Michel uf, Hans und Simon uf! Albert, ghörsch nüt? Us de Fädere, s'isch öppe Zit um die Zit — mit der du mich erquicket hast. Dir opfere ich uf diesen Tag und all' Tag mines Lebens; Lib und Seel, all' mini Schritt und Tritt — he, Marianni, uf, uf Meitscheni! me lit hüt nit bis Sächsipöstli verbigsprengt isch, poh Blißabenandere, hüt gilt's! Heit-er's ghört?“

„Jo, jo, mer chöme uf der Stell!“

„Hüt hei-mer z'thue uf Lib und Lebe, Lene,“ sagt der in's Schlafgemach zurückgekehrte Meister, während er seine Toilette rasch beendet, „i weiß bigopp nit, öb-mer d'Frucht alli ine bringe. Im Kriegelisacher überchöme-mer guet siebenhundert Garbe, im Stegacher wohl driihundert, und de no die halbi Neumatt, gwüß achthundert Garbe; viel mueß z'erst abgmacht si und das isch nit so gli richtig, es isch halt s'meist ighäderet oder gfallt. Weiß nit, öb das Alls gfi ma, s'wird öppis chönne.“

„Los, Jörg, me macht halt i Gottsname was me ma. Wenn numme 's Wetter het, aber i traue-n-im nit ganz guet, länger als e Tag cha's schier nümme schön si, glaub'-mer's numme, Jörg. 'sBei het mi hienecht paar Mol g'stoche wie-n-es Messer und d'Pfanne si gester de Morge scho chli aglosse

gfi, au der Güggel het nächti ganz z'Unzit aso chräiße und das si schlimme Wetterzeiche. Tummlet ech numme, Jörg, und heb d'Lüt z'sämme, i will au mache, was i cha und ma, und wenn-mer au z'Nacht d'Sichlete ha müesse, — i will's luege z'mache mit ei'm Meitschi, 's ander cha o use cho. Wenn mi numme 's Bei nit im Stich loht. Uih! mis Agerstenaug! — Jo wäger, jeh mues i halt au uffstoh, ei Zit isch nit all Zit, — i Gottsname ufstande — — — unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, o heilige Gottesgebärrerin — — —“

„Ne—äh!“ gähnt der Melker oben im Knechtengaden. „Scho uf? Es dunkt mi, d'Hose hebe-n-erst verplampet. Sisch's scho Zit? 'scha nit si! Es het denck im Meister traumt.“

Hans der Kofknecht sieht nach seiner zwiebelgroßen Taschenuhr. „Drü verbi. Oder isch si öppe g'stande? Nei, si döpperlet emel no gäng. — Uf, uf!“

„Das isch doch bigott e fei Zit ufz'stoh, all Tag wie ei Tag, wenn's no feischter isch“, brummt der Michel, „so ne Bureknecht isch doch nes gschlagnigs Thier. Wenn me numme-n-au einisch recht chönnt usschlofe, so bis am siebni, achti! Aber d'Bure schinde-n-ein ganz us, euferein isch so ne halbe Schglav, bigott, s'isch wöhr!“

„Wenn de usschlofe witt, so muesch numme is Bett go wenn mir au, und nit z'mitts i der Wuche und i der Ern' z'Chilt goh bis am Zwölfi, Eis. Dis roth Näheremeitschi nimmt d'r niemer, du bruchsch-es nit so flißig z'hüete, häb fei Chummer. Herrgott, dr Meister isch scho im Stall ufse, chömet Burschte, mr wei abel!“ —

„Chömet ine cho nes Gläsli näh“, ruft der Bauer den in der Hausflur ihm begegnenden Knechten, „Chumm numme-

n-au Hans, i ha de Roffe scho ine gäh. — Michel, mach, daß gli g'mulche hesch, d'r Simon cha d'r helfe. — Machet, daß dr zitiig fertig sit, und daß m'r e chli früeh cha z'Morge-n-esse! Der Hans cha go Gras abhaue, du chansch grad s'Wägeli mit d'r näh und s'Breni cha d'r helfe. Wo isch 'sBreni? Isch's no nit zum Gade-n us oder het's sis Stieli no nit uf'bunde? Das isch au e Gschicht, bis me die Hofferts-bündle duffe het. Bre—ni!"

„I bi jo do, Meister. Was söll i schaffe?"

„Im Hans go helfe s'Gras ine mache. Nehmet numme-ne rechte Portion! — Albert, du luegt zu de Roffe; aber hüt gib-ne kei wähls Chorn meh, i säg d'r's! Buuchwehroß will i hütt keini, m'r hei füsich scho gnue z'thue. Mach gflingg und putz d'Füllli au. Mir göih go Chorn abmache i d'Neu-matt use; wo si ächt die Andere, der Chasper und der Ma-thys und der Heiri? No nit do? Das isch doch nes Elend jo mit Tagelöhnere! Me bringt sie nit zum Huus zue, bis sie s'Esse schmöcke uf-em Tisch, und de mache sie ne halb Stund Tubak i und schlöih fätteli Für, bis d'Sunne höch am Himmel stoht; jo wenn d'Sunne nes Bigeli warm schint, jo reut-se-sie no und möchte lieber im Schatte stoh, und wenn 's hinte und vorabe schieße thät und d'Frucht alli duß wär, sie lüffe kei Schritt weidlicher. Aber wenn sie nes ghüblig, steinigs Acherli z'fahre hei oder 's Holz us-em Berg z'hole, jo söttme-ne uf d'Minute uswarte und eusi Sach lo si. — Jo 's Buure chönnt ömel verleide, mit frönde Rüte! — Aha, dört chöme-sie, ömel ase zwee. Albert, säg sie sölle-n-ine cho. Michel, hesch scho gha? Und du au Hans? Nu so göiht, m'r wei-n-is hüt nit summe, es dränt im ander Wetter. S'isch fast kei Thau, — kei's guet's Zeiche! Guet Tag, Chasper, chömet gichwind ine und nehmet eis! — So, jeh usprogt!" —

2.

„Jez wei-mer-is bigoscht tummle, Mariann“, sagt die Bäuerin zur Hausmagd. „'s Mannevolch isch scho uf's Feld use und der Vater het gseit, so gli as müglig z'Morgen-esse, daß alli use chönne! Halbi Bieri? Gsch de Seue z'wäg gmacht, Mariann? Thue dene große nes rechts Hämpfeli Lauberfalz dri, bi der Hitz cha-me das nit unterwege loh, bsunders wenn me grossi Herdöpfel fuetteret und Mehl. Thue-nen au vo dem abghände Salot dri, das chüelt. De Junge numme nit z'guet, Mariann! wenn sie nume wachse, jez bruche sie no nit z'drühe, im Herbst isch's no früeh gnue, wenn sie ase e rechte Grössi hei. — Bertha, i Gottsname, bisch de no nit uf! Wenn au der Vater hei chäm, was meinsch, was wurd' er säge? — Lisele, du muesch au cho, gfling!“

„D jere, Muetterli, i ma no nit uf, d'Bei gheie mer schier ab, so müed bin i vo gester, so ne ganze Tag noch z'legge und az'träge, eufere Feusi i siebe Mädere!“ —

„Jä lueg, Chind, i d'r Ern' mueß me halt schaffe, daß eim d'Rüppi chrache, wüll 's Wetter guet isch. I bi au nit meh as sechzehni gfi und nit größer as du, i ha müesse schaffe vo de Morge de viere bis i die chidige Nacht ine und ha nit emol dörfe chlage, wohl, d'Stiefmuetter wurd m'r nes Liebli gfunge ha! Jo, du settsch ne Stiefmuetter ha, de chönnst höre härzele. Chumm jez, Lisele!“

„Darf i nit numme no nes Bìgeli warte, numme no nes ganz churzes Schnüfeli?“

„Du bisch es chlis Narrli! Chumm jèz und bet au!“

Die Mutter kehrt in die Küche zurück. Aus dem Hinterstübli, durch die halbgeöffnete Thür ruft eine glockenhelle Mädchenstimme: „Muetter, loset doch gschwind!“

„Was isch, Bertha?“

„Bertha (leise): „Geit dir öppe 's Hooröl eweg tho? I find es niene — und d'Büscheli au nit.“

„Was? Hooröl? Hooröl und falsch Züpfe — i d'r Ern'! het mer au scho so öppis erlebt? Wie het doch d' Hoffert igriffe und d'Narrethei hütiges Tags, me cha's nit agseh! — Und öppe vo Drnig weisch au nit viel, Bertha, und wenn öppis vernauset hesch vo dine Siebesache und Gwätterlizülig, so sett's euferein tho ha! Gschwind mach di fertig, 's Nenni mueß eleini noch lege uf dr Neumatt usse, 's isch ne Schand, wenn's öpper gseht! 's Mathysen Frau cha no nit dört si, sie mueß au deheim z'erst 's Geißli melche. Do nimm es Schlüfeli warmi Milch, Bertha, öb gohsch. Oder wotsch nes A'gmachts? — Bìgeli, chunsch de no nit?“

„Do bi-ni jo, Muetterli! Gei-mer Möckli z'Morge oder Bräufi?“

„Herböpfelprägel hei-mer, Chind. Aber nimm jèz nümme vo d'r obere Platte, hesch ghört? Dört isch Niereseit und Säuschnutz dra, a eufem aber löttige-n-Anfe; die Burschte mög-es scho verlide mit ihre guete Mäge, wenn's numme recht gligeret, de gfallt's ne scho; für jungi Meitli aber isch das nit. — Gang jèz und loh gschwind d'Hühner use und gib ne z'fresse und de bring nen Arfel Schiter ine und de muesch allenorte wüsch; Meitschi, tummle-di!“

„Muetter“, ruft die Magd von den Schweineställen her,

„Muetter, i glaube bigopp, die olti Mohr thüei hüt fährle. Chömet lueget doch!“

„Was du nit seisch! Woll, das wär jek lustig, wenn me scho all Händ voll z'thue het, dere no go abz'passe! — Nei, Mariann, hüt macht's no nüt, öppe morn einisch. Eine-
weg ghei-ere ne rechte Hufe Strau ine und dann und wann cha-mer glich goh luege. Jek schloht's halbi Feufi. Lueg doch, öb mer d'Herböpfel no nit chönn uszieh. s'Gasse isch gmacht und d'Milch isch jek au süttig. Dä Hase do, mit de Blüemlene gisch de Chuechte-n-use, das isch halbabgnohni und zwöimol erwelti. Im Vater will i de no nes Ameletteli mache, er mues au gar grüsli dra si und ma d'Herböpfel nümme so guet erlide —“

„Und mir au eis, Nenni“, ruft das mit dem Rehrbesen handtirende Diseli aus der Stube heraus, „mir au nes Psann-täschli!“

„Du bist nes Glusteveli“, schilt lächelnd die Mutter. — „Bring-mer d'r Anke- und d'r Schmutzhase, Mariann, und de gang go Tisch decke!“ —

Nach einer Weile verfügt sich die Bäuerin in den Pferde-stall und sagt zu ihrem, nebenbei gesagt, vielgeliebten Sohne: „Albert, bisch bald fertig mit de Rosse? Pfiß doch im Vater und dene Burschten i dr Neumatt usse, 's isch kochet! Thuet dr dr Arm no weh?“

„No eisder e chli, Muetter, do oben a dr Achsle, i cha nit guet i d'Höchi länge, nit emol guet d'Roß putze.“

„Jöre Gott, das hätt di au chönne wirse, Arm und Bei hätt'sch chönne breche, so hoch ab-em Wage-n-abe z'falle. Gottlob isch ömel nüt broche! Du muesch di aber au besser in Acht näh, du bisch so verwäge, 's isch mer eister Angst! — Und bete muesch au, bsunders am Morge, zum Schutz-

engel! — I will dr Vorschuh und Salzwasser zwäg mache, das isch exelent guet, wenn me ne Nerve verstreckt het. Und gang mr hüt nit uf e Wage-n-ufe, heisch ghört? Der Hans cha doch gwüß au Garbe lade? — Michel, cho z'Morgeneße, biisch fertig im Stall? Isch dr Simon hei us dr Chäsi?"

Die Erntemannschaft, Männlein und Weiblein, bringen einen guten Appetit mit an den Frühstückstisch. Das that die frische Morgenluft und die fleißige Arbeit in Feld und Gehöfte. Nur dem Chasper scheint das Erdäpfelbräusi, so eine schöne goldgelbe Kruste sich auch darauf befand, nicht sonderlich zu munden, er trinkt die zwei Tassen Milchkaffee rasch aus und stützt den Kopf träge in die Hand. Auch ist er kaum erst vor einer Stunde zur Arbeit eingetroffen.

„Chasper, wo fehlt's? Biisch öppe krank?“ fragt die Mariann halb theilnehmend, halb spöttisch.

„Er het denf no vom Mächtige gnue“, sagt der Michel, „er isch au i dr Straupinte gsi und het hulfe 's Webers Toni wieder einisch ussäcke. Het's brav z'sunse gäh, Chasper, und heit-er au Würst gha und Chäs? Du wirst au zueglant ha, 's isch-mer, i heig's gseh. S'cha dr hüt wohl e chli übel si! Geseh öppe-n-e chli Bschwerde im Herzgrüebli?“

„Meinisch öppe, i sig au so ne ne Schmaroktstüfel wie du? I schämt-e-mi doch. So d'rbi bin i gsi, i ha nit gwüßt, was das für ne Lärme-n-isch i dr Pinte, z'mitts i dr Wuche und i dr Ern'; dr Wunder het mi tribe, go ine z'güggele. Do het dr Toni d'Fläsche gschwunge und gjuuge, nei brüelet d'rzue, wie nes Müneli und dr Tisch isch voll Lüüt gsi und sie hei glöthet und wenn d'Fläsche leer gsi si, het dr Metzgerfobi wieder zwo ander lo bschicke. Dr Toni het dr Geldseckel uf-e Tisch ufe gschlage, daß d'Feufliber umenandere gumpet si.

„„I ha no meh dere Güsel deheim, suufet numme, Burschte, und singet! He, dir dört äne! Hömet au dohi, 's isch Sache z'guue do -- die Gablerbuebe bruche mi nit z'erbe, die Hungerlider!““ Do isch grad d'Thür usgange und dr Gablersepp und dr Durs si ine cho. 's Füür isch dur e Toni usgafahre, d'Auge si worde wie Pfluegsredli und hei frei zündet wo-n-er sini Herre Schwöger gseh het. „„Singet numme zue, Schnabe, so luut as dr chönnet und suufet ungenirt — —““ het er gschraue.

„„Toni, du söllisch hei cho“, het dr Gablersepp gseit, 's isch öpper do, wo zue-dr will. Chumm grad —““

„„So i weiß scho, wer deheim isch, mi Frau isch deheim, wo dir all Tag ufwiset und die mir wüest thuet wie-m-ene Hund! Gället, dir weit mi so vogte, dir Ch . . . ? Aber dir werdet wohl abschmücke . . . und mit-em Erbe müeßt-er no warte, poß millidie! ehnder träg i dr letscht Bage i Rhyn oder v'rchenke 's letscht Acherli im e-nen arme Tüfel — suufet numme Burschte, so viel dr möget! mini Herre Schwöger hei mi scho g'erbt, sie sölle das bholte, wo sie mi bschisse hei bim Auschaut —, suufet!““ — Das isch gange! Wenn sie d'Gablerbuebe nit furt gmacht hätte, so hätte sie no Rarwatschis übercho, 's hätt ne nit gfeht. —“

„Es isch ne bösi Gschicht mit dem Toni“, sagt der Bauer ernst, „keini Chinder, Ufriede im Huus, all Tag ne Schnapßrusch, all Jahr z'rugghuuse — 's isch ne traurigi Sach! Dr Schnapßtüfel het doch scho Mänge z'Grund grichtet, richi Burschte, wo vermöchte-nes guets Schöppli z'trinke, ruiniere Lib und Seel i dem elende Gsüß, 's isch ne Schand! Zu miner Zit het me nüt vo dem gwüßt, es nimmt ein Wunder, daß dr Herrgott no ne Herdöpfel wachse loht oder d'Brömmereie nit i Herdboden abe schießt, so goht's ase zue.

Au i de Wirthschafte isch kei Drnig meh. Sunne und gragöhle bis am Morge, Sunntig und Werchtig, Sprütligbuebe und husarmi Mannli, kei Wunder ma dr Weibel fast nümme gcho und nimmt 's Glend eister meh überhand. Wer will dure Tag schaffe, wenn er ne sturme Chopf het und nüt gschlofe?" —

Der Heiri stößt den Chasper mit dem Knie an, die Mägde blinzeln ihm schadenstroh zu, dieser aber thut, als ob er nichts merkte. Das Frühstück ist beendigt, der Bauer betet und mahnt zum Aufbruche. „Bisch fertill im Stall, Michel, hei d'Kalber gha?"

„Jo, 's isch fertig. Nümme i dr Gäbelchueh mueß i no Wasser ine träge, si het jek wieder meh Gsüchti als nie; sie cha kei Tritt meh laufe und het Chnüdere am Chnöi wie Tschäppertwegge. Die Salbi vom Chneret het au nüt ghulfe, im Gegetheil."

„I ha's scho gseh, daß es wieder böset, i will ushöre doktere, 's nützt doch nüt. Hätt ig sie numme im Züdl gäh, i löse all Tag wie weniger. Wenn's Herbst oder Winter wär, i thät sie selber mehge, aber bi der Hitz — was isch do i dr Chuchi usse, chönnt dr bald einisch cho? Mueß i öppe 's Scheesli bringe und dr Fuchs?"

„Zwöi si afe gange und die andere si druff und dra", entgegnet die Bäuerin etwas gereizt. „Mueß i öppe-n-au no cho und 's Meitschi au? I humme jo scho, lieber as fast z'Grund z'goh i dere Rauchchuchi ine, z'Mittag chönnt dir jo choche und abwäsche mitenand und i dene zwölf Säue chasch d'Zitig ufstecke."

„He, he, Muetti, nume nit so g'fiberlet, i ha jo di nit gemeint, bhüetis Gott! und 's Chline cha dr au helfe, aber die andere sölle d'Strümpf binde! — Simon nimm dä groß

Räche und d'Schitergable. Albert hesch d'Änder uf e Wage tho? Mach weidli, öppe füfzeh Büscheli! Und de Chumm! Weißch wie's heißt i dr Bureregel: Wenn d'Rechte schaffe sölle, so mueß dr Bur voreweg! De Morge dr Erst, z'Dbe dr Letscht — anderisch goht's nit, Albert!"

„I ha mi Sach no eister gmacht, Vater“, entgegnet etwas gekränkt des Bauern Sohn.

„So schaffe thuest scho, aber du settisch notisnoh ase dra denke z'meisteriere; i bi nümme hütig und ma au nit eister vora stoh. Güt müesse-mer's bsunderbar lo laufe, d'Muetter prophzeit Rege, und denk, wie viel mer düsse hei! I goh, mach daß nache chunsch!“

„Vater, los no ne-n Augenblick! Worum hesch 's Ameletteli nit gnoh? 's isch im Stübli inne im Dserohr, Chumm i will dr no nes halbs Schüsseli Gassie drzue ischenke. I mueß dr Ehr athue, wie-n-ene Landvogt! Chumm gschwind! — Channsch z'Rüni nit hei cho? I ha dr nes Säuzlingli g'chochet.“

„Es cha nit si. I cha nit vo de Lüte ueweg goh, du söttisch das wohl wüsse. Sie schüche dr Albert no z'weni.“

„So thue-ds z'unterisch i's Zünichörbli, 's Bertha wird's scho merke. Channst es scho öppe näh, daß es Niemer gseht.“

3.

„Lueg wie das au Chorn isch“, sagt der Mathys zum Heiri. So dick wie-ne Bürschte, läng wie 's Wärbch und fast nüt gfalle! Guse Bur mach hür ömel tuusig Garbe meh als vārn und het doch nit mehr g'läht. Aber dr Mist, dr Mist! — Wenn i numme-n-au ne Zucharte dere hätt! Gib mir Fūr, i ha kei Zundel meh!

„Jo, do i dr Höchi isch 's Chorn schön grad uf, aber dōrt im Bach noh isch's ighāderet, du wirst's g'feh, me cha's fast nit abmache; 's isch grad, als hätte tuusig Häre d'r Ziebeleltanz gmacht druf ume. Dōrt unte müesse-mer's numme so ushögggle mit-em Segegespiß. So, scho wieder einisch dure ghaue! Wenn i numme so viel chönnt hei neh, as i hütt möcht abmache!“

„D du eifältige Kerli!“ wirft der Simon ein, indem er die Sense zum Wehen aufpflanzt, „wenn i de wünsche wett, i wüßt öppis anders als dumms Strau und es Bigeli Chorn dra. — Herrgott, hüt wird's heiß! — Wenn i numme feuf-tuusig Mof Schampanner hät und zehntusig Hamme, keini liechter as zwānzg Pfund, und Feufliber so üel, als i mit 's Meisters zwee Cholene möcht gfröhre dr Rüttistug ab — Donnerwetter, do het mi ne Brāme grad uf-en Augsdeckel gstoche, das verdammt Beeh!“

„Du channst no lang wünsche, bis es numme zum-e-ne

Geißli bringst“, höhnt der Karrer, „es wär schad für d’Jeusliber, wo gwünscht hest; dr Bagewirth hätt sie gli, und dä het scho gnue. — Alle, noch Chasper, loh’s laufe! Haut’s dr’s nit hüt?“

„Wem Tüfel wett’s es hae! Do han-i d’Segeze an en Stei ane gschlage, so groß wie ne Cheigelschrugle, jeh gang und mäih mit dene Lücke! Chönnit-r die nit au abführe, Hans? Was thüet ihr au, dir drei Chnechte und dr Albert ’s Johr us und i? Denf die halbi Zit a ’s Tennsthor stoh und luege, wo d’Spake-n-ame flüge?“

„He jo frili. Emel a-mene Morge dörfe-mr nit z’gli a d’Arbet hi, süscht chönnte d’Tauner deheim nit schlofe bis am achti, nünni, sie thäte verwache und das wär gar grüßli. Wenn ’s Martiz Weiher über Nacht voll rothe Wy wird, du merktisch ömel nit, bis en d’Nochbure halb usgoffe hätte und das wär e trurigi Sach, du thätisch di jo z’Tod pütsche!“

Alle lachen. Auch die Meitli haben ihre Zattentouren nachgelegt und trocknen sich den Schweiß von dem hochglühenden Gesichte.

„Nu, Breni, macht’s d’r au warm?“ sagt der Simon, „hüb nur recht Ernst, am Sunntig göih-mer z’Tanz is Rüttibad und i d’r Fasnacht thüe-mer Hochzeit ha, nit wohr?“

„I bedank mi viel Mol“, entgegnet das dralle Mädchen schnippisch, „so nes groblächtigs Taunermeitschi wär dir jo viel z’leid! Dis Nätherli mit sine Millione Laubflecke, de falsche Büpfene und dem papierige Funtti thät si jo hinterfinne, was denfst au? Dir passet just z’sämme, wie nes Sunneparisöli und ne Mistcharre, hi hi hi! Michel los! Was seit albe-n-au ’s Karlineli, wenn dini Hose so chühedrücke, daß mer sie uf ne Halbstund wit schmöckt? Das wird sis spitze Näsli schön rümpfe . . .“

„Manne,“ jagt der Bauer, der ebenfalls seine Schwade vollendet hat, „ihr müeßt strenger wege, denn fällt au nit so viel Chorn ab. Dueget, wie's lit! Es isch au gar z'halig. Wenn's druf regneti, mir thäte 's halbe verläre. Mer weis tummle bis z'De, es dräut stark im ander Wetter. — Meitlene, leget numme eigelig noch, hesch ghört, Bertha?“

Me cha's nit wohl eigelig mache, wenn me so mueß ipreng. Mir hätte wohl no nes Meitli nöthig gha, bsunders Nomittag —“

„I will dr Heiri froge, ob sis Meitschi nit chönn cho.“

„Jä i denke nit, daß es d'Geirene löih goh. Es isch gar preßirt mit em passimente und s'dusse schaffe git gar ruchi Fingerli. I will z'Mittag selber go luege, oder villicht chunt 's Steffes Fraue, wern's nit grad Mehri ufliest. D'Muetter cha-n-em au öppi gäh, aß es z'friede-n-isch.“

Eine Schaar lärmender und johlender Schnitter und Schnitterinnen kommen des Weges gezogen, bei der Neumatt vorbei.

„Si das nit 's Benze?“ fragt Albert, des Bauern Sohn.

„Boß tuisig, kennsch du numme 's Göllebure nümme, — 's Anni, di Schatz? neckt das Breni. Albert wirft dem Meitli einen unwillig strafenden Blick zu.

„Jo, das si 's Göllebure“, bemerkt der Hans, „i könne dr Manzli am Zole-n-a, unter tuisige thät ig ne b'chönne. Und dört der chrumm Schnider, wie dä fini Gabriole macht voreweg, er mueß scho z'Mini gno ha, oder wieder nes Rädli z'viel im Chopf! Und 's Anni probiert so schön z'trämpel do verbi, lueg Albert!“

Es sind wirklich 's Göllebure. Es werden Gruf und Scherzworte gewechselt, hüben und drüben. „Macht's-ech au

warm?", „sit-er flißig?", „sit-er au scho erwachet?", heit-er au Sunntig am aluege-n-a?" u. s. w.

Auch die beiden Großbauern grüßen auf ländliche Weise.

„Dr heit gar Ernst, Jörg. Wie stoht's, bisch bold fertig?"

„Jo, Ehlaus, wenn's Wettter guet blibt, mein-i 's gröbere hüt no ine z'bringe. Was macht au der Barometer? I ha nit emol gluegt am Morge."

„Er isch meh as e Gran abe sit nächti. Ganz sufer isch es allweg nit, 's Wibervolch seit, d'Pfanne siege-n-aglaufe und d'r Rueß ghei abe, und hüt am Morge früeh isch der Ufferwind cho, ganz läih, und i dr Mistgülle hei si d'Espaze badet, keis guets Zeiche! I ha nit Alls rif, süscht hätt i hüt au fertig möge. — I mueß au noch, me cha nit en Augeblick suume, wenn me frönd Lüt het. 's host süst scho gnue, es ist e grüsligi Sach, wie die eim 's Geld zum Saß us nehme! Und was das z'Esse brucht! Und wenn me ne d'Schnapsfläsche nit all Stund vor d'Schnurre het, so si sie utwirsch und ful. 's isch kei Gspäß meh z'buure, hütiges Tags, 's chönnt eim verleide, bigoscht 's isch woahr!"

Auch des Göllebure Anni richtet im Vorbeigehen an Albert eine ausgesuchte, sehr plumpe Scherzrede, dieser aber gibt eine Erwiederung, von der man nicht wohl wissen kann, ist sie sauer oder süß. Wenigstens mäht er rastlos zu, während die Bauerntochter in einiger Entfernung sich nach dem hübschen, schlanken Albert nochmals umsieht, ohne daß der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit dies sonderlich zu merken scheint.

„Z'nüni näh!" ruft der Mattenhofbauer, „Bertha, bring 's Chörbli!"

„Mr wei doch e chli i Schatte hocke! untere Holzbirli-

baum!“ beantragt Albert, „mir chönne no gnue a dr Sunne brote! Breni, isch 's Wasser no fräsch? I mueß nes Schließli ha.“

„I will's reiche, es isch ömel im Schatte gstande und drzue isch es Krebsbrünnelwasser, das wird nit grad läih.“

Sie setzen und lagern sich im Schatten des großen Birnbaums. Der mächtige Leib Brod macht die Runde und nachdem ein Jedes sich einen Bissen abgeschnitten, war nur mehr ein „Vierteli“ übrig. Das Mariann legt den zweiten Leib auf das, mitten im Kreise ausgebreitete, reinliche „Zwächeli“, darauf steht ebenfalls ein Teller halbfetten Käses, in Würfel geschnitten. Den Knechten und Tagelöhnern steht eine Flasche Branntwein zur Verfügung, der Bauer, sein Sohn und die Weibskente laben sich an kühlem Apfelmost, so dem dickbauchigen Steinkrüge entquillt, auf welchem ein schwarzer Raubvogel mit ausgebreiteten Flügeln gemalt ist. Des Bauern hübsche, schlanke, etwas brünette Tochter Bertha hat es so einzurichten gewußt, daß sie, an den Baumstamm sich lehrend, der Gesellschaft den Rücken kehren und es ermöglichen kann, ein Gütterli Wein, das sie im Züppensack mitgebracht, in das Glas auszugießen, drei mächtige Stücke Zucker darein zu versenken und ein Stück weißes Brod von des Mutters Laibli zu verzehren, ohne daß diese kulinarischen Operationen von den Uebrigen bemerkt worden. Um die allgemeine oder besondere Aufmerksamkeit der Anwesenden ganz sicher von sich abzulenken, wendet die Schöne ihr Köpfchen halbrechts um und in die Ferne deutend, sagt sie: „Ist das dört nit der Seilerbastian, wo Frucht abmacht? Und denkt si jungi Frau? Isch's so ne schöni, Mathys? Du hesch sie als Nocher gewuß scho gseh? 's nimmt mi Wunder, daß e Modiste au use darf go schaffe, 's wird sie suur gnue acho, bi der Hih!“

„Ne hübschi?“ erwiderte Mathys. „Ig weiß nümme recht, was hübsch isch. Wenn i meh Eini wett hurothe, so luegt i uf hunderttusig Dublone, die si schön und werde nie wüest. 's Ander ist nit: Rothe oder grüene Bäckli, schwarze, gähle oder rothe Chruseli, i paar Johre, wenn's etligi Mol donneret het, si die Wibli alli glich wüest — oder schön wott-i säge, und löih d'Fede und der Heuel hange, 's isch e Grus!“

„Du bisch e wüeschte Uslacher, Mathys, schäm' di au!“ schilt die Bauerntochter. „Demel di Frau isch no eister e schöneri as du, weisch das!“

„Seiht, Manne, nehmet au“, ermahnt Albert, „nimm Räs, Heiri, und du au, Mathys! Do isch Brod, Hans schenk i! so nes Guraschivässerli isch nöthig bi der Sit und wenn's lauf mueß; griset zue und löiht-ech's nit greue!“

Nachdem der Chasper wieder ein Gläschen hinter die Cravatte geschüttet und das letzte Schlückchen wohlküstig gekostet, sagt er, sich das rothe Aenglein reibend:

„So, vori ha-n-i ghört, wie der Gullebuur zum Vater gseit het, 's bruch so viel z'Esse für die frönde Lüt, i de Werche ezätera. So ha-n-is ömel verstande. Wohl, him tusig Donner, dä möcht i gseh, wo sie bi dem Gitzüfel überesse chönnt! Nit emol zwo Fleuge chönnte si durebringe, mit dem, was dört für isch, dr ganz Tag, bi alle Mohlzite! I weiß es, i ha au-n-es Johr, Summer und Winter, dört usghalte, und das will öppis heiße! All Morge ha-n-i dr Hofegurt um-e-nes Löffli enger binde müesse, so ha-n-i gschwinet. Nummen einisch hei-mer au recht gnueg g'esse gha, 's isch selb Mol gfi, wo mer im Anni si dreckig Strumpf im Depfelbri gfunde hei, ha ha ha!“

„Ha ha ha!“ lachten Alle, mit Ausnahme des Bauern und dessen Sohn.

„Vom Brod, wie hert und schwarz das isch, wei mer gar nit rede,“ fährt der Chasper fort, „und wenn der Olt Schnaps ischenkt, so thuet er drgliche, er gseih nit wohl und macht die Fingerhüetli blöseli halb voll — nei, dä brucht si nit wege dr Uberschantigkeit der Dienste z'henke, wenn's-en nit süsch öppe-n-achunnt, ha ha ha!“ —

„Los, Chasper, du heisch nes recht ungwäsnigs Mul“, erwidert der Bauer strenge, „das schickt si nit und i ghör-es nit gern! — So jez wei mer denf wieder drahi. Bis am Zehni wird's do abghaue si, 's wird nit viel überblibe, wenn mer Ernst hei. Meitscheni, us em Schatte, Marsch!“

4.

Während sie draußen auf dem Felde, in der heißen Sonnengluth, die goldene Frucht mit rauschendem, taktmäßigem Sensenstreich Schwade an Schwade legen, hat die Bäuerin zu Hause ebenfalls alle Hände voll zu thun.

„Jesis Gott, Diseli, es schloht scho halbi Zehni im Stübli inne, mr wei gschwind 's Gaffee ustrinke und mache und goh! Mr hei die größti Zit, i darf nit dra denke, was Alls no z'machen isch!“

„I will numme no nes chlis Anfeschnittli näh — Muetter! wo isch das brune Ding? Ihr wüßet wohl, was i meine —“ — (Diseli leckt sich den Zeigfinger) — „umme nes chlis Tröpfli druf, Mütterli! —“

„Het me au scho nes fettigs Schledmeitschi gseh! Nei bigoscht, du denkst nummen a di Glust, schäm di au, da'sch ne Sünd! Se, do nimm ne chli, aber läng mr nit mit-em Brod dri oder mit-em-e schmutzige Löffel, i will doch nit Ambeisse im Hung ha, wege so-me-ne Glustebeli! — Zek humm aber, oder du machsch mi höh'n! — Gschwind gang go dürr Schnitz reiche us dem große Trog im Estrig obe. Nimm us em linggen Egge gegem Pfasterli, däis si die ölttere; sie wei scho vermilbe. Imbhüsler dere si keine meh, selb isch jek gseit, die si numme guet für grünen z'esse. — Bschluß emel guet, daß d'Müüs nit inechönne!“

„Muetter, hei mr Fleisch z' Mittag?“

„Nei, nei, z' Nacht hei mr jo d'Sichlete, de bruucht's scho Sache z'gnue, Fleisch und Brotis und Chüechli, i darf nit dra denke! 's isch nit, aß mi reut, wenn's numme scho gmacht wär und g'fochet, 's gruset mr, i cha's nit säge wie, bi der Hitz und bi mim böse Bei!“

„Hosche! Hoscheho!“ poltert es an der Hausthüre draußen.

„Wer isch do?“ fragt die in der Küche handtierende dicke Bäuerin.

„Deb dr Säu z'ringle hebit?“

„Jo, die hintere schwarze Chüzere sötte g'ringlet si, sie hei e ganze Tag kei Rueih — aber 's isch jeh keis Mannevolch drheim.“

„I bruche weder Mannevolch no Wibervolch, i cha's ne lei. 's Meitschi söll-mer si numme zeige und öppe ne Hälig bringe.“ — —

„Jöfis Muetter! wie goht dä Burscht mit dene Säue um! sie brüele, 's goht eim jo dur March und Bei, i bi devo gsprunge.“

„Gschwind Meitschi, thue d'Schnitz is heiß Wasser z'weiche. I will dr Anken usloh. Lueg au do die Balle-n-a, ömel zwölf Pfund, das bruchts bim Tröpfli! Aber 's reut mi nit, mr heige gottlob gar e schöne Ern', seit dr Vater. — Uih! wie spräglet das! Sobold as der Anke-n-usgloh isch, muesch de d'Schnitz überthue, 's isch au öppis erspart und sie werde gar tufigs guet. Gang 's chli Chesseli voll Surchabis go usenäh! chausch's ne leini? Jä lueg, d'Stei si gar schwär Deck ömel wieder schön zue, as er nit abstoht, das wär ne Gschicht, i chumme lieber selber. Reich mr no gschwind nes Aersfeli Schiter, Ziseli!“

„Muetter, de Chemifeger isch dusse, er frogt, ob'r chönn rucke?“

„Get dä Mönisch au no Verstand? Zmitt's i dr Ern' cho chemifege? So ne Dreckerei astelle, wenn me süscht nit weiß wo wehre! Er soll nes anders Mal cho!“

„So, Frau, jeh si d'Säu gringlet, bi dene isch's nöthig gfi.“

„Was host's?“

„Drißg Santine, will's Euch isch. Nes Gläskli müeßt er mr no ischänke.“

„Do nehmet's gschwind uf em Bänkli, i cha bigoscht nit vom Anke-ne weg, er chönnt mr überchoche, Lifeli, hau-em Brod ab. — I ma fast nit g'cho mit rüehre, Lifeli, zieh d'Schiter e chli ufe!“ —

„Muetter, die chline Hühnli thüei so hungrig, sie springe mr no, wo-n-i stoh und goh.“

„Jä, die möge halt all Stund. Gib ne nes Tellerli voll Hirz. Aber jag dr Guggel furt und die große Hühner, die si gar uverschant. Das lahme Mueghuehn chasch lo si, 's isch au nes arms! Si d'Schnitz gwäsche?“

„Jo, Muetter! — Chumm bibelibibi! chömmet weidli. — Sch-ich-t! dir olte Chäkere, göiht dir go 's Fresse sueche, 's isch gnue um d'Schür ume!“

Der Haushund bellt wie wüthend. Die Bäuerin, an den siedenden Ankentopf gefesselt, ruft:

„Wer isch do?“

„Zwäi arme Räisende bitten um nen Zehrpennig! Schon lang uf der Räis und ghei Arbeit.“ —

„Die Bäuerin sucht in der Züppentasche nach Kleingeld. „Do, chömet, reichet's!“

„Dangg gar schein! Mücht Se bitte um ne paar alte Hose oder ne Hemd oder Bottine —“

„Loset Schnabe, i ha i Gottsname nit dr Zit nochz'luege, aber i weiß wohl, daß nit meh fettigs ume-n-isch, es chömen au gar z'viel. Do het jede no nes Stückli Brod! — 's isch gern gscheh! adie wohl!“ —

„Muetter, was hei die welle? Der Eint isch gar es fufers Bürschтели gfi, nes bluetjungs! 's isch au grüßli, so umez'laufe so wit vo Heimet. Woher isch er ächt?“ —

„Du bisch nes dumms Meitschi! Die hei's besser as eusi uf-em Feld, wo sie fast z'Tod müesse schaffe bi der Hitz. — So, jetz will i dr Anke abschütte und de gschwind d'Schnitz über! Wäsch dr Surchabis, Meitschi, drück-en guet us und de thuet me Speckfeße dra — dört im Gänterli isch es, im rothe Häfeli — nei nit dört! So selb im Eggeli!“ —

„Muetter loset, es si scho wieder zwöi im Huusgang usse, as heusche.“

„Bring-ne Brod, dört vom öltère.“ —

„Muetter, wüßet-er, wer's gfi isch? Im Lünzifranz fini Chind. Herrschaft-ine! Wenn mer das i dene gseit hätt, um-e no vor zwöi Johre, daß d'Chind no müesse go bettle.“

„So, gseh'sch, wie's dene goht, wo nit huuse und numme fullenze und schlecke weih und Hoffert tribe! do cha mer nes Bispiet näh! — Gang no nes Bigeli Salot go rüste, vo dem kruslete im hintere Garte. Der Albert ist en so gern und ma dr Surchabis nit guet verliden. Gang gschwind, i will de chline Säulene z'weg mache.“

„He dr tufsig! dä Albertli mueß doch alles Guets ha! dä chönnt au ässe was chunnt, er wird süst numme z'meister-lofig.“

„Nei, nei, Meitschi, 's isch dr nit Ernst, du thätst jo

briegge, wenn er nüt apartigß überchäm. Was wotsch aber au du säge vom meisterlosig si?“ Und wie der Bueb muesch schaffe vom Morge bis z’Nacht!“

Liseli hüpfet lachend davon. Als es nach einer Weile mit dem Salat zurückkommt und derweil es denselben unter dem Küchenbrunnen spült, sagt es:

„Muetter, hüt taufe si is Länge Rädini. Wüßet-er au, wer hoffärtig isch? Seiht, rothet au, Muetter!“

„Ab, plog mi doch nit mit fettige Sache! Was gheit eus doch das! Mi nimmt’s ömel nüt Wunder, wenn-i jüst schier nit weiß, wo mr dr Chopf stoht. Gang go ischnide, vom herte Brod, hesch ghört? Was grauelig isch, schnid d’rvo. Mach beed Schüssle voll bis dohare, lueg do! und mach numme ganz reine Mümpfeli, d’Suppe wird viel besser. I eusi Schüssle thue e chli meh Raust, ’s goht gar schön uf. Me thuet de no Bohne dri, wenn sie no nit schmöcke, — o heie, sie si scho suur! Me cha doch schier nümme choche bi der Hix. — Jek muesch meh Brod ischnide, öppe bis do ufe. Schnittlig und Petterlig muesch au druf thue, das git e gueti Chust.“

„Jek, öb-i goh, müest-er z’erst wüße, wer Gotte und Götti isch hüt, öb d’r wellet oder nit.“ Das junge, sehr schlanke Mädchen umhalsset seine Mutter und hält sie bei der Schulter fest. — „’s Marike Frau het mer’s im Garte gfeit, wo sie Windle ufghenkt het —“

„Gang mer doch ne weg, du Gäuggelmeitschi“, ruft lachend die Mutter und macht sich los, „gang schaff du —“

„Loset doch au, wer Gotte-n-isch: ’s Wegmachers Gritli mit ’s Chuerets Frix! Das wird sie meine, Hergulani! Und ufzieh und ränggele! ’s meint gwüß, alli Spake und alli Schwalbeli lueg-es a und jek chönn-em dr Frix nümme fähle.

Und er lachet's doch numme-n-us! — Iſch das gnue igichnitte, do i dr chline Schüſſle, Muetter?“

„Jo, 's iſch gnue. I die anderi muesch meh thue, Chind.“

„Muetter — i wett, i chönnt au einiſch Gotte ſi!“

„D du eifältig's Meitschi, was chunnt dr au allerlei i Sinn! Gotte ſi? Jo das iſch en Ehr, die macht dr Geldſeckel leer. So mit-em-e Zehfränkli chunnt me ume nümme guet a, und de d'Guetjohr und 's Großguetjohr und dr Santi-klaus — nei, Meitschi, du chunſch no früeh gnue, denf numme dra. Ig und der Vater müeſſe jeh no eifter ſiebezeh Guetjohr gäh und 's Bertha ſcho feufi und der Albert drü, das choſt ne Luſe Geld im-e-ne Johr — thue grad uf jedi Schüſſle nes Hämpfeli Solz — und me het ſüſcht ſcho gnue z'hauſe, wenn me will bi dr Sach blibe. — Bring mer au nes Hämpfeli Solz für e Chnöpfeliteig. — Fleiſch iſch doch ſchön z'choche gege ſo nes Giſchling am-e-ne Faſttag, Chnöpfli, Pflutte, Waſſerſchnitte und Bappe — i ha's nie gern g'chochet und mer iſch au nie wohl drbi. Und 's mueß doch au ſi. — Lueg, jo mueß mr de Teig chlopfe, du muesch's au lehre, du biſch nüt meh z'jung. 's Bertha iſch nit ölter gfi, es het ſcho recht guet chönne choche. — Bring mr au drü Eier us em Chrättli dört im änere Gänterli; ſie ſi doch no guet? Chlopf ſie. Jo die ſi no früſch. — Lueg doch, öb's Waſſer chochet und nimm d'Schnitz ab, ſie bränte jo ſcho ne chli. — Was iſch das für nes Grumpel i dr Schür uſſe?“

Bettlerweib unter der Rükenthür: „'s iſch eue Suhñ, er nimmt ne Wagen uſe, Frau. Gebt mer au nes Almueſe der Gottswille oder öppis e chli z'Eſſe, Frau.“

„So, iſch dr Albert hei? Albert! Albert! — Liſeli, giſchwind gang-em go helſe, er wird no nes Fueder Garbe

welle isüehre vor-em Mittagesse, gang gschwind go helfe aspanne!“

Das Mädchen hüpfet trällernd davon.

„'s isch schön Wetter hüt. Dr heit gwüß viel inez'thue, Frau?“

„Jo, gar viel, wenn numme 's Wetter het bis z'Nacht. Do heit-er öppis, sätt, nähmet das au noh und göiht einisch für mi vor d'Ablösig.“

Die Bäuerin kratzte den Teig in die mit siedendem Wasser gefüllte Pfanne, die Teigstückchen verwandeln sich binnen Kurzem zu harten Klößchen, die mit der Schaumkelle ausgezogen werden. So nes Plätteli voll zu kochen für paar Leut, das ist nes Kinderspiel, aber für so ne Menge, die alle mit hungrigem Magen heimkommen und bei der Gluthitze und dampfumquollen da zu stehen, ach das ist eine harte Arbeit für so ne ältliche und noch dazu fette Bäuerin.

Und draußen hört sie einen schweren Wagen rollen, Pferdegeschirr und Ketten klirren und Rosse wiehern — der Albert spannt an, und es läutet schon Mittag und erst ein Plättli „Ehnöpfli“ das „untere“. Die Bäuerin kratzt den Teig nicht mehr so eilig, immer größere Stücke fallen in das sprudelnde Wasser, die Knechte haben ja gute Mägen, und man muß doch machen, daß zur rechten Zeit gekocht ist, der Vater ist in dem Fach gar ne strenge; und es muß doch so viel gemacht werden für die Läut und die Säu.

„Liseli! Liseli! wo bisch au?“

Das Mädchen kommt vom Hofe her laut schreiend dahergelaufen und sich hinter die schweißstriefende Mutter flüchtend: ruft es in komischer Angst:

„Muetter, Muetter, löiht-en nit zu, er will mi chlöpfen!
Es ist ihr Bruder Albert, der mit der langen Peitsche in

der Hand ihr nachgeeilt kommt. „So wenn mr no einisch Göllemattbuur feisch, so hau dr dini lusige Züpfli ab und nagle si a 's Tennsthör und schmier di de no ghörig us, glaub's numme, du donners Gärnäsi du!“

„Chönnt-er-enand nit au rüehig loh und müest-er enander eister helche, Fragezüg, as dr sit!“ schilt die Mutter. „Und handkehrum machet-er wieder 's Narrli, wenn me so viel z'schaffe het. — Albert, wie stoht's? Weit-er Vormittag no isühre? Chuntz nit gar spot use?“

„Nei, Muetti, mr chöme gli hei, drühundert Garbe si scho bunde und die si ufglade wie-ne Schin. Mr müesse dä Morge no isühre, süst möge mr nümme g'cho. Seit-e-mer nüt, Muetti?“

„Wohl, wohl! Chumm rüehr do Liseli! — Lueg do isch no nes Stückli Wäie und uf em Tischli im Stübli ne Reste Wi — aber mach weidli, dr Vater blanget gwüß! — Heb ömel Sorg, Albert, der Hans cha jo lade und zue de Rosse heb au Acht, daß nüt ungschicks passiiert, sie si schräckli wild!“

„So jeh goh-n-i, Muetter! Meitschi, do hesch no nes Ziggi!“ Er versetzt dem Liseli mit dem Peitschenstock einen leichten Schlag auf den Rücken und springt laut lachend davon. Liseli schreit, wohl mehr als nöthig, laut und will ihm nacheilen.

„Do blibsch, Meitschi! Wotsch folge? Alle Marsch, go Tisch decke! Zell sie ab, wie mängs as chuntt cho esse. Und vergiß nit d'Solzbüchsl und dr Pfeffer, i sett-er das nümme müesse säge! Aber mach-mer d'Schaffilade no nit uf, wie gester, daß d'Fleuge ine chöme — Fösis, jeh han-i ganz vergesse no de Säue z'luege — thue no nes chlis Gäzi voll warmes Wasser a Surchabis, gschwind!“

Im Begriffe, so geschwind, wie es ihre Korpulenz erlaubt, nach den Schweinställen zu eilen, wendet sich die Bäuerin wieder um.

„I bi au ne Sturm! ha scho lang de chline Säue z'weg gmacht, i will's grad mit-mer näh!“

„Muetter, i will d'Melchtere scho use träge, göiht numme!“

„Nei, nei, Lisele, du bisch no z'jung, 's chönnt-dr schade; mir macht's nüt meh.“

Vom Dorfe her erklingen die Töne der Sterbeglocke. Das mit Tischdecken beschäftigte Lisele läßt Teller und Bestecke im Stich und eilt vor's Haus. Bald kommt es in die Küche gerannt, und da es hier die Mutter nicht trifft, so eilt es nach den Schweineställen.

„Muetter, wüßet-er wer gstorbe-n-isch? 's Durse Felix. 's Wagners Babeli het mer's gseit, 's isch do verbi mit em Esse. Jösis Gott! er sig numme drei Tag chrank gsi — d'Chopfchranket!“

„Allweg. B'hüetis Gott, so ne junge chrestige Burscht! Bet au feuf Vaterunser für die arme Seel, Lisele! So, me isch doch nüt uf der Welt! — G'sehsch Lisele, wie's eim cha goh? und du magst no eister dandle und dr Narr mache! und denkst nit, as dr au so chönnt goh! Du bisch au nit so chäch!“

Die Trauer um den verstorbenen Jüngling, vielleicht mehr noch die Angst um ihr eigenes Kind, preßt der Mutter Thränen aus. Sie wischt sich diese mit dem Schürzenzipfel us den Augen und begibt sich an ihren Herd zurück.

„Lisele, schnid gschwind ne Schnidete Brod use, aber ohni Raust, daß i cha Grummeli mache uf d'Chnöpfli — wo isch jek wieder d'Amelettepfanne? Warum thuet mr sie nit au a 's ghörig Ort? Die Meitschi strudle numme so uf und drvoh! Reich mr dr früşch Anke, es isch no guue im chline Plättli — eh hör doch au schlecke, Lisele, Anken ohni

Brod isch ungsund und mr esse jo jek nandernoh. Los! I glaube i g'före 's Bertha scho cho! Bertha, isch's di?"

„Jo, Muetter! D jere, i bi fast tod!“ Die schlanke, hübsche, schweißtriefende Tochter läßt sich ermüdet auf den Rückenstuhl nieder und das brünette Gesicht trocknend, klagt sie:

„Aber au e Hitz isch's hüt, me mueß fast vrgoh! Und spränge thüe sie ei'n, 's isch kei Art; jek hei mer scho vierhundert Garbe hunde und All's abgmacht i dr Neumatt! Muetter, was hei mer z'Mittag? Jä jo, das hätt i bold vrgesse; d'Steffene chunnt au cho esse, i bi voreweg hei für sie go z'froge, oder villicht 's Bäbeli. Der Vater het selber gseit, mr hebe z'weni Wibervolch. — Chnöpfli? D die ha-ni nit gern!“

„D dir sit mer au Schmäderfräsli, eis wie 's ander,“ schilt die Mutter, indem sie den siedenden Anfen aus dem „Schweißpfännli“ in die beiden mächtigen Suppenschüsseln ausgießt, daß es laut aufzischt, „eis cha das nit esse und 's ander dunft dieses nit guet! Und der Vater ist doch alls eweg, was chunnt, so ne olte Ma und dir so jung und chäch! schämet-ech! — Aha, sie chömme! Gottlob isch's ömel g'chochet — gang rüef-ne, Lise! — Nomittag mueßch du mr helfe, Bertha! Mit em Ehline chan i nit chüechle. Lueg selb, ei Büpfe will dr abe! — Esse! Chumm cho esse, Vater!“ —

5.

Es währt geraume Zeit, bis die Leute alle um den langen eichenen Tisch Platz genommen. Der Eine hat noch etwas an der Sense zu flicken, der Andere sucht den „Taback“ den sie ihm „vernistet“, Jener wäscht die Hände schon seit fünf Minuten im Brunnentrögli, der Karrer muß den Roffen Heu ausstecken. Endlich ist auch der letzte Sitz besetzt. Aber es herrscht eine drückende Schwüle in der niedrigen Bauernstube und die Suppe ist so heiß —

„Mach doch d'Fäischer alli uf, Mariann“, befiehlt der Albert, „dört die äneren au!“

„Aber d'Fleuge — was denisch au —“

„Lieber no nes paar Fleuge meh, as so ne Hitz! Gib mer 's Solz au do ufe, Heiri!“

Die Suppe wird schweigend eingenommen. Nachher bildet der unerwartete Todesfall des Durse Felix das Hauptthema des Tischgesprächs. Während die Weibskleute die Theilnahme über den raschen Hinscheid des Jünglings nicht verhehlen können, sprechen sich die Mannskleute, mit Ausnahme des Albert, weit gelassener darüber aus, ja der Chasper kann sich nicht enthalten, die Mädchen wegen ihrer Sentimentalität auszulachen. „Gell, Breni, er isch dr au e Zitlang no gstriche. Aber es isch em nit Ernst gsi, er het gar mengi gha zäntume und gar eigelig isch er au nit gsi —“

„Nu, nu, löiht das Ding lo gelte“, mahnt ernst der Bauer, „die Todte soll me lo rueihe und ne nüt Rösse noch zelle. Schlechts het me ömel nüt von em ghört, er isch huslig gsi und het zue dr Sach gluegt — 's nimmt mi Wunder, was d'Muetter jetz will asoh, die isch jetz au böss dra, sie duret mi — au dä einzig Sohn! — Effel au, selb obe! Se, Bäbels, griff zue, 's isch Sache g'nue do, dr müescht nit schüch thue, hüt müescht-er gar gnue schaffe, hüt cha's öppis!“

„Jo, tummlet-ech numme“. ermahnt die Mutter, „es rücht i dr Chuchi, me cha's fast nit ushalte, es mueß gli ander Wetter abseke!“

„I glaub es selber au“, sagt der Bauer; „me het d'Jsebahn g'hört, as wär sie a eim a. — Heiri und Matths, dir müescht uf dr Stell das Fueeder ablade, wo mer hei brocht hei. Mir bruche d'Wägen all und hüt chönne mr keine etlehne, wüßt nit wo! Mir andere göih alle druf los go binde, Michel, du muesch e chli gleitig fuettere, d'Roß und 's Beh und d'Wäge z'weg stelle, as mer de numme cha aspanne. — Hüflireche, Ladgable, Großreche und Bänder — vergesset nüt, Manne — so! — Jo uf e Chriegelisacher göih mr z'erst — Meitschene, sit-er zweg?“

Die Bäuerin zupft ihren Eheherrn am Hemdärmel und sagt mit gedämpfter Stimme: „Sörg, 's isch no öppis im Chunstrohr inne, wotsch es nit no cho näh?“

„I ha nit dr Zit und i ha gnue g'esse. Nimm du's Leni, — i mueß noch goh, süscht goht nüt. Sie fürchte dr Albert no viel z'weni. Bhüet di Gott!“

„Du hätsch es jo gli g'esse —“

„Nei, nei, z'Nacht de!“ — —

„Liseli“, spricht die Mama zu ihrem Badtschchen, „Liseli,

nu mach jeh daß goh'sch und schaff brav, du bisch jo nes großes Meitli. Mach nit, daß der Vater halget."

"I goh jo, Nenni, aber o Jesis, wie thuet mr dä Schueh so weh, i cha fast nit drinn goh!"

"Jo das hani wohl denkt, es chömm so use", entgegnet die Mutter; „meinsch, i heb's nit ghört, wo zum Schueh-macher gseit hesch: „numme nit so großi, Chlausi, numme nit so breiti!““ Du hesch jo so chlini Chläili welle ha, du Hoffertsdreckli! und so hei si's alli, und wenn sie de Negertsche-auge hei und Schwille a de Füesse, so thue sie wehberer und gränne, me sott no Bedure ha."

"Jeh bin i ömel drinn, heit-ech numme still, Muetter. Uih! Dasch lustig, use goh!"

"Los no, Chind! trink mr keis choltz Wasser i d'Hitze, do hesch nes Möckli Zucker und nimm es Hämpfeli dürri Chriesi i Sack, du chaust eistder öppen a ein sugge, das nimmt dr Durst und schadt nüt. — Und thue du hüffle — hesch ghört — 's aträge isch gar mähfam und wenn gschwigt hesch, so thue di nit verschölte und nimm hüt kei Chäs —

Allein das Mädchen hört nicht mehr. Mit dem Rufe: „So, jo Müetti!“ springt es gleich einem jungen Reh den Dirnen nach, den Feldweg entlang, froh, der Rückenhaft entronnen zu sein. — —

Der Mathys und der Heiri haben sich dem Befehle des Meisters gemäß an's Abladen gemacht. Ersterer zieht die Garben vermittelst des Wellenseiles vom Wagen durch das Reiteloch hinauf, während der Letztere sie auf dem Garbenstock in Empfang nimmt und regelrecht „zusammen schlägt“.

„Herrgott, do oben isch ne Hitze“, ruft der Heiri, „grad wie im ene Backofen in! Grad unter de Ziegle! Duf isch's numme ne Narrethei drgege!“

„Duß isch au ne Sit; wett nit d'Hand umdrehre“, entgegnet der Mathys, „es zwizeret jo frei — so heiß isch's hüür no nie gsi. Sie werde au schwiße duffe, dr Meister wird ne scho nes Gsägli pfife, as es lauft, dä vrstoht's! Schaffe mueß mr do, daß ein d'Rüppi chrache, aber z'esse und z'trinke reut sie de au nüt, selb isch wohr. 's isch Drnig im Feld und i dr Chuchi, nit bold am-e-ne Ort e so. I ha sechs Johr bim Ziegler gwerchet, dört isch nie kei Afang gsi und kei Furobe und mr het's doch niemi hi brocht. G'fochet hei sie, i bi öppen au nit dr eigeligt, aber i bi im Vrbigoh mängisch hei go esse, — 's isch ebe kei Drnig gsi. — Und das mueß me eusem Meister no norüehne, er fahrt ei'm 's Plägli au no z'rechter Zit — heb die Garbe, Heiri! — und meint nit, für euferein sig Alls guet gnue, 's esse, 's Wetter und 's schaffe. D'Bräme stüpfen-ein bigott do im Tenn inne, wie wird's erst duffe goh!“

„Heisch au viel Frucht hür, Mathys?“

„So passabel: zwöi Plägli Rogge, 's halb Acherli Chorn und i dr Rütli Haber.“

„Boß Donner, du chunsch ömel achthundert Garben über!“

„Jo worum nit tufig! Wenn i Alls in Allem sechshundert Garbe überchume, bin i guet z'friede.“

„Du channsch halt wohl viel asäihe, vo zwöi Haut Beh git's gar viel Mist, und Mist mueß mr ha, süst nügt 's säihe nüt. Hei mr bold halb abglade, Mathys? — Und de heisch grofi Buebe und Meitschi, wo chönne schaffe und verdiene. Ig und d'Frau müeße halt Alls elleini schinde.“

„Los, für das wett-dr nit viel gäh. Wo d'Chind chli gsi si, hei mr besser huse chönne as jeh — mr brächte's nümme z'weg, was mr z'weg brocht hei. — Das si jeh au herrgottisch schwäri Garbe! — So armüethig, wie mir, het

nit bold öpper agfange. 's Bäbeli het achzg Fränkli erspart gha und nes Trögli voll Chleider und ig nüt — füfzeh Johr lang han i Alls, was i verdienet ha, im Metti müesse inne gäh, so isch d'Ornig gsi i eusem Huus und schier allen Orte. Selbmol hei Taurnerbuebe nit Hampfefe Feusliber im Sack um dröhlt, wenn scho d'Muetter mueß go bettle — wohl, euse-n Metti hätt is es Kapitel ufzellt us em Hagelbuech, daß es gstobe hätt. — Es si no öppe sechzg Garbe, Heiri! — So, ig und mis Bäbi hei elend müesse asoh huuse: Löffel und 's Pfännli, 's Chästli und 's Nästli hei mr müesse chaufe und was mr g'esse hei, z'erst verdienne.

Für 's erst Geißli ha-n-i müesse 's Geld etlehne, dr Gemein-schriber het mr's glich' und dr Metti isch Bürg gsi. Dr Metti hätt mr scho au g'hulfe, aber do isch-em 's Hüßli verbrunne, — die verdammti Cheßlergrit! — und er isch do ärmer gsi as ig. — Und 's Huzzeisli und Stür und Brück — das isch bigott kei Gspäß für ne Anfänger mit läre Hände und drzue im holte Winter, wie selbmol! Mi Frau het chönne Bauefigs webe und het mi au glehrt und do hei-mr's z'säme klopfet, daß es e Freud gsi isch, vo de Morgen am Feusi bis z'Nacht am Zehni, Elfi. Und wenn me au numme Lügel zahlt worden isch — nit nohloh gwinnt — es het doch nes schöns Hämpfeli Geld gäh. Und mr hei d'Wage zäme gha, i ha dr ganz Winter nit zeh Chrüzger i 's Wirthshuus treit und güdel hei mr au nit mit dr Chost; mr hei eigerlig glebt, wie die arme Hünd; Herdöpfelsuppe und wieder Herdöpfelsuppe und z'Nacht nes dünns Rasseeli. 's Bäbeli hätt's nit anders tho, es isch so graggerig gsi wie dr Teurel. Einisch hei 's Karlischniders nes Chueli müesse meßge, und will's Nochuure gsi si, het 's Bäbi au zwöi Pfündli Fleisch g'kauft, z'guetem, und 's isch au grad Fasnecht gsi. Aber chuun isch

es mit em Tellerli hei gsi, so het's 's Geld scho wieder graue, was machts? Es verchauft das Mödli Fleisch is Lunzis Frau und het ne Halbbake dra verspielt. I ha nüt verspielt, het 's Bäbeli zue mr gseit, mr hei jetz vier e halbe Bage dra gwunne, daß mr's nit gesse hei; Herdöpfelsuppe thuet's au und mr si's am beste gwahnet. D'Zit goht glich ume und wenn me huse will, darf me nit Alls verschläcke! — So het 's Bäbi g'refiniert und i ha mi als Ma unterzoge. — Im Hustage bin i druf go Dachdecke, i ha all Nacht nes ruefigs Gfräß hei brocht, aber drzue ne schöne Bage Geld und für das han ig mi scho chönne wäsche; im Erlebach het 's Wasser nüt g'kost. 's Bäbi het d' Herdöpfel elleini gsezt und pflanzet au und zwüschen ine gwobe. Leid g'esse hei mer eister furt. Mit vier Pfündlene Anke het 's Bäbi einisch g'fochet vo Johanni weg bis Michelstag und doch no einisch drvo g'küechlet, wo d'Gotte vo Basel cho is, denf bigott, Mathys! Mängisch hei mi die trochne Herdöpfel au e chli gwürgt, wenn mr die guete Bräufeli vo 's Lipp's untenoch i d'Nase g'roche hei. 's Lipp's si aber all Johr nöthiger worde und um Sack und Pack cho, und mir hei im zwöite Johr scho chönne nes Chueli chaufe — nes liecht's Schäggele mit ein Horn, aber nes guets Thierli, es het is hulfe huse! Und wo dr Metti selig gstorben isch, han i's Schwellemätteli übernoh und du ha-n-i gmeint, i sig dr größt Bur im Dorf. Aber 's isch nit Alls so grad use gange, wie-n-i gmeint ha. Am erste Chind het 's Bäbi zeh Wuche müesse im Bett blibe — 's heig si mit dr ruche Chost vderbt, het dr Dokter gseit — und chuun isch d'Frau us dr Beizi gsi, isch 's Chind chranf worde. Wieder zäh Wuche het's d'Därmgiechter gha und d'Frau het nümme vo dr Wiegle wegchönne und mit mim Verdienet isch's au übere gsi. Das het is z'rugg g'schlunge, Heiri, 's gruset mr

jeß no, wenn i dra denke, poß Donnerwille! I ha nümme gwüßt, wo mr dr Chopf stoht, i däm Brüel und Glend inne. I ha mängisch denkt, werisch doch ledig blibe, aber säge ha-n-is doch nit dörfe, s' Bäbi hätt mi gar stark agluegt. — — Druf isch's aber wieder besser gange, die viele Chind hei-nis ömel nit uf d'Gass brocht. 's macht mr jeß kei Chummer meh — chumm abe, Geiri, 's isch abglade! Dr Meister blanget villicht scho und luegt, öb mr no nit chömmen. — Herrgott, han i Durst! Und 's Hemmli chönnt mr usdräiße!"

"Ig ha's au so", sagt der Mathys, „aber Wasser trink i doch jeß feis. Chumm, mr wei i dr Olte go nes Most heusche, die git is scho. Thue 's Züüg Als uf e Wage, i will er es scho go säge."

Und wirklich die „Olte" spendete den Beiden Most vollauf. „Aber jeß machet, as es lauft, es isch scho Zwöi und 's Wetter het gwüß nümme für hüt hie!"

6.

Wir wollen den Mathys und den Heiri auf den Chriegeleracker begleiten, um zu sehen, wie das schafft und zappelt ringsum im Felde. Die Sonne senkt ihre glühenden Strahlen auf die Erde nieder, daß Menschlein und Thierlein schier vergehen bei ihrer harten Arbeit. Der, der harten Ackerkrume entsteigende heiße Brodem vermischt sich mit der Sonnengluth und erschwert das Athmen. Die Schnitter und Schnitterinnen sind in Schweiß gebadet, das Ungeziefer ist unerhört zudringlich und lästig — thut nichts, der Mensch darf nicht läßig werden, denn es ist Erntetag, einer der wichtigsten, auch ist das Barometer ja gesunken! Trotz Sonnenqual und Müdigkeit und triefendem Schweiß läßt hie und da ein lustiger Bueb einen flotten Jauchzer steigen und es findet dieser ein Echo in fern und nah.

Scherzreden werden gewechselt und Spässe, feine und gröbere werden zum Besten gegeben. Ein Gläschen Brantwein, ein Glas Most, in gewissen Zwischenräumen gespendet, tragen das ihrige bei, den Schaffensmuth und die Spannkraft der Leute aufrecht zu halten oder neu zu beleben.

Emsiger aber, als auf des Mattenhöfers Chriegeleracker, wird wohl nirgends gewerchet. In drei „Föhnen“ wurde gleichzeitig gebunden, in regem Wettstreit scheinen die Mädchen mit ihrem zusammengerafften Armboll Korn dem Binder ei-

gentlich zuzufiegen, Garbe reiht sich rasch an Garbe, in gleichmäßigen Distanzen gelegt, gleichen sie den geöffneten Reihen eines wohlgeordneten Infanteriebataillons.

Alle binden, nur der Bauer und sein Sohn beeilen sich, den letzten Rest der ausgebreiteten Matten an „Häufli“ zu bringen.

„Wie viel Thorngarbe hei mr afe dinne, Albert?“

Nach kurzem Besinnen, den Rechen einen Augenblick ruhen lassend, begann Albert zu rechnen: „Fünf und vier macht nün, und sechs si füzeh, und acht macht drüzewänzhundert; im Neufeld drühundert macht sechsezwänzg, und vierhundertfüßg im Dürsteler, macht drütusig und öppis drzu. Wie viel cha's hüt gäh, Vater?“

Auch dieser nimmt seine bewährte Schätzungskunst ebenfalls zu Hülfe: „So siebezähnhundert Garbe git's allweg, villicht no meh, es ligge halt Hüffe uf Hüffe! Und Rogge hei mr au viel und hei ne, was d'Hauptsach isch, guet ine brocht, und de no dr Weiße — jo, mr hei Gottlobedank hür nen Ern', wie-n-i no feini erlebt ha!“

Der Alte nimmt eine Prise, dann fährt er fort: „So, ne gsegueti Ern' hei mer hür — Albert schaff, schaff! — und nes guets Johr i alle Theile. — Wenn i au dra denke, wie-n-i ha müesse asoh! I ha 's erscht Johr, wo-n-i übernoh gha ha, chuum füzehnhundert Garbli gmacht, so isch dr Hof verhudlet gfi und verlumpet vom lange wegliehe. Für setligs Land wieder zweg z'mache, brucht's viel Flis, viel Mist und viel Geld.

A Flis het's mir und dr Muetter nit gfählt, aber Geld hei mr wenig z'säme brocht, desto mehr Schulde. So dre Schwester usz'stäre, das het ne Nase! Und vom Schwächeri han i au na nüt gha und Alls mit frönde Güte schaffe, 's

het mi mängisch ungeschloffte gleit, i cha der's säge! — Du won i vo dr Muetter ha chönnen erbe, da het's mr asoh wohle. D'Schwöger ha-n-i uszahle chönne bis a paar tusigi — Dr Sepp het's nit so nöthig gha; und do hani Mist g'kauft und Strau und anstatt Heu z'verkaufe ha-n-i ne Senn gha. Jo, Geld mueß me ha, Albert, wenn me bure will! Dä wo numme vo dr Hand is Mul mueß lebe, isch nen arme Büttel, dä bringt's niene hi. — Nimm däi Zatte au, Albert!"

Nach einer kurzen Pause und nachdem er sich vergewissert hatte, daß sie Niemand belauschen könne, beginnt der Bauer auf's Neue: „Was will i säge, Albert, wie stoht's mit 's Güllebure Meitschi? Du goh'sch doch no zue-n-em?“ Sein Blick hat die Strenge eines Großinquisitors angenommen, er bohrt sich hart und forschend in das Auge des schlanken Jünglings.

Das Antlitz des Dragonercorporals überfliegt bei dieser Frage eine jähe Röthe, der Tapfere schrickt sichtlich zusammen wie ein scheues Mädchen, das unerwartete Verhör bringt ihn in augenscheinliche Verwirrung. Dieß Thema hat der Vater noch nie berührt — warum thut er es heute?

„Hei jo, so dann und wann“, lautet die ziemlich kleinlaute Antwort. Das Auge des Jünglings sucht dem strengen Blick des Vaters auszuweichen.

„So? numme dann und wann? 's ist dr de nit recht Ernst? du estimir'sch de das Buremeitli nüt? Ne-n-einzigi Tochter, wo einisch Als cha z'säme näh? Der Altwisi hürothet jo doch nit, er isch ne Stümmel. So siebezg, achzg Tusigi achtisch du nüt, Junge? He? Nei bigotts, me möcht us dr Huut fahre!“ Ein langverhaltener Zorn scheint sich

beim Alten Bahn zu brechen. Mit gehobener Stimme fährt er gegen seinen Sohn gewendet fort:

„Aber i weiß wohl, wo dr Haas im Pfeffer lit. Mensch öppe, i sig en Düppel und merk und vernehm nüt? Gell du hesch dr Narr a 's Chrämers Meitschi gresse, a dem Dämli? Dem bisch scho lang heimlig nohgstriche und am Märet hesch's gastirt i dr Stadt, gell i vernimme Alls! Das Fögelmeitschi, wo feini siebetusfigi überchunnt und dr Alt no Bürste gmacht het, as i no weiß! Isch das au e Gedanke vo dir? Was mensch ächt, mit was wotsch einisch eusi zwöi Meitschi usstüre, wenn sie 's Lebe hei und ig und d'Muetter gstorbe si? Mit Ziforipädlene? Oder mit Wiribürste? Mit dene paar Bage? Wotsch lieber nes nöthigs Raxerbürli abgäh, as e rich e Ma? Dr richst villicht i dr ganze Chilscherig? Hesch no nie a settigs denkt und numme a's schön Lärbli? Jä lueg, Albert, vo dem het me nit gesse! Was meinsch?“

Der Sohn scheint sich während dem väterlichen Sermon von seiner blöden Ueberraschung ein wenig erholt zu haben. Ohne Trotz, jedoch mit einem unverkennbaren Anflug von Festigkeit, antwortet er:

„Aber Vater! Dr müest doch au selber säge, daß 's Anni au gar nes unschinbers, ungattligs Meitschi isch; wär's nit so rich, es luegt is gwüß dr ärmst Chnecht nit a. Aber i wett wege dr Hübschi oder Wüeshti nit emol viel säge. Aber es isch so dumm wie nes Schoffell, jede Gäuggel cha's tischöple. Und wenn's z'Chilsche und z'Märet no passabel dehar chunnt, deheim gseht's eister us wie ne Hagher, me weiß nit welles as hinte oder vorne isch. Uf-em Fürtech thät dr Rüeblisome usscheiste, miseel!“

„Se nei, nes Zuckerditteli isch's ebe nit, es schaffet düsse wie nes Roß und stoht i alle Drecke ine.“

„Jo, das isch wohr, Vater, so grobane misstheile und mit dr Haue dri schlo, das cha es, aber ne Suppe möcht-i feini vo-n-em esse. Me mueß numme froge, was d'Chnechte säge, wie ungrothe as es sig. Es cha nit spinne und cha nit näihe und am gliche Fürsueß lizmet's jek scho drei Winter — d'Dorfsnabe chönne-ne allz'sämme und hei 's Gspött dra. Wohl, das git ne Husfrau, pfi Teufel! Und wenn mer denn no mueß gseh und vernäh, wie d'Burschte chönne bi-n-em ume rütsche — Chnechte und Granizler —“

„Das si dumme Glaufe, leers Gschwäg! — Am leere Bahre schloß enander d'Roß und was nützt e schöni Schüßle, wenn nüt drinn isch? Do chasch lang go schlede, ob satt wirsch. Paß uf, Junge, daß kei Dummheit machsch! I mein-es guet mit dr und weiß, was für di isch. Denf numme: mit em Anni gisch du ne rich, agsehe Ma ab, und was scho do isch, bruucht mr nümme z'erhuuse. Folg dim Vater und“ — er hob den Zeigfinger warnend in die Höhe — „und loh mer 's Chrämers Meitschi goh, loh-dr's gseit si!“ —

„Meister“, ruft der Karrer, „dr Albert cha denf goh d'Wäge reiche, mr hei i-n-ere Halbstund do fertig bunde“.

„Jo, Albert, gang und bring die zwöi größere Wäge, i denke, sie göihe druf. So's numme-n-e chli laufe — 's Wetter soht bigopp asoh böse, i ha mi numme nit g'achtet. Saperment!“

In der That zeigen sich alle Symptome eines Witterungswechsels. Kein Lüftchen regt sich ringsum. Blatt und Gezweige hängen schlaff von den Bäumen, der Wachtelruf und der Lerchentriller sind verstummt, die ganze Natur scheint einem trägen Schlummer verfallen zu sein, nur der Mensch darf nicht ruhen noch rasten, denn vor ihm liegt das Mehrenfeld in goldener Fülle ausgebreitet und — es gibt Wetter, gewiß! Nur die Menschen schlafen nicht, die Bauersleute und ihre

Quäler, die Bremsen und Schnacken, nicht, heute besonders stürzen sie mit Todesverachtung auf die nackten Arme, auf Gesicht und Hals der Schnitter und Schnitterinnen, und bringen ihnen ihre schmerzhaften Stiche bei, als ob die Ärmsten bei ihrer schweren Arbeit nicht schon genug zu leiden hätten! „Me cha die Scheibe uf dr Hand z'tod schloh, me cha sie vo der Backe riße wie d'Häselnuß, sie flieih gar nit“, flucht der Michel, „so ha-n-i doch no nüt gseh! Sie thüeih hüt au gar as wie bseffe, es muëß Rege gäh!“

„Jo i bi verstüpfst wie der Sant Sebastian, sie stüpfse mi dur d'Zwischhosen ine, — Hans, du hesch ömel zwöitufig am Rügge“, ruft der Mathys. „Breni, stüpfse sie di au?“

„Nei, nummen im gstinkfige Mannevolch hei si no. Gus löih sie rüehig.“

„Demel mi thüe sie fast töde“, jammert das Lisele, „o 's Bertha het's doch schön deheim. D je! mini Händli si ganz gschwulle! Lueg do, Bäbeli!“

„Wenn i Meister wär, müßte die Stadtfräulene au cho binde, nummen au hüt“, sagt das Bäbeli, „die wurd-es aluege, jo sie sturbe munduf . . . Do die zwöi Schlämperli, weisch Mariann? wo-n-is so usgschänzelet hei i dr Isebahn, die müekte mr zum vorus cho und de wett i erst no ne Bräme si!“

„Du gisch jedefall no eini, Bäbeli“, entgegnet der Michel, „du chunnsch kei Ma über — ale, Meitschene, tummlet ech, dr Aetti luegt gar böß. Noche mit em Strau! Gßlingg!“

„Water, wei mer Zimis näh?“ fragt das Mariann. „Es si numme no öppe Zeh' z'binde, i goh go zweg mache, nit woher?“

„Jo, mach gleitig zweg! Lueg dört obe am Füllhorn dais Wüchli? Das isch nes schlimms Zeiche, eis vo de schlimmste. Wenn's numme hätt bis Nacht! Burschte, go

Zimmis näh! Meitlene chömmet, und de goht's wieder i d' Neumatt! Dört chunnt dr Albert scho cho z'spränge mit de Wäge!"

„Wenn's nummen au nes Plätzli Schatte do ume wär“, klagt die Magd, „so a dr Sunnehiz usse, dunkt ein nüt guet. Biseli, chumm mach d'Gleser zweg, i will dr Chäs vrschride.“ — —

Uns aber gelüstet es keineswegs, länger in der Sonne zu braten. Die Bäuerin hat heute ein Wörtchen wie „chüechle“ fallen lassen, das erregt unsere Glust sonder Maßen. Wollen ihr 'mal wieder einen Besuch abstatten.

7.

Ei wie das gut riecht, vom Mattenhofbauernhause her! Ist's Braten-, ist's Ruchenduft? Wüßten wir nicht zum voraus, daß heut Abend das Erntefest gefeiert wird, wir könnten auf die Vermuthung gerathen, es werde ein Kindstaufer oder ein Verlobungsschmaus hergerichtet, so lieblich sticht's uns in die Nase.

Sichleten, du wohniges Wort für das Gesinde und alle glustigen Hausbewohner, du Schreckenswort für die geplagte Hausfrau!

Denn sticht draußen die Sonne noch so heiß, der von den sprudelnden, brodelnden Töpfen und Pfannen ausströmende Qualm, die vom stets neu unterhaltenen Herdfeuer entweichende Hitze machen den Aufenthalt in der Küche fast unausstehlich. Der Schweiß dringt der geschäftigen, dicken Bäuerin aus allen Poren, was hilft's ihr, daß sie sich der leichten Jacke, der dünnen Haube, ja selbst des Halstuches entledigt? Da steht sie bei der brodelnden Rüechlipfanne, der süße Dampf dringt ihr gerade in's Gesicht, das starke Herdfeuer versengt sie fast, und sie darf doch nicht weichen, sie muß mit dem Rüechlispitz die ihr von der Bertha gereichten „Kniepläke“ in die siedende Butter tauchen, sie wenden und wieder tauchen, bis sie hart gesotten sind, muß wohl aufpassen, daß dieselben nicht zu „bleich“ bleiben und auch nicht zu

braun werden, denn ihr bewährter Ruf als Köchin steht auf dem Spiel.

„O Meitschi, was mues i au usstoh, do bi dr Pfanne zue, i vergoh fast und cha's hold nümme usholte! Du heisch's no viel besser, du muesch d'Nase ömel nit grad ob-em Für ha. Und do meine si dusse, euferein heig deheim no Chilbe.“

„Jo, i wett au lieber dusse schaffe, was chunnt. 's Liseli cha lache!“

„He nei, es het em au no gar grüeli a, 's isch no gar jung. Es wird au müed gnue werde, das arme Chind! Bertha, leg no nes Schit a. Wie viel Pläge si's au no?“

„O jere, no eister zwöi Brett voll, sie wei nit mindere!“

„De müesse mr no einisch Anken überthue, dä isch müed, sie wei nümme recht usgoh. — Weisch du was, mr wei grad die schönere vo dene do eweg thue, die si grothe, i weiß nit, wie's mit den andere goht. Es Doke für e Pfarrer, es halb Doke für d'Gotte und es paar schöni wei mr spare für 's Andrese, sie chöme sicher am Sunntig z'Visite, 's isch im Vater si Namestag. Gang lies sie grad us, is Chämmerli ine, z'Nacht het me nümme dr Wil; i will dr rüefe, wenn dr Anke heiß isch. — Es si scho wieder e Truppele Mehriuslefer dusse, gib ne z'esse, Milch oder Brod oder was de witt!“ —

— — „Aha, do breiche-n-is glaub grad recht. Guetenobe Hofbüri! Jösiz Gott, do müest er au öppiz usstoh! Dr machet Sichlete? I merkes; das isch lei Gspäß für so ne unendlige Luffe Lüt.“

Es ist eine Hausirerin in Fegsand, Bünd- und Schwefelholz zc., die sich aber augenscheinlich mehr von „guten Leuten“ als von ihrem Handel nährt.

„So, sit dir au wieder einisch do, Frau? — Jo wahrli,

dir heit Recht, das isch e grüßligi Pflicht, 's glaubt's Niemer. Bertha, bring der Frau nes Chüechli! Bertha!"

„Dir sit au ne gueti Frau, die besti uf dr Welt! I ha's scho mängisch gseit, wo-n-i ume Humme: Die Matthehofbüri, die het öppe Verstand und isch treu, han i gseit; und het d'Lüt nit für Günd und gönnt ne 's Esse und ment nit, sie sette si mit em hungrige Biuch z'todschaffe. Und gege die arme Lüt isch sie bsunderbar e gueti — ersch gester han is gseit zue dr Hübeligrite — und wie dr's so schön hebet — aha 's Bertha — Dank heiget-er ömel, Zümpferli, z'tusig mol! Aber nei, wie si das Chüechli! — so schön zündgäl und so murb und so guet, so macht sie niemer wie dir, i ha's scho mängisch gseit, jo 's Land uf und ab niemer! — Jo, i ha's i dr Hübelibüri gseit, wie dir au ne Buregwerb hebet und so ne groösi Sach und wie dir no schaffet und dr Ma au und d'Chind. 's Bertha bsunderbar git die usgspeuti Muetter, ha-n-i gseit und 's isch woher —“

„Do heit-er au nes Schüsseli Gaffee, Frau, oder weit-er lieber nes Glas Wi? Bertha, du muesch jetz cho, dr Anke chochet!“

„Aber, Frau, nei, nei, da'sch gar uverschant! — Dank heiget er ömel! Jo, i dr Hübelibüri ha-n-i gseit, wie dr ne Hüffe Waar hebet im Staal und Ross und Säu! Aber au 's Hübelibure hei ne Buregwerb nit bold e so. Sechszeh Chüech und ne Staal voll Gusti und numme zwee Buebe! 's Meitschi hurothet nit, i glaub es gar nit, wäge sim Weh. Und guet g'före thuet's au nit, 's isch halt e chli Familienchranket. De nähm mr a, numme zwee Buebe, numme zwee Hüffe! Und no ne chli Geld am Zeis, denk mr au! Und im Hans git keine d'Füeteri, so schaffet dä. Er milcht nes Doze Chüech elleine und schücht e fei Dreck nüt. Und huslig

isch er, er läß si für ne Santime dur d' Ohre stüpfen, drü Mol. Dä verthuet nüt z'unuz und wenn er au nit e so ne ufgwirte-n-isch, so isch er doch nit so dumm, as er schint, gwüß nit; er cha mit Lüte, wo ner gewohnt isch, no recht Gspäß mache; und hochmüethig isch-er kes Bigeli, im Gegentheile, so gemein isch nit bold eine! (Leise:) Gellert er isch am Frauetag do gsi? Mitem Fuhrwerch?"

"So er isch do gsi, aber 's Bertha het Zähne weh gha und ne gschwullnigi Bache — Bertha, Bertha! weidli chumm, mr müesse wieder asoh. — Da'sch ne Hix, me mueß fast umcho! — Läng mr sie jez wieder. Oder wotsch du zue dr Pfanne zue cho? Du muesch's später doch mache, wenn i nümme bi-dr bi und du ne Burefrau bisch . . ."

"Dr sit ömel no do und ig au", erwiedert die Tochter in etwas schnippischem Tone. — Aber wege dem will ig's scho mache, chömmet numme, Muetter, wenn sie fehle, is ig sie selber noch".

"Wie dir do ne stolzi, tolli und granschirti Tochter heit, das git einisch ne rechte Buri, poß Herrschaft! So i wüßt wohl, won ig sie wett histelle! Weber 's wird si Weg scho finde, gellert dir? hi hi hi! — Muetter, nehmet-er nit au ne Priese? 's isch guete Chabeziner us z'Munzigers Bade. — Gern schen! — Aber di Chüechli — i mueß mi schier schäme, so viel zesse, aber worum machet er sie so guet! Nei, so hani no keine gha."

"Nehmet ömel so viel d'r möget."

"Jo, jo, das weiß i scho, daß sie-nach nit reue, dir sit gar ne Gueti! — Wüßet-er au, daß d'r olt Schachegerber g'storbe-n-isch? Hütt thüese beerdige. So wahrli, die Riche müesse goh, wie die Arme. Und me seit — wüßet-er was me seit? (Leise:) Er heb si vergiftet. Denket au! So ne

riche Ma! (Laut): 's cha jußt wohl si, all Lüt hei jo gmugglet, er sig ne Freimuurer, pfi Lüsle! Und gege die arme Lüt isch'r e wüesste Ma gsi. I ha einisch chuun feuf Vaterunserlang mit dr Tochter gschwächt — d'Tochter isch nit e so — do het'r mi agluegt wie ne Doggehund und mi gfragt, ob i do well i de Müüse richte? Me seit frili, er heb Brgabige gmacht i Armesund und i Schuelsund — er het die Arme gnue abrüelet, wo nes Almuese welle hei und vo me ne Johrzit gfürt mer au nüt — aber was will me säge, ne Freimuurer. — 's Chueretz Bäbeli i dr Muelte het au ghürothet, gellet? Das het ne Chelle voll use gnoh, pfi tusig! So nes Schriberli uf dr Chanzlei, das wird feiß chäse, jo wolle! I hätt-em nen Andere gwüßt, aber das sine Gärnäsi het mi numme-n-usglachet. Und jek will ech au säge, wer i gmeint ha: Dr Habersfeldmarti han i gmeint, sett es näh. Ne Ma mit eme fettige Höfli und numme eis Chind, — „ne olte Säuterli“, — het's Bäbeli gseit, aber jek het's fei Olte, es het jek ne „junge“ Fögel — und wüßset-er au, daß sie hei müesse hürothe? Me seit's ömel e so und 's het mi selber öppis e chli dutteret am letzte Fritig — i bi au fei Narr. — So, i mueß doch au goh, i vrsuume-n-ech numme. Also bruuchet-er jek nüt? Fegsand oder Schwebelhölzli? He, so git's-es nes anders Mol. I danke-en-ech ömel 's tusig Mol, dr Liebe-gerrget sell ech's vrgelte!“

„Do nehmet no eis mit ech i 's Chörbli. Nehmet doch numme“, mahnt die Mutter.

„Jesiz, wie ne Gueti dir sit! Vergelt's Gott und zürnet nüt. Adie, Meitli, cha-n-ech öppis usrichte?“

„Weiß nüt!“ lautet der kurze Bescheid.

„He, me chönnt's nit wüsse. I säge einewäg was i will, wüßset wohl wo!“

„Scht! Schscht! Die Häger Hühner si so ubschant, sie chönnen eim sogar i d'Chuchi ine. Ale use do, i cha-n-ech do nit bruche“, ruft die Mutter; — „Frau, loset no!“ Die Bäuerin begleitet das Weib bis vor die Hausthüre.

Zornglühenden Blickes schaut die geschäftige Tochter der Rückenstreicherin nach. „Du verfluehti Täsche du“, murmelt sie, „i hät dr lieber mit eme Schit eis ume Chopf ume gäh Aber wart numme . . .“

Die Mutter kommt zurück. „Jez wenn die do fertig si und öb mr a d'Eierchüechli hi göi, wei mr doch au Zimis näh, Bertha. Wotsch du gstandne Caffe? Demel i ma keine, er macht mr eister Mageweh. Lieber nez Tröpfli Wi, wenn's scho nit vom süeßeren isch. Du nit au? Gang, reich e chli — dräh dr Hahne ömel recht zue, 's Meitschi isch i dem Fach so ne hiläfigs! — D wie schwißen i au, i wüsche mi numme nümme ab, 's nügt doch nüt, und 's Bei sticht mi, i möcht fast brüele. — Nei, nei, abhocke wei mr nit, mr hei gwüß nit dr Wil; mr chönne's z'gständlige au näh. — Sie si de so guet, die Chüechli, wie d'Santlere gseit het? Wie dunkes di, Bertha? — 's isch eineweg woehr, wie mr's seit: me chömm vom Gschmack gnue über. I ha chuun ase eis gesse und ma bigoscht nüt meh. — Aber murb si sie, da'sch woehr. D'Eier si doch d'Hauptsach. — Hör uf, hör uf, Bertha! I ha gnue a-mene Glas voll, bhüetis Gott, es chäm mr i Chopf, weiß Gott wie grüsli, und no bi der Sitz! — Jez goht's a d'Eierchüechli. Lötzig vom schönere Simmel, Bertha, das groß Becki voll isch gnue. Me git nit so viel über-e Tis, 's isch nit nöthig, wenn me so viel Sache git. E Portion wei mr ömel weg thue für e Sunntig, chöme si de oder chöme si nit — öpper chunnt allweg!“ fügt sie bedeutungsvoll hinzu; „oder glaubsch nit?“

„Was sell i glaube? I weiß jo nüt“.

„So, du weißt nüt? Het de dä ab-em Hübelihof nit gseit, er chömm gli einisch wieder, wenn de numme Bähnweh hebisch? Und er chunnt am Sunntig, i weiß es jetz bestimmt, erst sit-ere Stund — — Aber los, Bertha, mit dim Bähnweh fettisch doch niemer vernarre ha . . . I ha am Tag nom Frauetag neue nüt meh vo der gschwullnige Bache gmerkt, das isch arig! Dä Bursch bruchsch du nüt z'verachte, so ne rich e haudentische Schnab, ne Buresuhr, ne gschaffrige, huslige Kerli! Isch dr dä öppe no z'leid und z'arm?“

„D nei, er isch mr numme wohl rich!“

„Wohl rich? Bisch au no gschid?“

„Jo z'rich! I wett en lieber hurothe, wenn er das weniger hätt, wo die Olte z'säme bschiffe und gstohle hei.“

„Aber du wüest's Meitschi, schäm di au!“

„I weiß wohl, daß mr nüt so fett säge und i seit-i au nüt, wenn me mi nit wett mit Flis uf dä Hübelihof zwänge. Aber 's isch einetweg wahr und dir wüest's au, 's isch nit vrgebe unghürig uf em Estrig obe . . . Me chönnt mi mit vier Rosse nit dört ufe schleipfe, i sturb die ersi Nacht vor Angst!“

„Das si Dummheite — Glaufe si's! und wenn's au so wär, dr Hans cha jo nüt drfür und de vermöcht er jo nes neus Huus z'baue“.

„Und wenn er zeh neu Huser hät, so wett ig en nit! So ne chnorige, dumme, han i no keine gseh — isch ömel no keine zue mr cho! Do luegt er ne ganzi Stund i eiz Loch ine und sugt a si'r Stinkpfise, und wenn er de öppe no gsprächig wird, so redt er numme vo sine Rosse, vo sine Chliehne oder Stiere oder weles Chalb as schön nähm.“

Reiz Gspäpli und nüt lustigs oder öppis, das me köre

möcht — weles Meitli hätt nit Längzeit? Und doch chan er de so frech und dumm thue, wenn Niemer anders umme isch — i glaube fast gar, was mr seit, z'Plägewis —“

„So? Was seit mr de?“

„He, daß die Magd, wo sie hei müesse furttschicke —“

„Du glaubisch alls Bieschts und Schlechts von em, wüll e eifach nit magisch! Er cha dr's nit, er isch dr nit gschleckt gnue Gell Meitschi, das jung Schuelmeisterli, das cha dr's besser breiche? — Das Bürschtlì cha halt schwäge, wie druckt — gell, d'Muetter chasch nit vernarre ha, i ha dr Gspas scho lang gmerkt! Hätt di numme nit lo Gotte si, selbmol Aber i ha nit denkt, daß so nes eifältigs Ding figisch! I ha gmeint, du werisch z'stolz, für so mit eme Hungerlider dr Gäuggel z'mache — ne Buretochter! —“

„Aber Muetter —“

„Lo mi jek nummen usrede, 's isch mr scho lang im Halslöchli gestekt! So wäger, 's isch wo hr, i bi nit so fürnehm gfi und ha di Vater z'erst au nit recht möge . . . aber nes Schuelmeisterli, so nes bagigs, wer mr doch ordli z'leid gfi! D'Behli hätt nit lang duret, ob i e richi Burefrau wett ge, oder mir bi-m-ene Schuelmeister d'Gassebohne wett lo abzelle und mit-eme halb Pfündli Fleisch drei guet Suppe wett choche, daß es für die nächsti Woche au no öppis für blibt! Das mueß ne bsunderbare Liebhaberei si, bigoscht, für ne Buretochter! — Und du channsch Achtig gäh — wenn dr der Vater drhinter chunnt, was dà denn seit! Ne Schuelmeister! Nei, Bertha, lo das gelte! Thue's mir und im Vater nit z'leid und denk au a di selber. Du channsch si jo erlese und wenn dr der Hübelibursch nit recht gfallt, so chunnt scho nen Andere und z'pressiere hesch jo nüt, i wirde all Tag

wie öfter und i gspür es wohl, wie's m'r böset — gell Bertha —"

„Dr Albert rüeft, Muetter, loset, er isch scho wieder do mit eme Fueder!“ Und das Mädchen rennt hinaus in den Hof.

Gleich darauf kommt ganz von Schweiß übergossen der Sohn des Hauses eilig in die Küche: „Muetter, was heit dr mir Zimis? I ha duffe nüt gno, ig und dr Vater hei drwile eister glade, wüll die andere gruihet hei. Es git es Wetter, Muetter, die Welsche hei's jek scho, gschwind, gschwind!“

„Do, do nimm afe früsch! Chüechli! I will dr go Wi reiche — wo isch 's Bertha? stoht's bim Zug? — So, do nimm ömel! Aber bhüetis Gott, wie du au schwizisch, me chönnt dr 's Hömmli usdräihe!“

„D 's isch ne Füz, es flucht ein fast z'Vode. Und erst d'Bräme! d'Roß flüge schier uf!“

„Jo, jo, i ha's hüt scho gseit, 's müeß Wetter gäh, de Morge früeh, im Vater — d'Flöh fresse-n-ein fast — nimm ömel, Albert, wege-me Minütli — mensch dir bringet's doch ine? Als? Das im Stegacher au?“ —

„Weiß nit, glaub's nit, es dunkt mi, d' Garbe wachse zum Boden use, so viel git's i dr Bodematt. Adie, Muetti!“

„Se, nimm doch au no, Albert —“

„Ha nit dr Zit!“

Auf und davon, in laufendem Trabe. Die Bäuerin begibt sich ebenfalls ins Freie, vor die Hausthüre, und die Hand über die Augen haltend, guckt sie nach dem westlichen Horizonte. „Bigoscht, Bertha, wie das Wetter böset, gsehisch dört obe, wie's böögget a dr Geißflueh obe! Zere, wenn is der lieb Gott numme vor Oberwetter bhüetet! Zueg au,

wie sie sprengt allen Orte! Si däs dört äne nit 's Baschi-
chlaufen? Nei aber au! Ich glaube, dr ilt Christe bind
selber no, nen achzgehrige Ma! Ich ha fast nit derheime
blibe, wenn i numme i Guszne au chönnt go helse!"

„Muetter, isch dr Anke no ob?"

„Se allweg, daß i das au vergesse! Gschwind chumm,
mr wei d'Eierchüechli fertig mache. — Und dr Brotis muesch
au bschütte, Bertha. Bhüetis, wie raffle d'Säu! Die arme
Teufel hei mr au ganz vergesse. Gib ne nen Arfel Gras
und i dr Große dä Salot dört im Schäferchörbli."

Das Rükeln wird wieder fortgesetzt. Bettler, klein und
groß, Mehrenaufleser kommen, vom Wohlgeruche angelockt und
gehen reichbeschenkt von dannen. Geschwägige Weiber wollen
ein Gespräch anknüpfen, die Bäuerin aber fertigt sie kurz ab:
„Zeit nüt für unguet, i ha hüt nit Bscheid gäh, ha all Händ
voll z'thue, nes anders Mol!"

„Muetter, thuet's ei Hamme für hinecht?"

„Es was denksch au! worum de nit? Eini vo dr große
Mohr längt bigoscht wit, sie si ja wie Märetchörbli. Und
de no Brotis und de erst d'Chüechli, drü-, viererlei, wenn sie
do nit gnue chönnen esse! — Gang reich grad Eini und leg
sie z'weiche. Me chochet sie öppe ne Halbstund im Wasser
und denn thuet mr sie uf d'Schütz, es spart an Anke. —
Das Stüchli Nierebrotis nehme mr uf euse Tisch abe. — Es
gruset mr numme no Herdöpfel z'schwelle und doch mues es
si, ohni Herdöpfelsalot dörst i bim Vater nit warte; und
drzue puetteret das, nit bold öppis e so. Gartsalot mache
mr numme zwöi Plättli voll."

„Muetter, das feischteret au! D'Sunne het si ganz
verborge. Loset — het's jek nit echli donneret? Muetter,
dört chunnt 's Lifeli cho z'springe, was isch's echt?"

Ja, es ist das „Kind“, die schwarzen „Chruseli“ tanzen ihm zügellos auf der Stirne herum, der Schweiß perlt ihm auf dem gerötheten schmalen Gesichtchen, und fast außer Athem, ruft es schon im Hausgange: „Muetter, gschwind, i mueß no meh Wi ha, dr Vater het's gseit, ne Straußfläsche voll! Für d'Werchlüt! Jössis, wie müesse mr au schaffe und 's Wetter isch uf is obe!“ — Liseli läßt sich ächzend auf die Küchenbank nieder. „O heie! i cha nümme uffstoh, Muetter, gwüß nit, i bi halb todt.“

„Bertha, gschwind loh Wi use! — Se, Liseli, nimm es Chüechli, du bisch au nes arms Chind! Aber i cha dr hüt nit besser helfe, i goh au fast z'Grund do inne — morge isch's jo übere, de hesch du nümme böß. Wotsch nit es anders Hömli alege?“

„Nei, nei, dr Vater het gar grüßli tho, i sell mi ömel tummle! No nes Chüechli, Muetter. — Isch d'Fläsche doch voll, Bertha? Bertha, du hesch ne Schnauz a dr Nase, hi hi hi, wie nes Kindschüehli! Adie Muetterli, adie Zumpfere Hübeli —!“

„Wart du numme, du Gärnäsi —“

Daß Liseli ist fort, Albert kommt wieder mit leeren Rossen angesprengt, um noch einen, den letzten Leiterwagen zu holen. Der westliche Himmel hat einen pechschwarzen Mantel angezogen, der hin und wieder durch stumme, zuckende Blitze zerrissen wird.

Der Ruchlidampf ist auch uns zu Kopfe gestiegen, wir wollen lieber wieder in's Freie und besteigen den Wagen. Baarhaupt die Hemdärmel zurückgestülpt, sitzt der schlanke Bauernsohn auf dem Sattelroß, er läßt den Rossen freien Lauf, ja durch Peitschentrall feuert er sie noch an, daß sie in tausendem Galopp davon fliegen, daß der Staub hoch auf-

wirbelt, der Bindbaum und die Bindscheiter auf dem Wagen hin und her tanzen und einem fast Hören und Sehen vergeht. Wir fliegen bei Wiesen und Aedern vorbei, die geschäftigen Leute winken und rufen uns zu — wir hören und verstehen es nicht. Wir langen auf der Bodenmatt an, die aufgeregten Rosse sind schier nicht zum Stehen zu bringen, der Bauer winkt: „dohäre, dohäre, Albert!“ Schon hört man, in weiter Ferne zwar, den Donner, sieht deutlich den Strichregen durch ein Seitenthal ziehen. Mit der Gelenkigkeit eines Jungen hat sich der Bauer auf den Wagen geschwungen. „Albert, fahr mit dem Fueder dört hei, so gschwind du channsch! Mit zwöi Rosse chönnne mir scho lade! Hans, chumm gib use! Burschte, machet! Meitlene, tummlet ech! Gseiht er dört obe? Wenn's numme no nes Halbstündli thät warte!“

Der starke Hans läßt die Garben nur so auf den Wagen fliegen, der gewandte Bauer fängt sie geschickt auf und legt sie nothdürftig zurecht. „Hü! fahr noch, Hans!“

Die Binder leisten das Unmögliche, die Mädchen raffen laufenden Schrittes die Häuflein zusammen und legen sie eilends auf die bereit gehaltenen Bänder, lautlos, keuchenden Athems. Selbst einige Aehrenleser helfen mit. Keine Scherzworte werden mehr gewechselt, die Halme werden nicht mehr sorgfältig zusammen gelesen: „zue mit dem Gschmürz, Meitlene, gflingg!“ kommandiren die Männer. Der große Rechen wird nicht mehr gezogen.

Der Donner läßt seine dröhnende Stimme vernehmen, seine Schläge folgen dem Blitzscheine immer rascher. Auf der fernen Landstraße sieht man eine Staubwolke sich erheben, im nahen Buchentalde rascheln schon die Gipfel, es ist der Wind, der Vorbote des nahenden Gewitters, er ist schon da.

Schwere, vereinzelte und eiskalte Tropfen fallen auf Nacken und Arme der Schnitter und Schnitterinnen. Sie achten es nicht; es ist nur noch ein kleiner „Joh“ zu binden. „Druff, Meitlene, druff!“ Der Wagen ist geladen, noch sind Garben übrig, wenn nur der Albert schon da wäre. Dort kommt er in sausendem Galopp daher gefahren, ja er hat noch einen Wagen aufzutreiben vermocht, nun kann der letzte Rest aufgeladen und unter Dach gebracht werden. Hui, wie der Wind pfeift, die Regentropfen fallen dichter — die Frucht ist gebunden, die Garben werden auf den Wagen geworfen, in fieberhafter Hast, mit Aufwand aller Kraft und Behendigkeit, die Weibsleute schleppen sie herbei, nur das Liseli hat sich unter den breiten Birnbaum geflüchtet — den Windbaum auf, das Wagenseil herbei, geladen, geladen! Nun vorwärts, nach Hause, unter Dach — Hans fahr' mit den Braunen, Albert paß auf, deines ist schief geladen — Simon, willst nicht heruntersteigen? Nein, nein, nur vorwärts, hü!“

Der Wind hat diesem ein Kopftuch, jenem ein Hut oder gar ein Schäubeli fortgetragen, man sucht die Sachen wieder, die großen Tropfen fallen immer dichter, man beeilt sich unter den schützenden Birnbaum zu kommen. Wozu sich beeilen? auch die dichten Blätter des wilden Ehrigellers werden den Regen auf die Dauer nicht mehr aufzuhalten vermögen, er fällt in Strömen. Gut, daß die „Büge“ bald zu Hause angelangt sind — dort fährt der Hans ins Scheunenthor hinein.

„So, Gottlobedank!“ sagt der Bauer und streicht sich das triefende, wirre Haar aus der Stirne, „jeh isch's ömel im Schärme — ha's nit glaubt, daß mr's zweg bringe! Es isch donners toll glause; was isch Mariann, heßch lei Schluck Wi meh?“

„Wohl, do isch no ne Reste.“ Sie schüttelt die Stroh-

flasche, 's isch no ordli drinn. Nehmet numme das Glas, Meister!“

„Nei, nei, schenk du dene Manne do und euch i, dr heit's müesse verdiene, nehmet numme?“

„Jös!s!“ jammert das Liseli, wie regnets do abe! brrr! das chruselet eim so cholt übere Rüggen abe, uih!“

„So sett's mache bis am Sunntig“, ruft der Michel, „und au recht chlöpfe —“

Ein blendender Blikstrahl, ein furchtbarer Donnerknall, daß die Erde erdröhnt, die Mädchen schreien laut auf und bekreuzen sich, der muthige Michel bebt zusammen. Alle stehen starr und bleich da. — Das hat eingeschlagen, wo? „Whüetis Gott und 's heilig Chruz! Lueget dört däi Chriessbaum! dört i dr Wisleten äne! Lueget wie-n-er-brönnt, wie ne Cherze!“

„Mr wei hei, uf dr Stell“, ruft der Bauer, „do gfallt's mr nümme und naß si mr scho bis uf d'Huut. Dr Wikari het doch scho mängisch gseit, me sell nit unter d'Bäum stof, wenn's wetteret; do chönnt mr schräcklig ungfellig werde! Git's nit sogar Stei? Mr wei hei zue, Liseli chumm! Chömmet Alle! — Whüetis Gott vor Hagel und Föür!“ —

8.

„Jörg, bisch hei? Aber was i für ne Angst usgstande ha, fei Mönisch cha's glaube! Wo's so gwetteret und gschosse het! Und der Hans het no gseit, grad über d'Bodematt sig dr Strahl gfare — 's isch mir ganz übel worde! Liseli, wo bisch? O du arms Chind, wie naß und ergelsteret du bisch! Gschwind zieh anderi Chleider a und hent die andere uf en Estrig! 's Bertha macht es Tröpfli frische Gassée für e Vater und für di. — Jörg, gang de nit use, du muesch es Schüffeli Gassée näh. Gang numen ine, i ha dr 's Hömli scho z'warne tho. Mariann, gell du bisch au ganz mußnaß und 's Breni au? leget ech gschwind anderisch a! — Bäbeli, gang i's Chämmerli hintere, 's Bertha git-er nes anders Hömli! — Jörg, los: soll i de Dienste no einisch Zimis gäh? Wird no öppis gschaffet vor em Esse? 's Zit het halbi siebni“.

„He, us em Schaffe wird's nöie nümme gar viel gäh. Sie si alli naß wie d'Matte und d'Tauner si-si hei go anderisch alegge. Gib nes guets Tröpfli Schnaps füre, d'Chnechte müesse fuettere und die Andere chönne de ablade, was öppe no ma gfi. 's isch viel gange hüt, gottlob! — Albert, isch's di? Si doch d'Fueder alli im Schärme? — Guet. Wenn's gli hört regne, so chönnt me no nes Wägeli voll Gras hole; i weiß wohl, wie's am Morge goht, no der Sichlete. Do will niemer ufstoh. Säg de Chnechte und wer öppe-n-ume-

weg isch, sie selle cho nes Glesli näh. — Muetter, wo hesch d'Strümpf hi gleit? Aha, dört uf em Bett."

In der Küche führt die Bäuerin unausgesetzt das Regiment. „Do chönnet-er au nes Schüsseli warme Gassée näh, Meitlene! Mariann, Breni und Babeli, heit-er's ghört? Babeli, du söttisch mit de Burschte go grafe i d'Scheerimatt; Breni, du muesch Wasser träge, 's isch glaub keis Tröpfli meh dinne. Mariann, du machsch, daß d'Säu ihri Sach überchöme, gmischt muesch de Ehline dent au si. — Liseli, Liseli, bisch no nit agleit? Du goh'sch go nes Chörbli voll Salot uszieh, dört im Chrüzschildli, dere Bernerschöpfli. Und wäsch en grad. Nachher muesch de ne Weg us — will dr's de säge. — Jek Bertha, a Schnitte- und Strübliteig hi! Hesch d'Milch übertho für dri? Drü Beci voll, die halbi darffsch abnäh. Liseli, i hätt's hold vergesse — gang gschwind zu 's Marigé Frau. Säg i löih si grüesse und öb sie no nes paar dere Läderrenette heb? Deb's mr öppe zwe oder drei well gäh? 's isch mr, i heb nit g'küechlet, wenn i nit nes Tellerli Depfeschüechli mache cha, dr Vater isst sie so gern und der Pfarrer wurd au luege — um die Zit no Depfeschüechli! I dr Marigene cha-mr jo au nes paar Chüechli bringe für e Gfalle." —

„Muetter“, fragt Bertha, „muesch i lötige Simmel näh? Mi dunkt's, e chli chernigs drunter thät's au, so halb und halb. Die a dr Pfingste si jo recht guet gsi.“

„Für d'Schnitte darffsch es scho milieren, aber für e Strübliteig nimm mr Simmel, nen Unterschied isch es doch und 's brucht weniger Anke. d'Hamme isch lind, Bertha, nimm dr Hasen ab und stell ne untere Dse, d'Schnitt richt au a und thue sie i 's Chunstrohr ine z'warne. — Uih, wie rücht's und dämpft's au do inne, i wett gern hinecht faste,

wenn's nume g'chochet wär! — Bertha, bring mr e chli Chirsiwasser für i Chüechliteig, sie göih gar schön uf drvo."

Bertha bringt die Kirschenwasserflasche, die Mutter gießt zwei Gläschen in den Teig, ein Gläschen aber, ein drittes kam nicht in den Teig — 's ist ihr, der Arggeplagten wohl auch zu gönnen, 's macht ja so sehr warm und zudem — sah's ja Niemand, der es ihr nachsagen konnte . . . „Jez dr Anke über, Bertha, mr müesse-n-asoh — nähm mr a, so mängi Platte voll Schnitte z'mache . . ! Bertha, los: (leise): spöter cha-m-r de au e chli Schmutz untere Anke thue, me merkt's fast nit und 's Mannevolch ma si guet verlide, es spart halt doch ordli Anke. Aha Biseli, bisch do? Tufsig Wetter, wie heisch du no Depfel, zwee, drei, feuf, es halbs Doze — nei, das isch e Karitet um die Zit. 's isch doch ne gueti Kochbüri, d'Marigne, da'sch woht!" —

„Jo sie het sie im Strau gha im Keller unte und Sagmehl drüber. Es sige Fulpläzig drunter, sie chönn halt nit besser helfe, dir sellet sie usschnide. — Gelllet Muetti, 's erst Schnittli gät-r mir? Die wiße ha-n-i nit gern. Und Salbinechüechli und Schlüschüechli . . ?“

„Und Narechüechli au no, du eifältigs Meitschi! Mensch mr chönn here und hunderterlei choche-n-a eim Obe! — Jo, 's erst Schnittli muesch ha und sobold as sie grothe, treisch es halb Doze i Pfarrhof und es paar Eierchüechli und öppen es Strübli. Leg es susers Fürtech a und wäsch di e chli, i will dr d'Sach z'weg mache. — So, Bertha, bring d'Schuumschelle und die zwo größere Platte, i cha jez asoh; wenn's mr verleidet isch, muesch du halt zue — 's Bei thuet mr so weh. — Nei, nei, loh mi jez nume loh mache, 's nimmt mi Wunder, wie sie werde.“ —

„Muetter, lueget, sie werde jo chrugelerund! Aber nei! Jegz will ig aber die erste —“

„Nei, ig will sie“ — ruft das herzu-eilende Liseli — „Muetter, Muetter, lueget do, 's Bertha het mr sie erwünscht!“

„Höret doch uf gauggle, dir Strupfe dir! Es chumnt jo Jedes gnue über, sä do Liseli, nimm die do, das isch no ne schöneri. — Jegz, Meitschi, bring 's Chörbli, das schwarze mit em Deckel, und thue ne wiße Teller dri und mach nes bleikts Zwächeli zweg —“

„Jä was mueß i de im Pfarrer säge?“

„Ei, ei! lueget do das chline Chind! wart i will dr's uffschribe“, spottet das Bertha, „mueß di d'Muetter öppen am Händli führe, as nit verirriß?“

„Di hätt me am Santihansmäret au chönne am Händeli führe,“ entgegnet gereizt das junge Mädchen, „wo mit dem schöne Herr —“

„Heit dr Friede, Meitschene“, mahnt die Mutter, — „säg im Herr Pfarrer, i löih-ne schöne grüesse und d'Otille au, und i schick ne do nes paar Chüechli zum Gaffee, aber sie fige nit grothe — wo si d'Eierchüechli, Bertha? — Und mr hebe ne gueti Ern' gha, Gottlob! und mr welle de spöter au no an si denke. — Ne Fläsche süezi Nidle chönnt mr au no gäh, Bertha —“

„Jo, daß mi die alte Rättsche no meh cha vertäfele bim Pfarrer!“ entgegnet das schöne Mädchen zornig, „wie sie's mir und is Melke Betheli g'macht het, wege dem bigeli tanze —“

„Se nei, über di het sie eigetlig nüt gseit, aber wegem Bethli und em Uhremacher —“

„Jo, wüllere 's Melke nit eister dr Schnabel salbe mit Hungg und frükchem Anke! Das ist dr Fundus! Mi ma

sie halt nit, wüllere zweni dr Schariz mache und nit alli Spönli zueträge, aber mira woll!“

„Pst!“ warnt die Mutter, „es chunnt öpper! — Aha, isch’s di Mariann, was macht d’Mohr?“

„Sie will nit recht fresse, sie isch urüehig. Hinecht goht ’s allweg los. Den andere han i Allne g’mistet und Schotten ine gschüttet, nume die ganz große müesse no ha. ’s Wetter isch ganz vrbi, d’Sunne chunnt jo no chli füre im Chessiloch. Ahti? Es schloht Ahti, Muetter, mueß i dusse no öppis mache?“

„Nei, nei, do isch gnue z’thue. Gang go ischnide und Tisch decke und Gläser schwenke — Breni! wo isch’s Breni? Isch’s no nit hei? Schnitte müesse es au no ghaue si, es si erscht afe hundert und e chli drzue und das längt nit. — Aha dr Vater! chumm Jörg, nimm grad ne heiße, so hesch sie jo am liebste. Wie dunk-es di? Sie sie doch gnue gsolze? I ha gar kei Chust meh. Nimm die do, die isch schön bachet. Mariann, se, chumm nimm doch au! I chan ech doch nit Alli heiße! Dr sit keini Chind meh! Gell sie göih schön uf? — Dr Strübeliteig mueß no dlinner gmacht si, Bertha, so lauft er nit. — Lisele, bisch hei?“

„Sie löih-n-ech au grüeße und vielmol danke. Dr Pfarrer het grad eini gschnabeliert und het nit gnue chönne rüeh-me, d’Chüechli und euch au, Muetter. Und er het i dr Stille gseit, sie sell mr nes Glas Rothe ischenke, aber i chan ne nit schmöcke, pfi Teufel! ’s Hächlers Mareili isch au dort gsi, es het i dr Chuchi au öppis abgstellt, aber i ha nit chönne drüber cho, was.“

Es het bim Pfarrer briegget wegem Chlausi selig — ’s isch em denf nit so Ernst mit em Rächthue, ’s Bannmerts Jofeb sig jo all Nächt dort.“

„Du weisch doch Alls, du Lumschitschi! Was goht di das a?“

„Se, was wohr isch, isch wohr, Zumpfere Bertha, 's Anneli het mr's selber gseit und das wird's wohl wüsse. — Muetter, heit-er no Depfelschüechli?“

„Nei währli, a dem isch's no nit. Zerst müesse d'Depfel ghaue si. Chausch du's, Liseli? Se gang schwind, aber paß mr uf, daß keini ischisch, oder i wett dr! Und d'Herböpfel schinde für e Salat — isch 's Babeli hei? nimm do, thue doch nit so schüüch! Gang de go schinde und thue sie grad schible, aber ganz rein und Ziebele und Pfeffer und Solz und Essig und Del zweg stelle, i will e de cho amache. 's Bertha cha jetz de zue dr Pfanne zue stoß, d' Augen überlaufe mr ase. — Woll, sie si doch guet — nit wohr, Mariann? — O jetz sticht mi au 's Agertschenaug!“

„Das stinkt do inne, was machet-er au? d'Roß bim Bahre möge nümme fresse. — He, Züsi, was dröhlisch do dr Pfannen ume?“ Es war Albert, der dicht hinter seine Schwester tritt und sie bei beiden Böpfen festhält, daß sie sich nicht rühren kann. „Se do, du Grobian, lo mi goß, oder i stüpf-di mit em Schüechlispiß! Loh goß —“

„Gisch mr de nes Schüechli? Nei, i wüll keis, i schüche sie.“

„Se du, Albert, nimm do,“ sagt die Mutter lachend, „und versuum jetz d'Meitschi nit! Sit dir Mannebölder doch all' umetweg, wenn mr jetz de wei esse?“

„Die mueß mr doch am End uf dr Sänfte zueträge,“ bemerkt Bertha, „'s isch no allimol so gsi, wenn ne dr Glust scho fast 's Halszäpfli abdrückt.“

„Es si all do, usgno dr Mathys, er isch sim Chueli no go grase, die andere hei Furobe, dr Vater hoßet bi-n-ene

uf em Bänkli. Dr Schmied isch au dusse, er seit, es heig
dä Obe ghaglet im Schache hinte.“ —

„Jesiz Gott, die arme Lüt! sagt die Mutter. Gottlob
hei mer ömel 's Gröbere dinne! — Wie stoh't's mit-em Fleisch?
Het au öpper noch gluegt? Und d'Suppe? und Wi mueß
use gloh si, Albert, das channsch du doch mache! (leise): Es
Bigeli Most chönnsch wohl dri thue — mensch nit?“ —

„Juuh! hinecht isch Sichlete!“ jubiliert das Bifeli beim
Brunnen, „Breni, freut's di nit au? Hinecht wei mer finge
und tanze, nit?“

9.

„Hanz! Heiri! Simon! Mathys!“ ruft das Bertha.
— „Wo isch dr Mathys? Cho esse, uf dr Stell! Und dr Chasper?“

„Er isch no go Tubak reiche.“

„So? me mueß es doch no im Sigrift säge, er sell All'ne z'säme lüte! Will is dr Chasper hinecht bräucke mit sim Stinkfanaster? Und di Frau, chunnt sie nit, Heiri? Sie het is doch au hulfe im Heuet. Jetz mueß sie doch au zue-n-is cho!“

„Sie chunnt nit, 's Chind isch nit recht zweg.“

„So? 's Karlinesli? Was fehlt-em?“

„Es het do die Sucht — i weiß selber nit — dört chunnt der Chasper.“

„Seiht, so chömmet jek ine! Vater machet doch, as sie chömmen! Albert, machsch Kalender? Thue au d'Firtige dri —, dr Sant-Annetag, — oder fyrisch lieber 's heilig Röseli (leise) mit em Zigarredrudli — (laut) chömmet, es choltet süst Alls!“

„A-B-C, 1 und 1 isch zwöi —“ höhnt der Albert, das schlaffe Mädchen aber enteilt, ihm ein Schnippchen schlagend, lachend in's Haus hinein.

„Muetter, wei-mr i 's Caspers Frau und i 's Mathysen und i 's Heiris grad d'Chüechli bringe?“

„Wer hätt jeh au dr Wil? Du darffsch doch denf nümme goh, Eifeli?“

„Nei Muetter, gwüß nit! 's Felige Hund, dä wüescht Chäker . . .“

„He, so gibt mr ne d' Sach mit ne hei z'träge, sie esse si glich no und albe het mr's eister so gmacht. — Seiht, Manne, löiht-ech zue und nehmet Platz, 's isch öppe Zit! — Dört isch no kei Suppelöffel, Bertha — Bertha! Wo isch's jeh au hi cho? Mariann! Breni! wo steckt-er au? das isch au e Sach! wenn 's Mannevolch einisch zuetrampet isch, so si d'Meitschi wieder wie ufgfloge! Bäbeli!“

„Do bi-n-i, do!“

„Wo si au die andere, sie-si öppe dur 's Chemi uf und furt?“

„I dr Stube hinte si-sie, (leise) sie züpfe no.“

„So? züpfe? z'Nacht? am heilige Werchtig? Zotwolle! Vater, bet du und nehmet dir use, Manne, i will sie scho zue bringe! — He, Meitschene, weit-er öppe hinecht no z'Hochzit? Oder sit-'r gar vornehmi Herren erwartig? Demel wege dene dinne bruchet-er-ech nit so z'puge. I wett ech helfen i! Ale, d'Stilli ufbunde und i d'Stube büre, sie bete jo scho! Bertha, du fettisch meh Berstand ha!“

„Mr chömme jo, Muetter, thüet numme nit so läg! Mit de Chuchischnäuze und mit eme fettige Chuz gohn i doch nit a Tisch — göiht afe, Meittlene, göiht!“

10.

Endlich sitzen sie alle am Tisch, Männlein und Weiblein, nur die Bäuerin sitzt seitab beim Ofentischchen, vor sich eine Tasse dampfenden Kaffee und ein Eierküchli auf blankem Teller.

„Nu, Gene, was ist das?“ ruft der Bauer, „wotsch du nit au zue-n-is cho?“

„Jo, jo, d'Muetter mueß au a Tisch, mr thüeis nit anderisch!“

„Nei, löiht-mi numme rueihig, i chumme doch nit, esse ma-n-i doch nit und erne han i au nit hülfe. 's isch mr do viel wöhlter bim Hühle Dse zue. Eßet und trinket numme, so viel as dr möget, i gönne-n-ech's jo! Mariann, wenn d'Suppe g'esse hesch, so chumm reich do öppis anders. (Leise:) Z'erst d'Hamme und 's Surchrut und d'Schnitz, und de dr Brotis und Salat — het dr Vater doch au 's Radli und 's groß Messer? Bertha, der Wi! Isch 's Brot uf-em Tisch? Nehmet no Suppen use, wer ma!“

„Se, Mathys, nimm no Suppe, das isch's Fundament“, mahnt der Bauer aufgeräumt, „und du au, Bäbeli, so chunsch au roth Backen über; 's het dr scho chli besseret! — Gene, die Hamme isch nit verblindet — gib ume, Bertha!“ —

Wie sie sich so wohl fühlen, die guten Leute! Mit welchem Behagen sie sich an die saftigen Bissen machen, die

in überreicher Fülle den eichenen Tisch belasten. 's ist ihnen wohl zu gönnen, konnten sie ja die ganze Ernte über kaum einmal ordentlich essen, mußten's im Schweiße ihres Angesichtes thun, zumeist in der stechenden Sonnenhitze, umsurrt von lästigem Geschmeisse, und so rasch als möglich, damit die dringende Arbeit wenig Unterbruch leide. Nun ist es ihnen vergönnt, die herrlichen Mümpfeli sich ordentlich zurecht zu legen, sie im eigentlichen Sinne zu genießen. Denn da sind Sachen genug, und man braucht sich nicht zu beeilen.

Bei den ersten Gängen ist die Unterhaltung wenig beliebt. Ein Jeglicher ist bestrebt, sich vorab recht satt zu essen. Kaum ein schalkhafter Blick, ein besflügelter Witz wird gewechselt von hüben und drüben, vom Mannenvolk zu den Weibsleuten. Erst als die hohen weingefüllten „Gutteren“ auf dem Tisch erscheinen, beginnt eine fröhlichere Unterhaltung sich Bahn zu brechen.

„G Sundheit, Meister, G Sundheit, Meisterne!“

„Es gilt! Es gilt alle Durstige! Trinket i Gottsname, so viel as-ech guet thuet; dä sell-ech nüt mache! G Sundheit, Mariann, G Sundheit, Breni, G Sundheit, Michel und Hans und Heiri und Simon und Babeli und Bertha und Chlini und Albert selb obe — es gilt allne z'säme!“

„G Sundheit, Albert! se — macht's au no lidig? D jere! das chefflet wie nes verheits Bedi, pfi tufsig!“

„Jo, du bisch denf z'schuld, Mariann, mis het recht gmacht.“

„Se, Chlini, thue mr au B'scheid — he z'tufsig wie zimper! du gisch nes Stadtfräuli — he, Bertha, heb mrs au dra, so nes ölters Mannli bruchsch nüt z'verachte; dine chunnt au einisch nes graus Schnäuzli über.“

„G Sundheit wohl, Mathys! I ha scho lang welle, aber

du heßt numme-n-eister mit-em Breni pütscht, me mueß jo ganz schalus werde. — Nu, Hans, trink au, d'Bräme hei dr hüt dini ghoorige-n-Arme gar grüßli erstoche! — Mariann, schenk dine Nachbure-n-i! Läng d'Platte-n-ume, lueg, dr Hans mueß jo eigetlig faste, du nimmst di au gar nüt ume-n-a!"

"Dä brucht nit halb so guet z'ha, er wird doch nümme hübsch und fin au nit."

"Ge so gschlacht, wie so nes Husbeyi, bin i de no gäng, wenn i scho nit alli Häfeli cha usschlädde; und sig i wie-n-i well, i bi nüscht mine und 's geiht Niemer nüt a."

"Boß der tufig, wie brutal! Allwäg goht's mi nüt a, Hans!" entgegnet die Hausmagd stolz, „mir bruchsch gar kei Red z'ha, wüßt nit worum!"

"Seit doch dr Friede selb obe", mahnt der Bauer, hinecht wei mr kei Händel ha. Trinket dir und esset, wüll's warm isch, und Mariann, mach numme nit so 's Schöpfli, wie wenn di ne Hornusser gstoche hätt! Lustig müeßt dr si!"

"Nehmet au use", ruft die Bäuerin vom Ofentischchen her; „dir löiht jo Alls lo holte und mängelet numme so, wie wenn's nit guet wär, i Gottsname, i ha gment, i heb recht Ernst gha bim choche!"

"Aber Muetter, was zellet-er au! 's chönnt jo nit besser si, Alls z'säme!" sagt das Breni.

"Jo und holte thuet's au nit grad", bemerkt der Albert, „es isch jo ne Hitz do inne — thüeit doch d'Schaffene uf, Breni!"

Dem widersezt sich aber das Bertha: „Nei, nei, nit d'Schaffi! do mueß doch nit Alls ine gränne!"

„Mir si jo schöni Lüt, mir dörfen is scho lo gseh!"

„'s Bertha het recht," sagt die Mutter, „wenn's z'warm

isch, so thüet ehnder d'Thür uf! Bertha, Wi! G'feh'sch's nit au?"

Der Bauer hat unterdessen den Braten zerlegt: „Doh d'Platten ume goh, Mariann, und jek esset ömel, Alli z'säme, bis gnue! Dr Liebgott het is jo ne prächtige Ern' g'schenkt, nit hold e jo! Und hüt bsunderbar hei-mr ne guete Tag gha, ne Guffe Frucht hei mr inne tho — öb mr d'Rechete au hei müesse duffe loh, das het weni z'säge, d'Sunne wird öppen au wieder schine.“

„Es blikget doch no gäng im Berg noh“, sagt der Hans, — „i ha erst no i de Koffen ufgsteckt; und obfig uf isch ne hohlschwarzi Wand und es isch au gar z'tusigdonners heiß gsi hüt, so schnell geht's allweg mit em wättere nit übre. Mr wei nüshti eis näh, Chasper, se la g'eh da, thue B'scheid! 's Gröbere isch ömel dinne, 's Hüttli isch jo voll bis untere Chagebaum.“

„I glaub schier gar au, es regni no ne Speer“, meint der Albert, „'s Wibervolch isch dä Nomittag gar hässig gsi —“

„Wööb wie ne Blikg“, ergänzt der Karrer.

„Was weit dir au säge“, erwiedert rasch die Bauern-tochter, „uf zäh Schritt hätt mr is nümme traut, zue-n-ech zue z'cho, dir sit viel böser gsi as die große Bräme, i hätt hold ne Chapeziner loh cho! — Nehmet au Soofe-n-use und Salot, dunkt er ech nit guet? Casper, du bisch jo ne Salot-ma! Schenk i, Breni, dört dim Schag!“

„Jo nen Andere hat's! gell Michel?“

„Mariann, stell du d'Chüechli uf, sie möge süscht jo feine meh“, befiehlt die Bäuerin.

„So mängi Schnitte, wie dr Cheflerueli, ma do allweg feine“, sagt der Heiri. „I 's Cholers Huus het er einisch i eim Sitz siebezäche „dere Chäkere“ gesse.“

„Du lügst däch öppe nes Halbdoge, Heiri“, fiel ihm der Karrer in's Wort, gseh hesch's allweg nit und grad 's Evangeli bisch o nit. Es düecht mi gäng, so nes Doge derige da gäbe scho nes gstifz Hüffli, nit wahr, Breni? Es hätt-ne jo müesse verspränge, mi düri —“

„Siebezäche, sägen i!“ behauptet aber der Heiri, „dr Ueli het's selber grüehmt. Du sig 'r zäh Mol um e Mist ume gumpet und wo-n'r g'wahret heig, as wieder luggi, sig er wieder ine gange und heig wieder früsich agfange. Der Lunzi het's au bstätiget. 's Maribeth heig mit Gwalt welle mit em Ueli tanze, er heig si aber nümme chönne chrümme. Druf hei-se doch abdankt, die Olti hätt en nümme gha um fei Pris.“

„Michel, het-er au scho ne Chüechlischnitte weh tho?“ fragt das Mariann. „Nit? Se lueg do!“ Und das robuste Mädchen schlägt ihm rasch mit einem heißen Rüecli auf den Mund, daß es klatscht. Alle lachen, auch der Gefoppte lacht mit. „Wart numme, Meitschi, umezahle macht öppen einisch wett!“

„Bater, nimm du Depfeschüechli, d'Schnitte si doch wohl schwär für di“, mahnt die Mutter leise. „Und Strübli, lueg wie lustig as sie si! Rüehm au e chli, oder i mache dr feini meh und bi höhn,“ fügt sie scherzend hinzu.

„Wo wette sie au nit guet si“, erwiedert der Bauer halblaut. „Du bisch jo ne Chüechlifrau ohni gliche. Und süst so ne gueti, 's nimmt ein nume Wunder, daß di d'Wespi nit fresse und daß no bi euferein blibsch; 's dunkt mi, dr Sant-Peter sett di scho lang agstellt ha für Himmelschöchene.“

„Schäm di au, Jörg, ein so usz'hudle!“

„Loset Meischene, wie dr Metti und 's Muetti no chönne karrisiere“, bemerkt lachend das Bertha.

„D die hei's allweg chönne öb du!“ sagt der Michel, „hä hä hä!“

„Still! Loset —“, ruft horchend das Liseli; „sie juzgen im Dorf inne! Und gygele . . . Röhret dr's nit?“ —

„Das isch dr Schniderjoggeli, i b'chönnen-en am Kräihen a,“ sagt der Chasper, 's Grabers hei d'Sichlete, — hei sie d'Lüt ächt scho abdankt? 's cha woll si, daß dr Hahne scho uströpflelet het. — Nu, Meitlene, singet dir eis, so goht öppis! Mr hei ömel no Wi, mir dörf-es. Se, Bertha, soh a!“

„Nei, 's Bäbeli sell astimme, i singen Alt.“

„Jä was für eis?“

„'s isch jo glich, soh du eis a!“

„S cha nit guet singe hinecht, i ha hüt z'viel Wasser trunke, hm, hm!“

„Schaz, mein Schaz, du bist so weit von hier —“

Das Bäbeli singt, das Bertha fällt kunstgerecht ein, das Breni und 's Liseli singen ebenfalls mit, erst nur leise und schüchtern, allmählig lauter und kecker und der Albert sekondirt recht passabel; als aber der Michel seine fürchterlich schnarrende Bierbaßstimme erschallen läßt, schreit das Bertha: „Michel, Baß, Baß! du singsch jo nume ne Terz teuser, pfi Teufel wie falsch!“ Aber der Michel, einmal im Zuge, läßt sich nimmer aufhalten, er singt, daß der Wein in den Gläsern zittert, die Mädchen lachen und heben von Neuem an. Der Bauer, der Chasper und der Hans bilden das Auditorium, der Heiri und der Mathys sind nämlich bereit, sich ebenfalls zu den ausübenden Künstlern zu schlagen, sobald eines kommt, das sie „chönne“. Der Bauer sieht gar wohl-gemuth aus, er stopft sich die Pfeife und ruft, sich umwendend: „Muetter, nes Füllir! oder schloßsch scho?“ In der

Thut war sie in der Ofenecke eingeschlafen, die Müdigkeit hatte sie übernommen. „Mr wei sie i Gottsname loh schlofe; se, Mathys, hesch du fei's Hölzli? 's isch so ne dummi Gschicht mit dene Lampe! Mach nume au z'erscht i!“

Unterdessen war der Gesang mit seinen dukend Strophen zu Ende.

„Was hesch du gseit, Bertha?“ fragt der Michel.

„Ge, daß so ströflig falsch singsch,“ antwortet das Mädchen lachend.

„Ig? Falsch singe? I bi nit falsch, i rede und singe, wie mr dr Schnabel gwachsen isch!“ Er leert das Glas bis zur Nagelprobe. „Nu, Meitschene, chönnt-'r feis meh?“ 's Röseli im Tannewald? oder: Zu Stroßburg uf dr Schanz, hab ich's ein Mädchen lieb? oder: Uebere Gotthard flüge d'Bräme — nei, da'sch feis schön! Singet dir, was dr weit und chönnet, numme druff!“

Nachdem sie leise summend den ‚rechten‘ Ton gesucht und gefunden, beginnen die Mädchen in etwas langsamem Tempo:

Herz, miß Herz, wa-ru-u-m so traurig

Und was soll das A-a-ah und Weh!

's ist ja schö-ö-ön i fre-e-emde Lande,

Herz, miß Herz, was fe-hlt dir meh, zc.

„Hans, worum singsch du nit?“ fragt das Breni, „du brummlich doch alben au uf ene-n Art öppis im Roßstall usse. Bisch öppe höhn?“

„Ja, i bi höhn und das nit nume e chli!“

„Worum, Hans?“

„Wüll i fei Meie ha und die Andere o nit, a dr Sichte! Es düecht mi doch —“

„Jo, bigopp! das hei mr vergesse!“ rufen die Mädchen.

„Chömmet, mr wei alli go Meie reiche, se hei sie d'Müüler zue! 's isch wohr, Meie müeß-es si, das g'fört si!“

„Nei, nei, Alli chömmen nit!“ wehrt die Bauerntochter. „i loh doch nit gern Alls vernause und vertrampe im Garten usse! Chumm du, Bäbeli, mir chönne das ne-lei! Chlini, blib nume dinne, di loh-n-i gar nit noch! Du huschterisch füscht im Züg ume, daß i ne halbe Tag ufz'binde ha! Dinne blichsch, sägen i! — Chumm, Bäbeli!“ —

„Jösis, das isch feischter do usse, Bertha! I fürchte mi fast! Los — 's isch Depper uneweg . . . Ghörsch's nit?“

„Abah, wer wett's si! Chumm du, i weiß dr Weg feischterlig und b'chönne d'Meien ufwendig. — Do paß mr uf, do han i d'Margotte, und do si Pfingstenägeli, nimm es paar, öppe feufi, und do isch Resida, nimm dere nume so viel de witt, i cha sie fast nit usrotte . . . Und do dere dünne Nägeli, die si lang guet, 's Mannevolch weiß ne Tüfel viel, — ghesch sie? Und Aschtere, se do hesch ne ganzu Hampfele, und Balsamine! — Die Sunneblume steck im Michel uf e Guet, hi hi! I will nes Paar Monetrösli go abbreche, dört i 's Eggli use . . . Jösis! wer isch do?“ — — — Man hört ein leichtes Geräusch in Bertha's Nähe, wie von einem fallenden Gegenstande, dann ein fast unhörbares ‚St!‘ — „'s isch nüt, Bäbeli, i ha's nume g'ment —“

„Nei, nei, Bertha, 's isch gwüß öpper do . . . dört bim Gartehüsli! Het's di nit au dunkt?“

„Chumm du, mr wei ine goh, 's isch Niemer, aber mr hei jo Meie guet . . . Los, wie sie singe im Dorf inne . . . und dört der schwarz Ma im Schopf, ghesch-ne? Lueg, er nimmt di!“

Lachend und schreiend stürzen die beiden Mädchen in

den Ausgang hinein, die Thüre hinter sich zuschlagend, daß die Mutter aufwacht und ängstlich ruft: „Was git's au?“

Unterdessen hatte sich unter den Männern ein harter Disput angelassen, ob man tellen wolte oder nicht. Der Heiri meinte, man solle lieber die Borgefekten „schaffen“, wo d'Gmein no ufe Chopf stelle! Und „Wedelen“ bekomme man auch schon fünfzig weniger, das sei kei Art und kei Gattig, und auf „d'Rüttene“ hätten sie nun auch noch sechzig Santinen geschlagen. „Bim Grind näh sett-me se!“ ruft der Chasper und macht dabei ein Gesicht, als wollt' er es gleich mit dreien aufnehmen.

Die Bäuerin aber sprach: „Nei, los mer au do zue, an ere Sichlete z'politisiere und so höhn z'werde! Lüht das loh gelte hinecht und esset und trinket dir und machet Gspäß, i föhr-es lieber!“

„So, d'Muetter het recht — schenket dir i und chehret 's Blettli um, däs, wo öppis Lustigs druff isch!“ fügt der Bauer hinzu.

Auch unter den Mädchen hatte sich ein eifriger Wortstreit entsponnen über die Frage, ob 's Mehgers Friedli noch zu 's Längen Eveli „gehe“, oder ob sie seit der Chilbi wirklich „für enander use“ seien, wie vielfach behauptet werde. Man erging sich in Vermuthungen, Rede und Gegenrede.

„Und i säge, er goht nümme“, behauptet das Breni, „er het gänzlich Firobe gmacht! Erst gester ha-n-ige bi 's Peters Anneli gseh, bim Brunne, und sie hei gschäkelet wie der tufsig. Das isch nit umen öppe so obehi gsi, i verstoh mi au e chli druf, so dumm bin i au nit. Dä goht jeh zum Anneli!“

Die Mädchen lachen hell auf: „So, so, Breni? Du verstohsch di au druf? hi hi hi!“

„Dr sit alli Narre!“ erwiedert das Breni böse, „i säge
keis Wörtli meh!“

Die Mädchen aber singen:

„Und 's Breneli ab-em Guggisberg
Isch au nes ordligs Meitli gsi,
Isch au nes ordligs gsi,
Jek isch es aber nes Bibli,
Get keini rothe Bäckli meh,
Get keini rothe meh!“

Dört unte-n-i dem Lädeli
Dört chaust me guete Schnupstubaß
Dört chaust me guete Schnupf;
's Loth um-e-ne Chrüzer
Und au no chli Papier drzue
Und au no chli Papier“

„So, Meitschene, da'sch ne läbigs! Nume zue ghaue!“
ruft in weinseliger Aufregung der Mathys; und er versucht
einen Zauchzer loszulassen, der jedoch nicht als besonders ge-
lungen zu bezeichnen ist. „Mathys, du heisch ne Chäfer im
Säck!“ neckt das Mariann.

11.

Scherz und Gesang und lustiges Zutrinken wechseln in ungezwungener Folge. Die Mutter war wieder eingenickt. „Muetter — Muetter!“ ruft das Bertha leise, indem es sich vor sie hinstellt. Sie schläft wirklich fest und z'g'rechtem. Der Vater erzählt den Taunern aus guten und bösen Tagen und von Noßhändeln. Das Bertha begibt sich leise und unbemerkt in die Küche, ergreift das matt leuchtende Feuerherdampeli und schreitet schnellen Schrittes in die Speisekammer, wo die leckern Sachen alle in großen weißen Körben aufgespeichert sind. Nach kaum zwei Minuten kommt das Mädchen wieder aus der Kammer. Es trägt etwas unter dem Schäubeli, was mag es wohl sein? Dann bläst es das Lichtlein aus und kaum hörbaren Schrittes verläßt es das Haus: es eilt in den Garten, dem Gartenhäuschen zu. Drei Schritte vor dem ephreumrranken Häuschen hält es seine Schritte an. „St!“ Eine schlanke Männergestalt tritt aus dem tiefen Dunkel hervor und begrüßt die hübsche Bauerntochter mit einer stummen — Umarmung.

„I ha dr do öppis e chli, Arnold!“ sprach sie hastig und leise. „Nimm's, oder schülisch mi öppe? Gell es het di blanget? Aber i ha nit ehuder chönne cho — d'Muetter.“

Sie setzen sich auf das feuchte Bänkchen außerhalb des

Häuschens. „Jo, d'Muetter het erst hüt wieder so g'iferet und mr dr Hübelisürmel wellen aprise —“

„Und über das ‚Schuelmeisterli‘ loszoge! Säg's nume, Bertha, i ha's scho denkt! I ha's scho denkt, daß mi dini Lüt verachte werde, trotzdem, daß i brav bi und nen Gristänz vorammer ha, so guet wie Eine! daß sie di verschachere werde —“

„Aber i cha nit vo dr loh, Arnold, sie möge thue wie sie wei!“ ruft schluchzend das starke Mädchen. „Lieber blib i libig . . . O Arnold, du hesch mr's förmlig atho . . . worum ha di au so unendlich gern?“

„I weiß es scho, aber i säg es nit, i thue dr's nit z'Gfalle . . . Jösis, i glaub, es chömm öpper . . . Chumm morn, Arnold, gäll? I mueß goh!“

„Adiö, Schäkeli! Mit no nes Münscheli?“ — Und das Bertha huscht eiligst in's Haus hinein, durch die Küche und Hinterthür, wie es gekommen war. — Armer Hübelihans!

„Bertha, du hesch au roth Bäck! und schnusfisch so stark! Isch's so warm duffe?“

Rothe Bäckli, blaue Neugli

Und e Grüebli im Rinn —

So singt das Bäckeli, und das Lisele, das ganz fest geworden, singt ebenso laut mit und schlägt den Takt mit dem Füßchen. Der Albert schaut Bertha so durchdringend an; er wird doch nichts gemerkt haben? Mira doch! Sie wollen ihm ja auch den Güllenburschlitten anhängen, auch ihn verschachern, denkt die Schöne.

Die Mädchen singen weiter:

Vater, Mutter, wollen es nicht leiden

Daß wir sollen bei einander bleiben.

Drum mein He-e-erz so traurig, traurig isch,
Schatz lebe, lebe wohl und vergiß mein nicht . .

„Seiht, Meitlene, was isch das für nen Drnig? Rei Wi meh uf em Tisch! Bertha, Mariann! Wi her! So troch wei mr doch nit do hocke! Was, Heiri, hei goh? Das isch kei Red, jeh blibe mr no ne chlei, jeh wei mr no ne chlei si, poz Donner!“ Auch die sonst blassen, runzeligen Wangen des Bauern beginnen sich ordentlich zu röthen.

„Nehmet doch au Eierchüechli!“ mahnt das Biseli. Auch seine feinen Bäcklein fangen an zu glühen, es hat alle Müdigkeit vergessen. Ach, es ist so lustig, die Sichlete! „Bäbeli, Bäbeli! Se los mr au, du chausch de no mit em Bertha rätsche! Bäbeli, wie luut mueß i ächt au no brüele? Bäbeli, gell, du hesch 's Gygeli bi dr? Woll, woll, du hesch's! Se, mach gschwind eine, ne Galopader, ume kei Walzer, i cha ne no nit! Se, Bäbeli, du bisch de lieb!“

„Tanze wei mr? Jo bigopp!“ ruft das Breni. „Ig und dr Heiri machen eine! Aber ne runde, gell Heiri? Aber was seit de d'Frau? Was mensch? Gleitiger, Bäbeli! So!“

Der Michel tanzt mit Bertha, der Mathys engagirt die Hausmagd. „Schönne mr's ächt au z'säme, Mariann? Oder wotsch du öppe mit em tanze, Haus?“

„Ne, tanz nume, sövli stark pressiert's mr nüshti nit.“

„Dä cha mit em Stallbese tanze“, wirft das Mariann schnippisch ein, „sie schmöcke de beedi ungfähr glich!“

„Menschst öppe? 's cha si, aber di geiht's grad nüt a, weischt das!“

Der Bauer war hinausgegangen, als er wieder eintritt, kann er schier nicht mehr seinen Platz gewinnen, so tanzen die Paare Kehraus, besonders der Mathys „doppelirt“ trotz einem Jungen.

„Vene, wei mir öppen au eine mache?“ scherzt der Bauer.
„Vene, schloß doch nit eister, lueg wie lustig as zuegoht!“

„I schloße jo nit und köhren Mä. Aber mir wei den!
die Junge lo mache, sie hei nit so schwäri Bei wie mir, süst
thäte-sie au lieber hode. Tanz du minetwege, wenn Gluscht
hesch, Jörg! I werde nit schalu. Mueß dr no nes Strübli
bringe?“

„Nei, nei, gesse han i gnue und trunken au gli. — (Zu
den Mädern:) 's isch wieder heiter glanz dusse und dr Berg
het si pugt. Für das Mol isch's mit em Regne verbi. I
ha denkt, es mach mehr, gschade hätt's nit viel, so wege-me
Tag thuet's i dr Frucht nüt, im Emdgras aber hätt's wohl
tha. 's isch müglik, daß es jek recht troch wird, de git's zum
Borus weni Emd; 's isch dünn und churz.“

„Ne Tröchni git's allweg“, antwortet der Heiri, „me
heig scho mängi Nacht d'Füchs köre belle, dr Hans hört wüßs
au köhrt ha, gell Hans? Aha, er tanzet au, i de Holzböde,
jo, Breni, schlingge numme recht im Züüg ume! Dä ma's
verlide!“

Der Mathys aber sagt: „Euch brucht's nit Angst z'werde,
Meister, wege dr Tröchni, wenn me so vorrätigs Fuetter,
fettig Hüffe uf dr Bühni hett. Dir chönnet's au mache, wie
selb Bur im Oberland obe, wo euse Xaveri bi-n-em dienet
het. Er het's mängisch erzellt und mir hei-n-is fast z'tod
gläset. — Do heb's emol dr ganz Aberelle und wit i Maie
use gregnet, es heig ne böse Aschin gha für's Gras und für's
Pflanzzüg. Do sige d'Lüt zum Pfarrer gange und hebe gseit,
er sell doch Stundgebet astelle, daß es au regni und's Heu
gäb. Im Xaveri si Meister aber isch ne wüethig riche Bur
gfi und het no bi hundert Chloster olts Heu gha zum ver-
chaufe. Du het'r gseit bim z'Morgenesse zu sine sechs Chnächte

und drei Mägde: Dir ganget jek au z'Chilche, all Tag, so lang ander Lüüt au göih. Aber passet mr uf! Dir betet mr, daß es nit regnet, daß's weni Heu git! Heit-er mi verstande? — So si-sie all Tag z'Chilche gange, ihrene Müni. Und drei ganz Wuche, het dr Xaveri gseit, drei ganz Wuche hei mr's möge eb'ha, eufere Müni gege die ganzi Gmein — ha ha ha ha! — Se, Hans, gi-mer e chli vo dim Tubak, i ha mine vernistet. — Nu, Mariann, wenn mi no einisch so müpfisch, so will dr de dr Marsch scho mache, tanzet, wo's Platz isch, dr bruchet nit euferein cho unterosfig z'heie! Breni, i heb di gwüß bim Bei, wenn no einisch so chunnisch!"

„Hoc du hintere Tisch, Mathys, du bisch doch do nit sicher, sie wei di halt mit Gwolt helche, das Fraßezüg!“ sagt der Bauer aufgeräumt.

Der Heiri aber ruft: „Nei, Meister, jek goht me hei go hocke, dr-längewäg i's Bett, dörthi chömme sie nit. 's isch spot gnue und eufi Sach hei mr au gmacht — Herrgott, scho halbi Eis! Mathys, usprogt und d'Stiefel uezoge! Hei hei! Süsch! meinen eufi Wiber, mr sigen uf und drus — und thäte si hinterfinne!“

„D die wurde afe briegge!“ spottet das Mariann, „settig chäme sie am Noß-Märet no über, a jedem Finger eine und no nes Halbdoge dri!“

„Mach nume, daß du no Eine überschunnst; es wird dr no Gedanke mache, so ne böse Chäzer —“

„I wüll gar keine, bidant mi!“

Das Liseli stürzt auf die Mutter los, schlingt seine Arme um ihre dicke Taille und, an ihr zerrend, ruft es übermüthig: „Müetti, chumm! mr wei au eine mache, dr Letscht!“

— „Doh mi doch goh, du Gänggel! i glaube bigopp, du hebiſch ne Ruſch, ſchäm di au, Liſeli, vor em Mannevolch!“

„Seiht Meitlene, jek ufghört tanze, chömmet Alle do zum Tiſch!“ beſiehl der Bauer. „Deb mr vonander göih, trinke mr no nez Ständibuz, wie's die große Herrſchaften au mache! Früſche Wy her, dä iſch jo ganz läih vom langen aluege. Muetter, du mueſch au no cho Gſundheit mache! Und dr Albert wo iſch jek dä?“

„Jo, wo iſch jek dä?“ ruft die Mutter.

„Er iſch ſcho ne Stund nümmе do“, antworten die Mädchen, „er heb numme nie tanzet.“

„I will ech ſäge, wo-n-er iſch“, ſagt der Heiri; „dr Hans dört möcht-en mit em Finger erlänge, wenn er d'Schaffi uſthuet: ſelb uf-em Bänkli lit er vor em Huus und ſchloft.“

„Was? Schloft? Mir wei-n-em dr Schlof ſcho vtribe!“ So rufen die Mädchen und rennen zur Thüre hinaus. Draußen gewaltiges Geſchrei und Gelächter, ſie zerren den Widerſtrebenden in die Stube hinein. „Do hei-mer-e, dä Siebeſchlöſer, dä Julänz! Alle marſch, abghoet, dohi, nebe Heiri und Viſcheid tho! gell, am-en-en andere Ort chämisch nit Schlof über, über euſerein iſch dr z'gring!“

„Er iſch halt au grüſli müed worde und dr Arm thuet em halt au no weh, löiht en doch goh!“ wehrt die Mutter mitleidsvoll.

„Was? müed? An ere Sichlete?“ rufen die Mädchen.

„Jek löiht mi rſieihig!“ wehrt der Jüngling lächelnd und reibt ſich den Schlaf aus den Augen, „jek bin i jo wieder buſchper, was weit-er meh? Gſundheit Heiri! ſieht, ſe trinket jek und machet eui Sach, heit-er doch ſo nez Weſe mit mr. Wei mr no eis ſinge, Bäbeli? Im Mariann ſis —“

I cha keiz bſunders Liebli und cha gar nit ſinge!“ ſiel

ihm das trogige Mädchen in's Wort. „Und du Hans, trink de z'andermol us dim und nit us mim Glas —“

„Das isch mi thüri Seel gäng mis Glas gsi, dr ganz Obe —“

„Nei, mis isch's, sägen i! Und i will's bsunder ha!“

„Und wenn-o! I ha däich so nes fufers Mul as du, selb muesch de wüsse, und wege dr Fürnehmi —!“ Der starke Hans ist wirklich ganz aufgebracht. Aber auch das Mariann wendet ihm verächtlich den Rücken.

„Nu, was isch jeh das?“ ruft der Bauer; „ne ganzen Obe isch's so friedlig zue gange, jett müescht dir no bögge selb obe! das thuen i nit! Agstoße und dr Friede gmacht!“

„Hei jo, es dunkt mi au“, sagt die Mutter, „ale, Mariann, thue nit so böös und mach im Hans Bscheid!“

I bi eineweg z'friede, und er cha's mache wie-n-er will!“ erwiedert das Mädchen. „I goh go luege, was d'Sau macht. Wo isch d'Boterne? Guet Nacht Heiri und Mathys! Und dir au, Meitschene!“ — Und es entfernt sich raschen Schrittes.

„Das git einisch ne bösi donners Frau“, sagt der Chasper, „öppe so nes leiders Mannli schloht die im Hüsli ume, as-es stübt. Die wett i nit, chönn sie au schaffe wie sie well! Du au nit, gell Heiri?“

Der Hans sagte nichts. —

„So, jeh no ustrunke, Manne, und dir au, Meitlene, dr schlofet numme besser! Und du Hans — mach doch nit so dr Muggi! Trinket doch us! Muetter! (leise) Gesh-ne die Sach z'weg? — (laut) Morn lade mr de z'erscht ab, öppe so gar früeh bruchet-er nit z'cho, 's ma glich no gsi, und de puße mr ine, was no dussen isch. Gesh i Stall zündet, Hans? de isch recht! Nu, Chasper, wo fählt's? du

luegisch so hüffelig use! Hesch so Schloß oder bißch süßcht nit z'paß?“

„Ja“, ergänzt der Hans, „er macht grad nes Gesicht, as müest er morn e Lichered ha! Oder plagt di 's Frävelgricht? Bim Donner, da hei-mr's, das git dr z'stune! Lah gseh da! Well, 's Birchli lit dr uf em Mage, das chansch nit verwerche! Du chunscht allweg nes Portiönli Gascho über, aber briegg nüscht nit, mr bringe dr de Znüni, ig und dr Mathys, nes Baggeli Brönz —“

„O dir Züttle dir! Wäge dem Wigeli Frävel chummen i feini graue Hoor über; i wüll mi scho use biße, glaubet's numme!“

„Aber wenn di de dr Presidant recht obenabe aschnarchlet, de erschlüpfst doch, mi Gottseel!“

„So wenn me si thät fürchte! Aber i bi au scho dur 's Säckfüür gange und 's het mi nit brönnt!“

„Wenn du?“ fragt der Heiri.

„He selbmol weg-em Rüttimelk, weg-em Schlaghandel. Selbmol ha-n-i gment, dr Tüfel sig nümme wit! d'Neu und Leid ha-n-i scho gmacht gha — do het mr dr Lunzichlaus ne guete Roth gäh.“

„So bigopp, i bfinne mi no guet! Du hesch dr Melk gar schandlig versackuhret gha und bewiese-n-isch's au gfi bis a 's Böchli zue — du hesch bsunderbari Gnad gha, Chasper —“

„Gnad? Nei, diffig mueß mr si!“ Nachdem er ausge-trunken und sich wieder einschenken lassen, fährt der Chasper fort: „Wie gseit, diffig mueß mr si, der Chlausi het mi famos instruirt und mr's Pfiffi gnoh, ha ha ha! — 's het gregnet, was vom Himmel abe het möge und g'chutet, g'chutet — bim Scheeriloch het's mi albe ganz umdräiht! Wäge däm bin i au ne ganzi halb Stund z'spot cho. Do bin i

glick nit grad i d'Grichtsstube gange, sondere i's Presidänte Chuchi. Dört ha-n-i nes Hässli uf en Tisch gleit, wo ig und dr Chlausi am Obe drvor braggeniert gha hei — im Heide-
loch hei mr ne tätscht — und du ha-n-is dr Frau Presidän-
tene klagt, worum as ig müeß vor Audienz. Dr Chlausi
het mr ebe gseit gha, sie sig eigetlig Presidänt. I ha's
grad gmerkt, daß ere 's Pelzli gfallt. Sie het gseit, sie well
öppe luege, was z'mache sig. I sell still drzue si und jez
weidli goh. — Gib mr Züür, Hans! — Wo-n-ig i d'Gricht-
stube cho bi, het mi dr Weibel scho abrüelet, worum i so
spot chömm und dr Presidänt isch so chrumm und gstablig
's Zimmer uf und ab gscheichet und het mi us sine Schlig-
äuglene so verdächtig agluegt — o Chasper, hättsch du dis
Hässli wieder, ha-n-i denkt — Sit dir dr Chasper Chriesi-
bluest? Jo, Herr Presidänt. — Dir hebet do eue Nocher
gschlage! Chläger, bringet eui Schlag vor! — Do ha-n-i erst
dr Melf gseh im Ofeneggeli hocke, dr Grind het'r verbunde
gha und het so erbärmig blau und möltsch use gluegt, er
het mi doch duret! O Chasper, ha-n-i denkt, dir goht's hüt
schlächt! — Gib mr no nes Tröpfli, Breni! — Du het dr
Melf Alls gseit, wie dr Strit agange sig wägem Tschuppel-
huehn und wäge de Wibere und wie-n-ig-e durwalkt heb.
Gloge het'r frili au ne chli: i heb em mit em Stiefelzieher
zwickt, und i ha mi Seel numme ne Stifel gha, ne frisch-
bschlagne! — Der Presidänt isch still gstande und het mi
agluegt, wie ne Rähel: Dir köhret, was dr Chläger vorbringt!
Dir gseht, Berantworter, daß dir ech schwär vergange heit,
Alls spricht gägen ech, Züüge und Akte, weit-ers grad igstoh?
— Do böpperlet's a d'Thüre. Herein! Es böpperlet wieder.
Dr Weibel goht go luege — "

„Bertha los“, ruft die Mutter, „chumm gschwind. (Zeise:)

Si doch d'Chörbli ipact für d'Wärchme? I 's Mathysen Frau thue no ne Gläsche Wi dri, heisch's ghört? Lötliche, heisch's ghört? Und d'Chirswasserfläsche, wo hei mr si hüt au hi tho — i ha so Chopfweh."

Hören wir wieder, was der Chasper erzählte. — Herr Präsident, dr fället nen Augenblick go lose, seit dr Weibel. Wie-n-er use gangen isch, ha-n-i au noch güggelet und d'Fran Präsidentene gfeh im Gängli usse. Seit's em's ächt? I paar Minute isch-er ine cho, het nen Augenblick zum Pfäister us gluegt, isch zwöi Mol d'Stuben uf und ab glause und du het-r wieder agfange, aber agluegt het-er mi nümme: Jo, Verantwort, dir heit e chli übersünig ghandlet, das isch konstatiert, allein — allein, dir Ehläger hebet au gar ungebürlig brofiziert! der Verantwort het schint's mehr i dr Nothwehr ghandlet — — Nothwehr? Herr Präsident! seit dr Melk, er het mi z'erst bim Chrage gnoch!! — Jä, sig das jek wie-n-es well, Mano, es chönnt euch au no schlächet goh! I rothen ech guet, 's Gricht chönnt ech ganz guet beedi z'säme strofe, de heit-er's! Trinfet dir ne Schoppe z'säme Aber Herr Präsident, seit dr Melk, lueget doch au mi Chopf a und der schwullnig Arm? Nüt, nüt, i chönnt ech keis guets Wörtli illege, dir sit, wie-n-i gfört ha, au ne chli ne Händelsüchtige, göiht dir jek, göiht. — Ha ha ha! I ha gwüß bald gment, dr Melk wärd no gstroft und i chömm nes Tringeld über, as ig en farwatscht ha, er chömm i's Loch, as er so geduldig dar gha het, ha ha ha!"

Der Heiri aber spricht: „Dasmol chönnt's dr nes Bigeli schlächter goh, Fründ; 's wird jek nümme i dr Chuchi abgsproche!"

„Do Manne, heit-er eue Wibere öppis e chli hei z'chrome — nei, nei, dr heit nüt z'danke, 's isch nit so viel!" sagt die

Mutter, indem sie Jedem das mit Rüchli gefüllte Körbchen reicht. „Schloset wohl, Manne! und wenn dr nit gnue gesse und trunke heit, so sit-er selber z'schuld, wägem schüttue! Guet Nacht, Allne z'säme, guet Nacht, chömet guet hei! — Meitschene, marsch i's Bett! Wo isch dr Albert? Isch-er öppe no furt? Wird doch nit si, um die Zit! Michel, gang lueg doch — 's isch wägem Bschlülle! — Morn bruchsch keiz Röschi zum Caffeé z'mache, Mariann, es si jo Chüechli gnue do! So? isch dr Albert no furt?“

12.

Ja, der Albert ist noch „furt“. Während Chaspers Erzählung kämmte er sich die Haare zurecht und verließ unbenutzt die Stube und das Haus. Er schlägt den Kirchweg ein, quer durch die Matten und Obstgärten. Bei des Sigristen Haus biegt er rechtsab, überspringt zwei Gartenheiden und befindet sich im Nu hinter des Krämers Haus, vor dem Fensterlein des Röseli. Der riesige Hund unter der Laube bellt wie wüthend, ein paar flüsternde Worte des Jünglings reichen hin, um ihn zu beschwichtigen. Dann klopfte er dreimal leise an das Fensterläusterle: „Röseli, Röseli! Nume-ni bi's! Schlossch?“ Es nahen sich Fußtritte von dem Mühlegäßli her. Es ist nur der Wächter, er ruft die Stunde: „Ein Uhr gschlage, Ein Uhr gschlage!“ Er setzt seine Wanderung fort, das Dorf entlang. Dann ist wieder Alles stille, Mensch- und Thierlein schlafen, ausgenommen das Zirpchen im Grase und der Frosch im nahen Mühleleiche, welche ihren süßen Geheimnissen Ausdruck verleihen.

„Röseli, ghörsch nüt? Ig bi do!“ — „Aber, Albert, chunnst du no so spot? 's isch gwüß hold Morge!“ Das Läusterle öffnet sich. „Worum chunnst du au so spot? Aber Jösli, wenn di au öpper gsäc —“

„Mr hei d'Sichlete, und i ha nit chönne schlofe, öb di

no gseh ha! Nimm das Röseli, nes Gläschli Sicheltwi, aber vom Mehbbessere! Nimm grad nes Schlüchli! Nit?“

„Los, Albert, i wett lieber, du chämisch nümme . . . du machsch mir 's Herz so schwer und 's fuchrt doch zu nüt, Albert, i weiß es sicher!! Tuji wurd=es nie zue-gäh, in Ewigkeit nie — wie hei sie nume ne Därme gha wege lehtmol i dr Stadt! — nei, Albert, so unendlich lieb as di ha — blib lieber z'rugg, nimm ne Richi, sie thüeis doch nit anderisch!“

„Und i säge: di einzig ha-n-i gern uf dr ganze wite Welt und di einzig will i und süscht kei Anderi, so woher —“

„Schwör nit, Albert! Und red doch nit so luut —“

„So woher as ne Himmel git, loh mi nit loh iwätte, wie nen Dr. Röseli, do hesch d'Hand druf, mir bisch rich gnue und 's Liebste uf Erde . . . Gell, Röseli, du heiß-esch mi nümme z'rugg blibe, blibsch mis lieb guet Schägeli . . .?“

Armer Mattenhofbauer, deine Großbauern- und dynastischen Pläne werden kaum in Erfüllung gehen! Armes Güllenbur-Unni, weder deine Reize, noch deine „Achtzigtausende“ werden hinreichen, den Albert für dich zu gewinnen . . . Vorderhand bleibt das „Ziforimeitschi noch Siegerin! —“

*

*

*

„Jörg!“ sprach die Mattenhofbäuerin zu ihrem Ehegemahl, „Jörg, do nimm no nes Stiefeli Chirsiwasser, das isch guet vor-em schlofe, bsunders wenn me Chüechli gesse het. Wotsch no eis? Säg's numme, wenn mahsch! — So, jeh wei mir doch au go schlofe, 's isch Alls i dr Rueih, bis a 's Mariann; er seit, es well no öppe ne Stund ufblibe bi dr Mohr, me gseih de scho, öb sie hinecht fährli oder nit. Gang ehnder no gschwind go luege, du verstohsch di jo au druf, und wenn ghesch, as nüt drus git, so jag's Mariann au

i's Bett; 's mueß au gar gnue dra si! Leg nume die Pantoffle do a! — 's isch au ne Sach, daß die Zwöi, dr Hans und 's Mariann, si nit besser chönne verträge! Wenn d'Dienste öppe gar z'säme hei, isch's au nit guet, so aber isch's au verleidlig, i denke, sie blibe nit binander. Wotsch 's Liecht mit-r näh, Jörg? —"

„Nei, i finde dr Weg feischterlig.“

Nach einer Weile kommt der Bauer wieder hereingeschlurft.

„Vene, i weiß dr öppis Neu's, du wirsch lose! Also bin i dur-e Schopf use gange, i de Säustäle zue. I ha Heiteri gseh im Säugängli hinte und före lifeli zelle. 's het mi doch Wunder gno, wer dört sig bim Mariann! I bi zue düüßelet, was mensch, Vene, was het's für ne Chilter? Roth emol!“

„Deppe der Wagnerläng?“

„Nei währli nit — euse Hans isch-es! Sie hoden uf ei'r Strauwelle, und was i gmerkt ha, schlüüche sie jech nander nüt, wo's Niemer gseht . . . Gell Vene, das chunnt dir au gspässig vor?“

